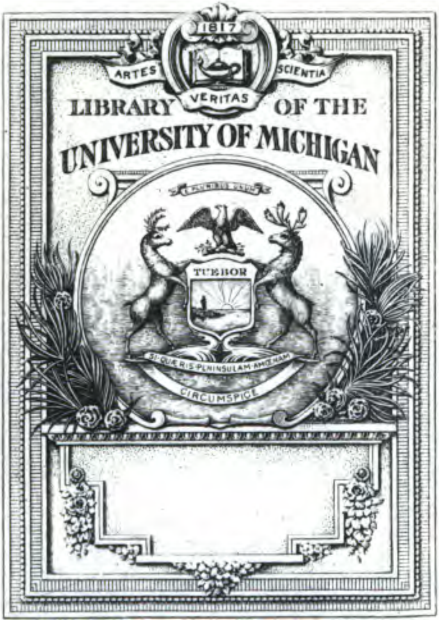

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

C. F. Gellert's
sämmtliche Schriften.

Gellert, Christian Fürchtegott

C. F. Gellert's
sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Dritter Theil.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
Leipzig,
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1867.

Inhalt.

Das Band ward von Gellert 1756 aus den Belustigungen in die Sammlung vermischter Schriften aufgenommen; die übrigen Lustspiele erschienen zusammen zuerst Leipzig 1747; Sylvia hatte vorher in den Belustigungen des V. und W.

1745, I, die Betschwester in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des V. u. W. Bd. 2, St. 2, Leipzig und Bremen 1745, das Loos in eben denselben Bd. 3, St. 5 u. 6, 1746 gestanden. — Eine Auswahl der bedeutenderen Abweichungen der Ausgabe vom Jahre 1747 ist in der gegenwärtigen nur bei den zärtlichen Schwestern und der Betschwester gegeben worden. — Die in dem Anhang enthaltenen Gedichte finden sich in den frühern Ausgaben von Gellerts Werken nicht. Die „Lieder“ 1743 in nur 12 Exemplaren (24 Seiten hoch 4to) gedruckt, von Gellert nicht in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen, sind hier nach einem Exemplare, dessen Benutzung wir der Güte des Besitzers, des Freiherrn von Meusebach, verdanken, abgedruckt worden, verglichen mit dem Abdruck, der sich in den vermischten Gedichten befindet, die Leipzig 1770 bei Fritsch als „Anhang“ zu Gellerts sämmtlichen Schriften erschienen.

Vorrede.

Man kann nicht viel von seinen Schriften sagen, wenn man sich nicht zugleich selber loben oder tadeln will. Ich werde daher den Leser mit keiner langen Vorrede zu diesem Bande Comödien aufhalten, damit ich nicht wider meinen Willen in einen von diesen beiden Fehlern verfalle. Der Autor hat ja auch bey dem Gerichte über seine Werke keine Stimme. Er muß es die Welt, insonderheit die Welt der Kenner, ausmachen lassen, ob seine Schriften gut sind oder nicht. Und wenn er sonst ein gut Gewissen hat: so kann er sicher auf die Billigkeit der Critik hoffen. Sie wird ihm über lang oder kurz Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ohne daß er sich selber ins Spiel mengt. Die Welt muß ohnedieß etlichemal aussterben, ehe eine Schrift das gewisse und untrügliche Siegel ihrer Güte und Schönheit erhält. Und das größte Lob der gegenwärtigen Zeit wird unsern Werken, wenn sie bloß mittelmäßig sind, nichts helfen, als daß man sie zehen oder zwanzig Jahre in den Bücherschränken bestäubt stehen und endlich vom Staube verzehrt werden sieht. Mein Trost ist, daß einige von meinen Lustspielen schon so glücklich gewesen sind, den

Beyfall der Kenner zu erhalten, und daß ich bey den übrigen keine kleinere Absicht gehabt habe, als ihn noch einmal zu verdienen. Wie ruhig wollte ich sein, wenn ich nicht noch zweifeln müßte, ob ich meine Absicht erreicht hätte!

Ich muß nunmehr einige Erinnerungen über etliche von den nachstehenden Comödien machen. Die erste betrifft einen Vorwurf, den man der Betschwester in der Regensburger gelehrten Zeitung gemacht hat; nicht denjenigen, daß sie keine Verwickelung hätte; nein, die gelehrten Herren Schweizer sind schon so gütig gewesen und haben mich besser vertheidigt, als ich mirs hätte wünschen können *). Und ich würde sehr undankbar seyn, wenn ich die Rechte, die ich durch ihre Vertheidigung erhalten habe, noch höher treiben wollte. Gesetzt, der Vorwurf der Regensburger Zeitung wäre auch gegründet: so würde ich zwar darüber schamroth werden, mich aber gar nicht vertheidigen. Man spreche mir den Witz ab. Es ist mir gar nicht lieb, ich wollte tausendmal lieber gefallen. Aber das weis ich gewiß, daß ich den Ruhm des Witzes nie durch Streitschriften zu erzwingen suchen werde. Die Welt ist klüger, als der Autor und Gegner. Sie ist auch billiger, als beide. Also wird sie die Sache schon ausmachen, ohne erst unsere Eigenliebe in einer Vertheidigungsschrift kennen zu lernen. Allein es steht in der Regensburger Recension eine Stelle, die nicht bloß meinen Witz, sondern mein Herz beleidiget. Sie heißt, „der gemeine Mann würde nicht „wissen, ob man die Betschwester, oder den König David lä„cherlich machen wollte." Ich dächte, dieses heftige Urtheil hätte ich nicht verdienet. Welcher gemeine Mann, der die gesunde Vernunft besitzt, und einige Stellen aus der Schrift weis,

*) Freymuth. Nachrichten von neuen Büchern rc. 4. Zürich 1746. Bl. 276. u. f.

sollte auf diesen unseligen Zweifel verfallen können? Sollte er niemals in der Schrift, aus der er die Andacht des Davids kennt, sollte er da nicht auch von gewissen Leuten gelesen haben, welche den Schein der Religion hatten und ihre Kraft verleugneten? welche lange Gebete machten, sauer aussahen, mit großer Strenge fasteten; kurz, welche die Religion in äußerlichen Dingen, in Geberden und Mienen, in Kleidern, in der Enthaltung von Speisen, in Gebetsformeln, in kläglichen Tönen, in gefaltnen Händen, in verzagten Schritten suchten, und bei ihrer heiligen Gestalt ein boshaft Herz hatten und behielten. Wenn er von Leuten gehört hat, die zu den Zeiten unsers Erlösers und nach denselben gern einen Vertrag zwischen der Natur und Religion stiften wollten; die das Leichteste aus dem Gesetze nahmen und das Schwere andern überließen; welche die Pflichten sorgfältig beobachteten, die ihren natürlichen Neigungen am meisten gemäß oder am wenigsten zuwider waren; welche die Figur der Gottseligkeit und die Form zu wissen hatten, und was Recht war im Gesetze; die als fromme Kinder Till und Kümmel verzehndeten, und doch als Phantasten vor sich her posaunen ließen, wenn sie den Armen etliche Groschen austheilen wollten; die durch ihre langen Gebete sich zu Heiligen machten, und die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit vor und nach ihren Gebeten schändeten: Sollte, sage ich, ein gemeiner Mann, der dieses weis, noch zweifeln können, ob ich den König David, das heißt, die vernünftige Andacht eines frommen Herzens, oder die Betschwester, das heißt, die abergläubische Andacht eines ungebesserten und lieblosen Herzens, lächerlich machen wolle? Wie weh sollte mirs thun, wenn ich diesen guten Leuten die Religion verdächtig machte! Doch nein, ich mache mir keine Sorge. Die Ungelehrten machen weit seltner falsche Auslegungen, als die Halbgelehrten. Der Witz sey verdammt, den ich mit Vorsatz, oder auch wider meinen Willen, gegen die Religion anwende! Ja, ich traue in

diesem Stücke meinem Herzen so sehr, daß ich gar nicht glaube, daß es mich bey einer so wichtigen und heiligen Sache unvorsichtig denken und scherzen lassen sollte. Wer mit der Religion spottet, wer es auch nur merken läßt, daß er damit spotten will, ist der unverschämteste und frechste Mensch, wenn er auch tausendmal die Religion nicht für göttlich hielte. Kann man mit einer Sache, die dem größten Theile der Welt, so viel tausend klugen und großen Seelen ehrwürdig und schätzbar gewesen ist, und noch ist, verächtlich umgehen, ohne die Vernunft zu beschimpfen? Ist die Religion aber das einzige Mittel, wodurch die Menschen tugendhaft und zufrieden werden können; (und sie ist es gewiß;) wehe demselben, der die Welt in dem Gebrauche dieses Mittels nur einen Augenblick durch seine Spöttereyen störet. Ich sage dies gewissen muntern Köpfen zum Besten, die man wegen ihrer Geschicklichkeit hoch halten, und wegen ihrer geringen Achtung, die sie gegen die Religion in ihren Schriften blicken lassen, mit Mitleiden und Entsetzen ansehen muß. Ihr Eifer für die Vernunft sey schön; ihr Witz sey gut und fein; er wird dennoch ihre Schande und das Unglück der Menschen werden, wenn sie ihn nicht wider den Aberglauben, sondern für den Unglauben und wider die Majestät der Religion brauchen.

In den zärtlichen Schwestern kömmt ein kleiner Pedant vor, der weiter keinen Fehler hat, als daß er zur Unzeit gelehrt und in seine Art der Gelehrsamkeit, mit Verachtung der übrigen Arten, verliebt ist. Dieser Charakter herrscht so allgemein unter den Gelehrten und Künstlern, daß ich nicht geglaubt hätte, daß man das Original dazu in dieser oder jener einzelnen Person suchen würde. Allein kaum waren die zärtlichen Schwestern gedruckt: so mußte ich den schrecklichen Vorwurf hören, als ob ich diesen oder jenen wackern Mann in der Person des Magisters gemeynt hätte. Und warum glaubten sie

dieß? etlicher Worte wegen, die doch hundert andre auch brauchen; und vielleicht aus keiner andern Ursache, als weil er auch ein Magister war. Alle, die mich kennen, werden wissen, daß ich einen Abscheu vor allen persönlichen Beleidigungen habe, und theils zu träge, theils nicht boshaft genug dazu bin. Ich liebe den Frieden von Natur, und denke selten an die Fehler der andern, ohne mich wegen meiner eigenen zu schämen. Ich bitte also meine Leser, wenn sie ein Original zu dem Magister suchen, daß sie sich tausend Personen in Gedanken vorstellen und hie und da einen Zug entlehnen mögen, bis ein Gesichte daraus wird, das diesem Charakter gleicht. Wenn sie ihn so suchen, so werden sie sehen, daß mein Pedant unter allen Gattungen der Gelehrten herrscht, und daß ich diesen Charakter blos darum einem Philosophen angedichtet habe, weil ich ihn nicht allen Arten der Gelehrten zugleich andichten konnte.

— — Poeta tabulas cum cepit sibi,
Quaerit, quod nusquam est gentium, reperit tamen.
Facit illud verisimile, quod mendacium est.

Plaut.

Das Singspiel, welches der Leser in diesem Bande findet, ist durchgehends aus einem französischen prosaischen Nachspiele*) genommen. Ich würde in meinem Leben an keins gedacht haben, wenn ich nicht auf einen hohen Befehl eins hätte verfertigen sollen; nicht deswegen, weil ich diese Art der Gedichte für unnatürlich hielte; nein, sondern weil ich sie für sehr schwer halte, wenn sie schön seyn sollen. Und wer weis, ob ich an dem

*) Nouveau recueil choisi et mêlé des meilleures pièces du Théâtre François et Italien. Tom. VIII.

so schönen Nachspiele des Herrn von Saintfoix nicht den Vorwurf im Texte verdient habe:

— — ex
Graecis bonis Latinas fecit non bonas.

Sollten einige an der Betschwester, dem Loose in der Lotterie und den zärtlichen Schwestern überhaupt tadeln, daß sie eher mitleidige Thränen, als freudige Gelächter erregten: so danke ich ihnen zum voraus für einen so schönen Vorwurf. Doch ich habe meinen Lesern im Anfange versprochen, wenig oder nichts von den gegenwärtigen Stücken zu sagen; und gleichwohl sehe ich, daß es mir, wie den Liebhabern, geht, die, indem sie ihren Schönen noch schwören, nichts mehr von der Liebe zu erwähnen, auch diesen Schwur unvermerkt brechen. Es mag also genug seyn.

Leipzig, im Monat September, 1747.

Die

zärtlichen Schwestern.

Ein Lustspiel von drey Aufzügen.

Personen.

Cleon.
Der Magister, sein Bruder.
Lottchen, Cleons älteste Tochter.
Julchen, dessen jüngste Tochter.
Siegmund, Lottchens Liebhaber.
Damis, Julchens Liebhaber.
Simon, Damis Vormund.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen. Lieber Papa, Herr Damis ist zugegen. Der Thee ist schon in dem Garten, wenn Sie so gut seyn und hinunter gehen wollen.

Cleon. Wo ist Herr Damis?

Lottchen. Er redt mit Julchen.

Cleon. Meine Tochter, ist dirs auch zuwider, daß ich den Herrn Damis auf eine Tasse Thee zu mir gebeten habe? Du merkst doch wohl seine Absicht. Geht dirs auch nahe? Du gutes Kind, du dauerst mich. Freylich bist du älter, als deine Schwester, und solltest also auch eher einen Mann haben. Aber —

Lottchen. Papa, warum bedauern Sie mich? Muß ich denn nothwendig eher heirathen, als Julchen? Es ist wahr, ich bin etliche Jahre älter; aber Julchen ist auch weit schöner, als ich. Ein Mann, der so vernünftig, so reich, und so galant ist, als Herr Damis, und doch ein armes Frauenzimmer heirathet, kann in seiner Wahl mit Recht auf diejenige sehen, die die meisten Annehmlichkeiten hat. Ich mache mir eine Ehre daraus, mich an dem günstigen Schicksale meiner Schwester aufrichtig zu vergnügen, und mit dem meinigen zufrieden zu seyn.

Cleon. Kind, wenn das alles dein Ernst ist, so verdienst du zehn Männer. Du redst fast so klug, als mein Bruder, und hast doch nicht studirt.

Lottchen. Loben Sie mich nicht, Papa. Ich bin mir in meinen Augen so geringe, daß ich so gar das Lob eines Vaters für eine Schmeicheley halten muß.

Cleon. Nun, nun, ich muß wissen, was an dir ist. Du hast ein Herz, dessen sich die Tugend selbst nicht schämen dürfte. Höre nur —

Lottchen. O*), wie demüthigen Sie mich! Ein Lobspruch, den ich mir wegen seiner Größe nicht zueignen kann, thut mir weher, als ein verdienter Verweis.

Cleon. So bin ich nicht gesinnt. Ich halte viel auf ein billiges Lob, und ich weigere mich keinen Augenblick, es anzunehmen, wenn ichs verdiene. Das Lob ist ein Lohn der Tugend, und den verdienten Lohn muß man annehmen. Höre nur, du bist verständiger, als deine Schwester, wenn jene gleich schöner ist. Rede ihr doch zu, daß sie ihren Eigensinn fahren läßt, und sich endlich zu einem festen Bündnisse mit dem Herrn Damis entschließt, ehe ich als Vater ein Machtwort rede. Ich weis nicht, wer ihr den wunderlichen Gedanken von der Freyheit in den Kopf gesetzet hat.

Lottchen. Mich deucht, Herr Damis ist Julchen nicht zuwider. Und ich hoffe, daß er ihren kleinen Eigensinn leicht in eine beständige Liebe verwandeln kann. Ich will ihm dazu behülflich seyn.

Cleon. Ja, thue es, meine Goldtochter. Sage Julchen, daß ich nicht ruhig sterben würde, wenn ich sie nicht bey meinem Leben versorgt wüßte.

Lottchen. Nein, lieber Papa, solche Bewegungsgründe zur Ehe sind wohl nicht viel besser, als die Zwangsmittel. Julchen hat Ursachen genug in ihrem eignen Herzen und in dem Werthe ihres Geliebten, die sie zur Liebe bewegen können; diese will ich

*) O, mein Gott,

wider ihren Eigensinn erregen, und sie durch sich selbst und durch ihren Liebhaber besiegt werden lassen.

Cleon. Gut, wie du denkst. Nur nicht gar zu lange nachgesonnen! Rühme den Herrn Damis. Sage Julchen, daß er funfzig tausend Thaler baares Geld hätte, und — Arme Tochter! es mag dir wohl weh thun, daß deine Schwester so reich heirathet. Je nun, du bist freilich nicht die Schönste; aber du wirst gewiß auch versorget werden*). Betrübe dich nicht.

Lottchen. Sorgen Sie nicht! ich müßte mich blos deswegen betrüben**), weil Sie mein Herz für so niedrig halten, daß es meiner Schwester ihr Glück nicht gönnen sollte. Dazu gehört ja gar keine Tugend, einer Person etwas zu gönnen, für welche das Blut in mir spricht. Kommen Sie, Papa, der Thee möchte kalt werden.

Cleon. Du brichst mit Fleiß ab, weil du dich fühlst. Sey gutes Muths, mein Kind. Ich kann dir freilich nichts mitgeben. Aber so lange ich lebe, will ich alles an dich wagen. Nimm dir wieder einen Sprachmeister, einen Zeichenmeister, einen Claviermeister, und alles an. Ich bezahle, und wenn mich der Monat funfzig Thaler käme. Du bist es werth. Und höre nur, dein Siegmund, dein guter Freund, oder wenn du es lieber hörst, dein Liebhaber, ist freylich durch den unglücklichen Proceß seines verstorbenen***) Vaters um sein Vermögen gekommen; aber er hat etwas gelernt, und wird sein Glück und das deine gewiß machen.

Lottchen. Ach lieber Papa, Herr Siegmund ist mir itzt noch eben so schätzbar, als vor einem Jahre, da er viel Vermögen hatte. Ich weis, daß Sie unsere Liebe billigen. Ich will für die Verdienste einer Frau sorgen, er wird schon auf die Ruhe derselben bedacht sein. Er hat so viel Vorzüge in meinen Au-

*) aber der Himmel wird dich schon versorgen. **) der Himmel weis, daß ich bloß deswegen betrübt bin, ***) seligen

gen, daß er sich keiner Untreue von mir befürchten darf, und wenn ich auch noch zehn Jahre auf seine Hand warten sollte. Wollen Sie mir eine Bitte erlauben, so lassen Sie ihn heute mit uns speisen.

Cleon. Gutes Kind, du wirst doch denken, daß ich ihn zu deinem Vergnügen habe herbitten lassen. Er wird nicht lange seyn. (Siegmund tritt herein, ohne daß ihn Lottchen gewahr wird.)

Lottchen. Wenn ihn der Bediente nur auch angetroffen hat. Ich will selber ein paar Zeilen an ihn schreiben. Ich kann ihm und mir keine größere Freude machen. Er wird gewiß kommen, und den größten Antheil an Julchens Glücke nehmen. Er hat das redlichste und zärtlichste Herz. Vergeben Sie mir, daß ich ich so viel von ihm rede.

Cleon. Also hast du ihn recht herzlich lieb?

Lottchen. Ja, Papa, so lieb, daß, wenn ich die Wahl hätte, ob ich ihn, mit einem geringen Auskommen, oder den Vornehmsten, mit allem Ueberflusse, zum Manne haben wollte, ich ihn allemal wählen würde.

Cleon. Ists möglich? Hätte ich doch nicht gedacht, daß du so verliebt wärest.

Lottchen. Zärtlich, wollen Sie sagen. Ich würde unruhig seyn, wenn ich nicht so zärtlich liebte; denn dieß ist es alles, wodurch ich die Zuneigung belohnen kann, die mir Herr Siegmund vor so vielen andern Frauenzimmern geschenkt hat. Bedenken Sie nur, ich bin nicht schön, nicht reich, ich habe sonst keine Vorzüge, als meine Unschuld; und er liebt mich doch so vollkommen, als wenn ich die liebenswürdigste Person von der Welt wäre.

Cleon. Aber sagst dus ihm denn selbst, daß du ihn so ausnehmend liebst?

Lottchen. Nein, so deutlich habe ich es ihm nie gesagt. Er ist so bescheiden, daß er kein ordentliches Bekenntniß der

Liebe von mir verlangt. Und ich habe tausendmal gewünscht, daß er mich nöthigen möchte, ihm eine Liebe zu entdecken, die er so sehr verdienet.

Cleon. Du wirst diesen Wunsch bald erfüllt sehen. Siehe dich um, mein liebes Lottchen.

Zweiter Auftritt.

Cleon. Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wie? Sie haben mich reden hören?

Siegmund. Vergeben Sie mir, mein liebes Lottchen. Ich habe in meinem Leben nichts vortheilhafters für mich gehört. Ich bin vor Vergnügen ganz trunken, und ich weis meine Verwegenheit mit nichts, als mit meiner Liebe zu entschuldigen.

Lottchen. Eine bessere Fürsprecherin hätten Sie nicht finden können. Haben Sie alles gehört? Ich habe es nicht gewußt, daß Sie zugegen wären; um desto aufrichtiger ist mein Bekenntniß. Aber wenn ich ja auf den Antrieb meines Papas einen Fehler habe begehen sollen: so will ich ihn nunmehr für mich allein begehen: Ich liebe Sie. Sind Sie mit dieser Ausschweifung zufrieden?

Siegmund. Liebstes Lottchen, meine Bestürzung mag Ihnen ein Beweis von der Empfindung meines Herzens seyn. Sie lieben mich? Sie sagen mirs in der Gegenwart Ihres Papas? Sie? mein Lottchen! Verdiene ich dieß? Soll ich Ihnen antworten? und wie? O lassen Sie mich gehen und zu mir selber kommen!

Cleon. Sie sind ganz bestürzt, Herr Siegmund. Vielleicht thut Ihnen meine Gegenwart einigen Zwang an. Lebt wohl, meine Kinder, und sorgt für Julchen. Ich will mit dem Herrn Damis reden.

Dritter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Wird es Sie bald reuen, meine Geliebte, daß ich so viel zu meinem Vortheile gehört habe?

Lottchen. Sagen Sie mir erst, ob Sie so viel zu hören gewünscht haben?

Siegmund. Gewünscht habe ichs tausendmal; allein verdiene ich so viele Zärtlichkeit?

Lottchen. Wenn mein Herz den Ausspruch thun darf: so verdienen Sie ihrer weit mehr.

Siegmund. Nein, ich verdiene Ihr Herz noch nicht; allein ich will mich zeitlebens bemühen, Sie zu überführen, daß Sie es keinem Unwürdigen geschenkt haben. Wie edelgesinnt ist Ihre Seele! Ich verlor, als Ihr Liebhaber, mein ganzes Vermögen, und mein Unglück hat mir nicht den geringsten Theil von Ihrer Liebe entzogen. Sie haben Ihre Gewogenheit gegen mich vermehrt, und mir durch sie den Verlust meines Glücks erträglich gemacht. Diese standhafte Zärtlichkeit ist ein Ruhm für Sie, den nur ein erhabnes Herz zu schätzen weis. Und ich würde des Hasses der ganzen Welt werth seyn, wenn ich jemals aufhören könnte, Sie zu lieben.

Lottchen. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich Sie so viel zu meinem Ruhme habe sagen lassen. Aber Ihr Beyfall ist mir gar zu kostbar, als daß ich meine Eigenliebe nicht mit Vergnügen anhören sollte. Sie können es seit zwey Jahren schon wissen, ob ich ein redliches Herz habe. Welche Zufriedenheit ist es für mich, daß ich ohne den geringsten Vorwurf in alle die vergnügten Tage und Stunden zurück sehen kann, die ich mit Ihnen, mit der Liebe und der Tugend, zugebracht habe!

Siegmund. Also sind Sie vollkommen mit mir zufrieden, meine Schöne? O warum kann ich Sie nicht glücklich machen?

Welche Freude *) müßte es seyn, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen, da mir die bloße Vorstellung davon schon so viel Vergnügen giebt! Ach, liebstes Kind, Julchen wird glücklicher, weit glücklicher als Sie, und —

Lottchen. Sie beleidigen mich, wenn Sie mehr reden. Und Sie beleidigen mich auch schon, wenn Sie es denken. Julchen ist nicht glücklicher, als ich bin. Sie habe ihrem künftigen Bräutigam noch so viel zu danken: so bin ich Ihnen doch eben so viel schuldig. Durch Ihren Umgang, durch Ihr Beyspiel bin ich zärtlich, ruhig, und mit der ganzen Welt zufrieden geworden. Ist dieses kein Glück: so muß gar keins in der Welt seyn. Aber, mein liebster Freund, wir wollen heute zu Julchens Glücke etwas beytragen. Sie liebt den Herrn Damis, und weis es nicht, daß sie ihn liebt. Ihr ganzes Bezeigen versichert mich, daß der prächtige Gedanke, den sie von der Freyheit mit sich herum trägt, nichts als eine Frucht der Liebe sey. Sie liebt; aber die verdrießliche Gestalt, die sie sich vielleicht von der Ehe gemacht hat, umnebelt ihre Liebe. Wir wollen diese kleinen Nebel vertreiben.

Siegmund. Und wie? mein liebes Kind. Ich gehorche Ihnen ohne Ausnahme. Herr Damis verdient Julchen; und sie wird eine recht liebenswürdige Frau werden.

Lottchen. Hören Sie nur. Doch hier kömmt Herr Damis.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Damis.

Lottchen. Sie sehen sehr traurig aus, mein Herr Damis.

Damis. Ich habe Ursache dazu. Anstatt, daß ich glaubte, Julchen heute als meine Braut zu sehen: so merke ich, daß noch ganze Jahre zu diesem Glücke nöthig sind. Je mehr ich ihr

*) Wollust

von der Liebe vorsage, desto unempfindlicher wird sie. Und je mehr sie sieht, daß meine Absichten ernstlich sind, desto mehr mißfallen sie ihr. Ich Unglücklicher! Wie gut wäre es für mich, wenn ich Julchen weniger liebte!

Lottchen. Lassen Sie sich ihre kleine Halsstarrigkeit lieb seyn. Es ist nichts, als Liebe. Eben weil sie fühlt, daß ihr Herz überwunden ist; so wendet sie noch die letzte Bemühung an, der Liebe den Sieg sauer zu machen. Wir brauchen nichts, als sie dahin zu bringen, daß sie sieht, was in ihrem Herzen vorgeht.

Damis. Wenn sie es aber nicht sehen will?

Lottchen. Wir müssen sie überraschen, und sie, ohne daß sie es vermuthet, dazu nöthigen. Der heutige Tag ist ja nicht nothwendig Ihr Brauttag. Glückt es uns heute nicht: so wird es ein andermal glücken. Es kömmt bloß darauf an, meine Herren, ob Sie sich meinen Vorschlag wollen gefallen lassen.

Siegmund. Wenn ich zu des Herrn Damis Glücke etwas beytragen kann, mit Freuden.

Damis. Ich weis, daß Sie beyde großmüthig genug dazu sind. Und mir wird nichts in der Welt zu schwer sein, das ich nicht für Julchen wagen sollte.

Lottchen. Herr Damis, verändern Sie die Sprache bey Julchen etwas. Fangen Sie nach und nach an, ihr in den Gedanken von der Freyheit Recht zu geben. Diese Uebereinstimmung wird ihr anfangs gefallen, und sie sicher machen. Sie wird denken, als ob sie Ihnen deswegen erst gewogen würde, da sie es doch lange aus weit schönern Ursachen gewesen ist; und in diesem Selbstbetruge wird sie Ihnen ihr ganzes Herz sehen lassen.

Damis. Wollte die Liebe, daß Ihr Rath seine Wirkung thäte. Wie glücklich würde ich mich schätzen!

Lottchen. (zu Siegmunden.) Und sie müssen dem Herrn Damis zum Besten einen kleinen Betrug spielen, und sich gegen

Julchen zärtlich stellen. Dieses wird ihr Herz in Unordnung bringen. Sie wird böse auf Sie werden. Und mitten in dem Zorne wird die Liebe gegen den Herrn Damis hervorbrechen. Thun Sie es auf meine Verantwortung.

Siegmund. Diese Rolle wird mir sehr sauer werden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Julchen.

Julchen. Da sind Sie ja alle beysammen. Der Papa wollte gern wissen, wo Sie wären, und ich kann ihm nunmehr die Antwort sagen. (Sie will wieder gehen.)

Lottchen. Mein liebes Julchen, warum gehst du so geschwind? Weißt du eine bessere Gesellschaft, als die unsrige?

Julchen. Ach nein, meine Schwester. Aber wo Ihr und Herr Siegmund seyd, da wird gewiß von der Liebe gesprochen. Und ich finde heute keinen Beruf, einer solchen Versammlung beyzuwohnen.

Lottchen. Warum rechnest du denn nur mich und Herr Siegmunden zu den Verliebten? Was hat dir denn Herr Damis gethan, daß du ihm diese Ehre nicht auch erweisest?

Julchen. Herr Damis ist so gütig gewesen, und hat mir versprochen, lange nicht wieder von der Liebe zu reden; und er ist viel zu billig, als daß er mir sein Wort nicht halten sollte.

Damis. Ich habe es Ihnen versprochen, meine liebe Mamsell, und ich verspreche es Ihnen vor dieser Gesellschaft zum andernmale. Erlauben Sie mir, daß ich meine Zärtlichkeit in Hochachtung verwandeln darf. Die Liebe können Sie mir mit Recht verbieten; aber die Hochachtung kömmt nicht auf meinen Willen, sondern auf Ihre Verdienste an. Scheuen Sie sich nicht

wecket worden ist. Verlassen Sie sich darauf, ich will mir alle Gewalt anthun; aber vergeben Sie mir nur, wenn ich zuweilen wider meinen Willen in den vorigen Charakter verfalle. Ich liebe Sie nicht mehr; aber ach sollten Sie doch wissen, wie hoch ich Sie schätze, meine englische Freundinn!

Julchen. Aber warum schlagen Sie denn die Augen nieder? Darf man in der Freundschaft einander auch nicht ansehen?

Damis. Es gehört zu meinem Siege. Wer kann Sie sehen, und Sie doch nicht lieben?

Julchen. Sagten Sie mir nicht wieder, daß Sie mich liebten? O das ist traurig! Ich werde über Ihr Bezeigen recht unruhig. Einmal reden Sie so verliebt, daß man erschrickt, und das andremal so gleichgültig, als wenn Sie mich zum erstenmale sähen. Nein, schweifen Sie doch nicht aus. Sie widersprechen mir ja stets. Ist dieß die Eigenschaft eines guten Freundes? Wir brauchen ja nicht zu lieben. Ist denn die Freyheit nicht so edel, als die Liebe?

Damis. O es gehört weit mehr Stärke des Geistes zu der Freyheit, als zu der Liebe.

Julchen. Das sage ich auch. Warum halten Sie mirs denn für übel, daß ich die Freyheit hochschätze? daß ich statt eines Liebhabers lieber zehn Freunde; statt eines einfachen lieber ein vielfaches Vergnügen haben will? Sind denn meine Gründe so schlecht, daß ich darüber Ihre Hochachtung verlieren sollte? Thun Sie den Ausspruch, ob ich bloß aus Eigensinn rede. (Damis sieht sie zärtlich an.) Aber warum sehen Sie mich so ängstlich an, als ob Sie mich bedauerten? Was wollen mir Ihre Augen durch diese Sprache sagen? Ich kann mich gar nicht mehr in Ihr Bezeigen finden. Sie scheinen mir das Amt eines Aufsehers, und nicht eines Freundes, über sich genommen zu haben. Warum geben Sie auf meine kleinste Miene Achtung, und nicht auf meine Worte? Mein Herr, ich wollte, daß Sie nunmehr —

Damis. Daß Sie giengen, wollten Sie sagen. Auch diesen Befehl nehme ich an, so sauer er mir auch wird. Sie mögen mich nun noch so sehr hassen: so werde ich mich doch in Ihrer Gegenwart nie über mein Schicksal beklagen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Julchen. Hassen? Wenn habe ich denn gesagt, daß ich Sie hasse? Ich verstehe diese Sprache. Weil Sie mich nicht lieben sollen, so wollen Sie mich hassen. Dieß ist sehr großmüthig. Das sind die Früchte der berühmten Zärtlichkeit. Ich werde aber nicht aus meiner Gelassenheit kommen, und wenn Sie auch mit dem kaltsinnigsten Stolze noch einmal zu mir sagen sollten: Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Das ist ja eine rechte Hofsprache.

Damis. Es ist die Sprache der Ehrerbietung.

(Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Julchen allein.

Wie? Er geht? Aber warum bin ich so unruhig? Ich liebe ihn ja nicht — Nein, ich bin ihm nur gewogen. Es ist doch ein unerträglicher Stolz, daß er mich verläßt. Aber habe ich ihn etwan beleidigt? Er ist ja sonst so vernünftig und so großmüthig — Nein, nein, er liebt mich nicht. Es muß Verstellung gewesen seyn. Ich habe heute ein recht mürrisches Wesen. (Lottchen tritt unvermerkt herein.) Wenn ich nur meine Laute hier hätte, ich wollte —

Achter Auftritt.

Julchen. Lottchen.

Lottchen. Ich will sie gleich holen, wenn du es haben willst. Aber, mein Kind, was hast du mit dir allein zu reden? Es ist ja sonst deine Art nicht, daß du mit der Einsamkeit sprichst!

Julchen. Wenn hätte ich denn mit mir allein geredt? Ich weis nicht, daß ich heute allen so verdächtig vorkomme.

Lottchen. Aber woher wüßte ichs, daß du die Laute hättest haben wollen, wenn du nicht geredt hättest? Mich hast du nicht gesehen, liebes Kind, und also mußt du wohl mit dir selbst geredt haben. Ich dächte es wenigstens, oder bist du anderer Meynung?

Julchen. Ihr müßt euch alle beredt haben, mir zu widersprechen.

Lottchen. Wie so? Ich habe dir nicht widersprochen. Und wenn es Herr Damis gethan hat, so kann ich nichts dafür. Warum ziehst du deine guten Freunde nicht besser? Er sagte mir, im Vorbeygehen, du wärest recht böse geworden, weil er es etlichemal versehen, und wider sein Versprechen an die Liebe gedacht hätte.

Julchen. Schwester, ich glaube, Ihr kommt, um Rechenschaft von mir zu fordern. Ihr hört es ja, daß ich mich nicht zur Liebe zwingen lasse.

Lottchen. Recht, Julchen! wenn dir Herr Damis zuwider ist: so bitte ich dich selber, liebe ihn nicht.

Julchen. Was das für ein weiser Spruch ist! wenn er dir zuwider ist — Muß man denn einander hassen, wenn man nicht lieben will? Ich habe ja noch nicht gefragt, ob dir dein Herr Siegmund zuwider ist.

Lottchen. Nein, du hast mich noch nicht gefragt. Aber wenn du mich fragen solltest: so würde ich dir antworten, daß ich ihn recht sehr, recht von Herzen liebe, und mich meiner Zärtlichkeit nicht einen Augenblick schäme. Es gehört weit mehr Hoheit des Gemüths dazu, die Liebe vernünftig zu fühlen, als die Freyheit zu behaupten.

Julchen. Ich möchte vor Verdruß vergehen. Herr Damis hat gleich vorhin das Gegentheil behauptet. Wem soll man nun glauben? Nehmt mirs nicht übel, meine Schwester; ich weis,

daß Ihr mehr Einsicht habt, als ich; aber erlaubt mir, daß ich meinen Einfall dem Eurigen vorziehe. Und warum kann Herr Damis nicht so gut Recht haben, als Ihr? Ihr habt ja immer gesagt, daß er ein vernünftiger und artiger Mann wäre.

Lottchen. Das Beywort artig hätte nicht eben nothwendig zu unserer Streitfrage gehört. Aber vielleicht gehört diese Vorstellung sonst in die Reihe deiner Empfindungen. Herr Damis ist ganz gewiß verständiger, als ich; aber er ist auch ein Mensch, wie ich; und der beste Verstand hat seine schwache Seite.

Julchen. Lottchen, also seyd Ihr hieher gekommen, um mir zu demonstriren, daß Herr Damis ein Mensch, und kein Engel am Verstande ist? Das glaube ich. Aber, mein liebes Lottchen, Eure Spöttereyen sind mir sehr erträglich. Ich könnte Euch leicht die Antwort zurück geben, daß Euer Herr Siegmund auch unter die armen Sterblichen gehörte; aber ich will es nicht thun. Ihr würdet nur denken, daß ich aus Eigensinn den Herrn Damis vertheidigen wollte. Nein, er soll nicht den größten Verstand haben; er soll nicht so galant, nicht so liebenswürdig seyn, als Euer Siegmund. So habe ich noch eine Ursache mehr, meine Freyheit zu behaupten, und ihn nicht zu lieben.

Lottchen. Mein liebes Kind, du kömmst recht in die Hitze. Du schmählst auf mich und meinen Geliebten, und ich bleibe dir doch gut. Man kann dich nicht hassen. Du trägst dein gutes Herz in den Augen und auf der Zunge, ohne daß du daran denkst. Du bist meine liebe schöne Schwester. Deine kleinen Fehler sind fast eben so gut, als Schönheiten. Wenigstens kann man sie nicht begehen, wenn man nicht so aufrichtig ist, wie du bist. Kind, ich habe diese Nacht einen merkwürdigen Traum von einer jungen angenehmen Braut gehabt, und ich —

Julchen. Ich bitte dich, liebe Schwester, laß mich allein. Ich bin verdrießlich, recht sehr verdrießlich, und ich werde es nur mehr, je mehr ich rede.

Lottchen. Bist du etwan darüber verdrießlich, daß ich in der Heftigkeit ein Wort wider den Herrn Damis —

Julchen. O warum denkst du wieder an ihn? Willst du mich noch mehr zu Fehlern bringen? Laß ihm doch seinen schwachen Verstand, und mir meinen verdrießlichen Geist, und das Glück, einige Augenblicke allein zu seyn. Die ältern Schwestern haben doch immer etwas an den jüngern auszusetzen.

Lottchen. Ich höre es wohl, ich soll gehen. Gut. Komm bald nach, sonst mußt du wieder mit dir allein reden.

Neunter Auftritt.

Julchen. Der Magister.

Julchen. Ist es nicht möglich, daß ich allein seyn kann? Müssen Sie mich nothwendig stören, Herr Magister? Sagen Sie mirs nur kurz, was zu Ihren Diensten ist.

Der Magister. Jungfer Muhme, ich will etwas mit Ihnen überlegen. Vielleicht bin ich wegen meiner Jahre und meiner Erfahrung nicht ungeschickt dazu. Ich liebe Sie, und Sie wissen, was der Verstand für eine unentbehrliche Sache bey allen unsern Handlungen ist.

Julchen. Ja, das weis ich. Dem ungeachtet wollte ich wünschen, daß ich heute gar keinen hätte; vielleicht wäre ich ruhiger.

Der Magister. Sie übereilen sich. Wer würde uns das Wahre von dem Falschen, das Scheingut von dem wahren Gute unterscheiden helfen? Wer würde unsern Willen zu festen und glücklichen Entschließungen bringen, wenn es nicht der Verstand thäte? Und würden Sie wohl so liebenswürdig geworden seyn, wenn Sie nicht immer verständig gewesen wären?

Julchen. Herr Magister, Sie sind ja nicht auf Ihrer Studirstube. Was quälen Sie mich mit Ihrer Gelehrsamkeit?

Ich mag ja nicht so weise seyn, als Sie. Ich kann es auch nicht seyn, weil ich nicht so viel Geschicklichkeit besitze.

Der Magister. Zu eben der Zeit, da Sie wünschen, daß Sie keine Vernunft haben möchten, beweisen Sie durch Ihre Bescheidenheit, daß Sie ihrer sehr viel haben. Ich fordere keine Gelehrsamkeit von Ihnen. Ich will sogar die meinige vergessen, indem ich mit Ihnen spreche. Sie sollen heute den Schritt zu Ihrem Glücke thun. Es scheint aber nicht, daß Sie dazu entschlossen sind. Gleichwohl wünscht es Ihr Herr Vater herzlich. Ich habe ihm versprochen, Ihnen einige kleine Vorstellungen zu thun. Und ich wünschte, daß Sie solche anhören, und mir Einwürfe dagegen machen möchten. Dieß kann ich, so alt ich bin, doch wohl leiden. Die Liebe ist eine der schönsten, aber auch der gefährlichsten Leidenschaften. Sie rächt sich an uns, wenn wir sie verschmähen: und sie rächt sich auch, wenn wir uns in unserm Gehorsame übereilen.

Julchen. Sie sind etwas weitläuftig in Ihren Vorstellungen. Allein Sie sollen ohne Einwürf Recht haben. Lassen Sie mich nur in Ruhe. Mein Verstand ist freylich nicht so stark an Gründen, als eine Philosophie. Dennoch ist er noch immer stark genug für mein Herz gewesen.

Der Magister. Wissen Sie nicht, daß uns unsere Leidenschaften am ersten besiegen, wenn sie am ruhigsten zu seyn scheinen? Das Herz der Menschen ist der größte Betrüger. Und der Klügste weis oft selbst nicht, was in ihm vorgeht. Wir lieben, und werden es zuweilen nicht eher gewahr, als bis wir nicht mehr geliebt werden. Dieses alles sollen Sie nicht glauben, weil ichs sage. Nein, weil es die größten Kenner des menschlichen Herzens, ein Sokrates, ein Plato, ein Seneka, und viele von den neuern Philosophen gesagt haben.

Julchen. Ich kenne alle diese Männer nicht, und verlange sie nicht zu kennen. Aber wenn sie so weise gewesen sind, wie

Männer? Machen Sie es mit diesen Leuten aus, warum ich keine Lust zur Heirath habe, da ich doch durch Ihren Beweis dazu verbunden bin. Ich habe noch etliche Anstalten in der Küche zu machen.

Zehnter Auftritt.

Der Magister. Cleon.

Der Magister. Ich habe deiner Tochter Julchen alle mögliche Vorstellungen gemacht. Ich habe mit der größten Selbstverleugnung mit ihr gesprochen. Ich habe ihr die stärksten Beweise angeführt; aber —

Cleon. O hättest du ihr lieber ein paar Exempel von glücklich verheiratheten Mädchen angeführt!

Der Magister. Sie widersprach mir mehr, als einmal; aber ich kam nicht aus meiner Gelassenheit. Ich erwies ihr, daß sie verbunden wäre, zu heirathen.

Cleon. Du hast dir viel Mühe gegeben. Ich denke, wenn ein Mädchen achtzehn Jahre ist: so wird sie nicht viel wider diesen Beweis einwenden können.

Der Magister. Julchen sah alles ein. Ich machte es ihr sehr deutlich. Denn wenn man mit Ungelehrten zu thun hat, die nicht abstract denken können: so muß man sich herunter lassen, und das Ingenium zuweilen zu Hülfe nehmen.

Cleon. Aber wie weit hast du Julchen durch deine Gründe gebracht? Will sie den Herrn Damis heirathen? Hat sie denn ihre Herzensmeynung nicht verrathen? Ich kann ja den rechtschaffenen Mann nicht länger aufhalten. Er meynt es so redlich, und hat so viele Verdienste.

Der Magister. Sie sagte, sie wäre unruhig. Und das war eben schlimm; denn die Gründe der Philosophie fordern ein

ruhiges Herz, wenn sie die Ueberzeugung wirken sollen. Wenn der Verstand durch die Triebe des Willens bestürmt wird: so ist er nicht aufmerksam, und ohne Aufmerksamkeit sind die schärfsten Beweise nichts, als stumpfe Pfeile.

Cleon. Rede nicht so tiefsinnig. Du hättest sie eben sollen ruhig machen: so sähe ich den Nutzen von deiner Geschicklichkeit.

Der Magister. Ich versuchte alles. Ich zeigte ihr die schönen Seiten der Liebe. Ich sagte ihr erstlich, daß eine glückliche Ehe das größte Vergnügen wäre.

Cleon. Ja, die glücklichen Ehen sind etwas sehr Schönes. Aber du hättest ihr sagen sollen, daß ihre Ehe wahrscheinlicher Weise sehr glücklich werden würde. Das ist meine Absicht gewesen, warum ich dich zu ihr geschickt habe.

Der Magister. Kurz und gut, durch Lehrsätze und Erweise ist sie nicht zu gewinnen, das sehe ich wohl. Sie versteht wohl die einzelnen Sätze; aber wenn sie dieselben in Gedanken zusammen verbinden und dem Schlusse das Leben geben soll: so weicht ihr Verstand zurück, und sie wird ungehalten, daß er sie verläßt.

Cleon. Also kannst du mir weiter nicht helfen, und sie nicht überreden?

Der Magister. Es giebt noch gewisse witzige Beweise zur Ueberredung, die man Beweise κατ᾽ ἄνθρωπον nennen könnte. Dergleichen sind bey den alten Rednern die Fabeln und Allegorien, oder Parabeln. Bey Leuten, die nicht scharf denken können, thun diese witzigen Blendwerke oft gute Dienste. Ich will sehen, ob ich durch mein Ingenium das ausrichten kann, was sie meinem Verstand versagt hat. Vielleicht macht ihr eine Fabel mehr Lust zur Heirath, als eine Demonstration. Ich will eine machen, und sie ihr vorlesen und thun, als ob ich sie in dem Fabelbuche eines jungen Menschen in Leipzig gefunden hätte, der sich durch seine Fabeln und Erzählungen bey der Schuljugend so beliebt gemacht hat.

Cleon. Ach ja, das thue doch, damit wir alles versuchen. Wenn die Fabel hübsch ist: so kannst du sie gleich auf meiner Tochter Hochzeit der Welt mittheilen. Mache nur nicht gar zu lange darüber. Eine Fabel ist ja keine Lobrede*). Es muß ja nicht alles so accurat seyn. Meine Tochter wird dich nicht verrathen. Mache, daß sie Ja spricht: so will ich dir ohne Fabel, aber recht aufrichtig danken. (Der Magister geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen. Papa, der Herr Vormund des Herrn Damis hat durch seinen Bedienten dieses Zeddelchen an Sie geschickt.

Cleon. (Er liest.) „Weil Sie es verlangen: so werde ich „die Ehre haben, gegen die Caffeezeit zu Ihnen zu kommen. „Ich lasse mir die Wahl des Herrn Damis, meines Mündels, „sehr wohl gefallen. Er hätte nicht glücklicher wählen können. „Kurz, ich will mich diesen Nachmittag mit Ihnen und Ihren „Jungfern Töchtern recht vergnügen, weil ich ohnedieß heute eine „angenehme Nachricht vom Hofe erhalten habe. Zugleich muß „ich Ihnen melden, daß heute oder morgen das Testament Ihrer „verstorbenen Frau Muhme, der Frau Stephan, geöffnet wer„den soll. Ich glaube gewiß, daß sie Ihnen etwas vermacht „hat. Vielleicht kann ich Ihnen die Gewißheit davon um vier „Uhr mitbringen. Ich bin &c."

Das geht ja recht gut, meine liebe Tochter. Ich dachte immer, der Herr Vormund würde seine Einwilligung nicht zur Heirath geben, weil meine Tochter kein Vermögen hat.

Lottchen. Das habe ich gar nicht befürchtet. Der Herr Vormund ist ja die Leutseligkeit und Dienstfertigkeit**) selbst, und

*) Predigt **) Menschenliebe

macht sich gewiß eine Freude daraus, zu dem Glücke eines Frauenzimmers etwas beyzutragen, der man keinen größern Vorwurf machen kann, als daß sie nicht reich ist.

Cleon. Tochter, du hast sehr Recht. Es ist ein lieber Mann. Ich habe nur gedacht, daß er einen gewissen Fehler haben müßte, weil er schon nahe an vierzig ist, und noch kein Amt hat. Aber was hilft uns das alles, wenn Julchen den Herrn Damis nicht haben will?

Lottchen. Machen Sie sich keine Sorge, lieber Papa. Julchen ist so gut, als besiegt; und ich denke, es könnte ihr kein größer Unglück widerfahren, als wenn man ihr ihren Schatz, die sogenannte Freyheit, ungeraubt ließe. Ich habe die sichersten Merkmale, daß sie den Herrn Damis liebt.

Cleon. Sollte es möglich seyn? Ich dürfte es bald selbst glauben. Ihr losen Mädchen thut immer, als wenn euch nichts an den Männern läge, und heimlich habt ihr doch eine herzliche Freude an ihnen. Je nun, die Liebe ist auch nöthig in der Welt.

Lottchen. Papa, diese Satyre auf die losen Mädchen trifft mich nicht. Ich dächte, ich machte kein Geheimniß aus meiner Liebe. Wenigstens halte ich die vernünftige Liebe für kein größer Verbrechen, als die vernünftige Freundschaft.

Cleon. Mein Kind, wenn mir die Frau Muhme Stephan etwas vermacht haben sollte: so sähe ichs sehr gerne, wenn ich euch, meine Töchter, auf Einen Tag versprechen, und euch in kurzem auf Einen Tag die Hochzeit ausrichten könnte. Ich wollte gern das ganze Vermächtniß dazu hergeben.

Lottchen. Sie sind ein liebreicher Vater. Nein, wenn Sie auch durch das Testament etwas bekommen sollten: so würde es doch ungerecht seyn, wenn wir Sie durch unsere Heirathen gleich um alles brächten. Nein, lieber Papa, ich kann noch lange warten. Und mein Geliebter wird sich ohnedieß nicht zur Ehe entschließen, bis er nicht eine hinlängliche Versorgung hat.

Cleon. Thue dein möglichstes, daß Julchen heute noch Ja spricht. Die Mädchen müssen wohl ein wenig spröde thun; aber sie müssen es den Junggesellen auch nicht so gar sauer machen.

Lottchen. Papa, unsre liebe*) Mama sagte nicht so.

Cleon. Loses Kind, ein Vater darf ja wohl ein Wort reden. Ich bin ja auch jung gewesen, und meine Jugend reut mich gar nicht. Ich und deine liebe Mutter haben uns ein Jahr vor der Ehe, und sechzehn Jahre in der Ehe, wie die Kinder vertragen. Sie hat mir tausend vergnügte Stunden gemacht, und ich wills ihr noch im Grabe**) danken. Sie hat auch euch, meine Kinder, ohne Ruhm zu melden, recht gut gezogen.***) Es wird dir gewiß wohl gehen. Verlasse dich darauf. Du thust mir viel Gutes. Du führst meine ganze Haushaltung. Sey zufrieden mit deinem Schicksale. Ich lasse dir nach meinem Tode einen ehrlichen Namen und eine gute Auferziehung. Laß mich ja zu meiner lieben †) Frau ins Grab legen. Ich will schlafen, wo sie schläft.

Lottchen. Ach Papa, warum machen Sie mich weichmüthig? Sie werden, wenn es nach meinem Wunsche geht, noch lange leben, und erfahren, daß ich meinen Ruhm in der Pflicht Ihnen zu dienen suche. Und wenn ich Sie hundert Jahre versorge: so habe ich nichts mehr gethan, als was mir meine Schuldigkeit befiehlt. Heute müssen Sie vergnügt seyn. Doch vielleicht ist die traurige Empfindung, die in Ihnen entstanden ist, die angenehmste, die nur ein rechtschaffener Vater fühlen kann. Aber, lieber Papa, es ist kein Wein mehr im Keller, als das gute

*) selige **) in der Ewigkeit

***) Ich weine vielmal, wenn ich des Abends nach der Betstunde von euch gehe, und eure Andacht, insonderheit die deinige sehe.

†) seligen

Faß, das Sie in meinem Geburtsjahre eingelegt haben. Was werden wir heute unsern Gästen für Wein vorsetzen?

Cleon. Tochter, zapfe das Faß an. Und wenn es Nectar wäre: so ist er für den heutigen Tag nicht zu gut. Es wird bald Mittagszeit seyn. Ich will immer gehen und die Forellen aus dem Fischhälter langen. Wenn ich Julchen sehe: so will ich sie dir wohl wieder herschicken, wenn du noch einmal mit ihr reden willst.

Lottchen. Recht gut, Papa, ich will noch einige Augenblicke hier warten.

Zwölfter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Ich habe schon einen Augenblick mit Julchen gesprochen. Sie ist ungehalten auf den Herrn Damis; aber ihre ganze Anklage scheint mir nichts, als eine Liebeserklärung in einer fremden Sprache zu seyn. Ich hätte nicht gedacht, daß sie so zärtlich wäre. Die Liebe und Freundschaft reden zugleich aus ihren Augen und aus ihrem Munde, je mehr sie nach ihrer Meynung die erste verbergen will.

Lottchen. Ey, ey, mein lieber Herr Siegmund! Ich könnte bald einige Minuten eifersüchtig werden. Nicht wahr, meine Schwester ist reizender, als ich? Aber dennoch lieben Sie mich.

Siegmund. Wer kann Sie einmal lieben und nicht beständig lieben? Ihre Jungfer Schwester hat viele Verdienste; aber Sie haben ihrer weit mehr. Sie kennen mein Herz. Dieses muß Ihnen für meine Treue der sicherste Bürge seyn.

Lottchen. Ja, ich kenne es, und bin stolz darauf. Ach mein liebster Freund! ich muß Ihnen sagen, daß uns vielleicht

ein kleines Glück bevorsteht. Möchte es doch zu Ihrer Beruhigung etwas beytragen! Der Herr Vormund des Herrn Damis hat dem Papa in einem Billete gemeldet, daß heute das Testament der Frau Muhme Stephan geöffnet werden würde, und daß er glaubte, sie würde den Papa darinne bedacht haben. O wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Umstände zu verbessern vermögend wäre!*)

Siegmund. Machen Sie mich nicht unruhig. Sie lieben mich mehr, als ich verdiene. Gedulden Sie sich, es wird noch alles gut werden, und —

Lottchen. Sie sind unruhig? Was fehlt Ihnen? Sagen Sie mirs. Mein Leben ist mir nicht lieber, als Ihre Ruhe.

Siegmund. Ach, mein schönes Kind! es fehlt mir nichts, nichts als das Glück, Sie ewig zu besitzen. Ich bin etwas zerstreut. Ich habe diese Nacht nicht wohl geschlafen.

Lottchen. O kommen Sie, und werden Sie mir zu Liebe munter. Wir wollen erst zu Julchen auf ihre Stube, und dann gleich zur Mahlzeit gehen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Du wirst doch wissen, ob du ihm gut bist.

Julchen. Lieber Papa, woher soll ichs denn wissen? Ich will Ihnen gern gehorchen; aber lassen Sie mir nur meine Freyheit.

*) O wenn es doch die Vorsicht wollte, daß ich so glücklich würde Ihre Umstände zu verbessern!

Cleon. Ich will Ihnen gern gehorchen; aber lassen Sie mir nur meine Freyheit. Kleiner Affe, was redst du denn? Wenn ich dir deine Freyheit lassen soll: so brauchst du mir ja nicht zu gehorchen. Ich will dich gar nicht zwingen. Ich bin dir viel zu gut. Nein, sage mir nur, ob er dir gefällt.

Julchen. Ob mir Herr Damis gefällt? Vielleicht, Papa. Ich weiß es nicht gewiß.

Cleon. Tochter, schäme dich nicht, mit deinem Vater aufrichtig zu reden. Du bist ja erwachsen, und die Liebe ist ja nichts verbotnes. Gefällt dir seine Person, seine Bildung?

Julchen. Sie mißfällt mir nicht. Vielleicht — gefällt sie mir gar.

Cleon. Mädchen, was willst du mit deinem Vielleicht? Wir reden ja nicht von verborgnen Sachen; du darfst ja nur dein Herz fragen.

Julchen. Aber wenn nun mein Herz so untreu ist, und mir nicht aufrichtig antwortet?

Cleon. Rede nicht so poetisch. Dein Herz bist du; und du wirst doch wissen, was in dir vorgeht. Wenn du einen jungen, wohlgebildeten, geschickten, vernünftigen und reichen Menschen siehst, der dich zur Frau haben will: so wirst du doch leicht von dir erfahren können, ob du ihn zum Manne haben möchtest.

Julchen. Zum Manne? — Ach Papa! lassen Sie mir Zeit. Ich bin heute unruhig, und in der Unruhe könnte ich mich übereilen. Ich glaube in der That nicht, daß ich ihn liebe, sonst würde ich munter und zufrieden seyn. Wer weis auch, ob ich ihm gefalle?

Cleon. Wenn du darüber unruhig bist: so hat es gute Wege. Bist du nicht ein albernes Kind! Wenn du ihm nicht gefielst: so würde er sich nicht so viel Mühe um dich geben. Er kennt dich vielleicht besser, als du dich selbst kennst. Stelle dir

einmal vor, ob ich deine gute*) Mutter, da sie noch Jungfer war, zur Ehe begehrt haben würde, wenn sie mir nicht gefallen hätte. Indem er dir gesagt: Jungfer Julchen, oder wie er dich nennt — Du kannst mirs ja sagen, wie er dich heißt.

Julchen. Er heißt mich Mamsell.

Cleon. Kind, du betrügst mich. Er spräche schlecht weg, Mamsell? Das kann nicht seyn.

Julchen. Zuweilen spricht er auch, liebe Mamsell.

Cleon. Tochter, du verstellst dich. Ich bin ja dein Vater. Im Ernste, wie heißt er dich, wenn ers recht gut meynt?

Julchen. Ich kann mich selbst nicht besinnen. Er spricht — er spricht — mein Julchen —

Cleon. Warum sprichst du das Wort so kläglich aus? Seufzest du über deinen Namen? Dein Name ist schön. Also spricht er zu dir: Mein Julchen? Gut, hat er dich nie anders geheißen?

Julchen. Ach ja, lieber Papa. Er heißt mich auch zuweilen, mein schönes Julchen. Warum fragen Sie mich denn so aus?

Cleon. Laß mir doch meine Freude, du kleiner Narr. Ein rechtschaffner Vater hat seine Töchter lieb, wenn sie wohl gezogen sind. Ich bin ja stets freundlich mit euch umgegangen. Aber daß ich wieder auf das Hauptwerk komme. Ja, indem Herr Damis z. E. zu dir spricht: Mein schönes Julchen, ich habe dich —

Julchen. O! Er heißt mich Sie. Er würde nicht Du sprechen. Das wäre sehr vertraut, oder doch wenigstens unhöflich.

Cleon. Nun, nun, wenn er dich auch einmal Du hieße, deswegen verlörst du nichts von deiner Ehre. Hat mich doch die**) selige Frau, als Braut, mehr als einmal Du geheißen, und

*) selige **) meine

es klang mir immer schön. Indem er also zu dir spricht: Mein schönes Julchen, ich bin Ihnen gut: so sagt er auch zugleich, Sie gefallen mir; denn sonst würde er das erste nicht sagen.

Julchen. Das sagt er niemals zu mir.

Cleon. Du machst mich böse. Ich habe es ja mehr, als einmal, selber gehört.

Julchen. Daß er zu mir gesagt hätte: Ich bin Ihnen gut?

Cleon. Ja wohl!

Julchen. Mit Ihrer Erlaubniß, Papa, das hat Herr Damis in seinem Leben nicht zu mir gesagt. Ich liebe Sie von Herzen, das spricht er wohl; aber niemals, ich bin Ihnen gut.

Cleon. Bist du nicht ein zänkisches Mädchen! Wir streiten ja nicht um die Worte.

Julchen. Aber das klingt doch allemal besser: Ich liebe Sie von Herzen, als das andere.

Cleon. Das mag seyn. Ich habe das letzte immer zu meiner Liebsten*) gesagt, und es gefiel ihr ganz wohl. Daß die Welt die Sprache ändert, dafür kann ich nicht. Ihr Mädchen gebt heut zu Tage auf ein Wort Achtung, wie ein Rechenmeister auf eine Ziffer. Es gefällt dir also, wenn er so zu dir spricht? Gut, meine Tochter, so nimm ihn doch. Was weigerst du dich denn? Ich gehe nach der Grube zu. Worauf willst du denn warten? Kind, ich sage dirs, es dürfte sich keine Gräfinn deines Bräutigams schämen. Herr Damis möchte heute gern die völlige Gewißheit haben, ob er —

Julchen. Papa!

Cleon. Nun, was willst du? Nur nicht so verzagt. Ich bin ja dein Vater. Ich gehe ja mit dir, wie mit einer Schwester, um.

Julchen. Papa, darf ich etwas bitten?

*) lieben Frau

Cleon. Herzlich gern. Du bist mir so lieb, als Lottchen, wenn jene gleich etwas gelehrter ist. Bitte! was willst du?

Julchen. Ich? Ich bin sehr unentschlossen, sehr verdrießlich.

Cleon. Das ist ja keine Bitte. Rede offenherzig.

Julchen. Ich wollte bitten, daß Sie — mir meine Freyheit ließen.

Cleon. Mit deiner ewigen Freyheit! Ich dachte, du wolltest schon um das Brautkleid bitten. Ich lasse dir ja deine Freyheit. Du sollst ja aus freyem Willen lieben, gar nicht gezwungen. Bedenke dich noch eine Stunde. Ueberlege es hier allein. Ich will dich nicht länger stören.*)

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Damis. Darf ich mit Ihnen reden? mein schönes Kind?

Julchen. Es ist gut, daß Sie kommen. Die Gesundheit, die Sie mir über Tische von der Liebe zubrachten, hat mich recht gekränkt. Meine Schwester lachte darüber; aber das kann ich nicht. Sie hat heute überhaupt eine widerwärtige Gemüthsart, die sich so gar bis auf Sie, mein Herr, erstreckt.

Damis. Bis auf mich? Darf ich weiter fragen?

Julchen. Ich sagte ihr, daß Sie meiner Meynung wären, und behauptet hätten, daß mehr Hoheit der Seele zur Freyheit, als zur Liebe, gehörte. Darüber spottete sie, und sagte dreist, Sie hätten Unrecht, wo sie nicht gar noch mehr sagte. Aber lassen Sie sich nichts gegen sie merken: sie möchte sonst denken, ich wollte eine Feindschaft anrichten.

*) stören. Ich will für dich beten. Das will ich thun.

Damis. Lottchen wird es nicht so böse gemeynt haben. Sie ist ja die Gutheit und Unschuld selbst.

Julchen. Das konnte ich mir einbilden, daß Sie mir widersprechen würden. Und ich will es Ihnen nur gestehen, daß ichs zu dem Ende gesagt habe. Freylich hat meine Schwester mehr Gutheit, als ich. Sie redt von der Liebe, und so gütig bin ich nicht.

Damis. Vergeben Sie es ihr, wenn sie auch etwas von mir gesagt hat. Ich bin ja nicht ohne Fehler. Und vielleicht würde ich Ihnen mehr gefallen, wenn ich ihrer weniger hätte.

Julchen. Wozu soll diese Erniedrigung? Wollen Sie mich mit dem Worte Fehler demüthigen?

Damis. Ach liebstes Kind! werden Sie es denn niemals glauben, wie gut ichs mit Ihnen meyne?

Julchen. Daran zweifle ich gar nicht. Sie sind ja meiner Schwester gewogen; und also wird es Ihnen nicht sauer ankommen, mir Ihre Gewogenheit in eben dem Grade zu schenken.

Damis. Ja, ich versichere Sie, daß ich Lottchen allen Schönen vorziehen würde, wenn ich Julchen nicht kennte.

Julchen. Ich sehe, die Gefahr, mich hochmüthig zu machen, ist zu wenig, Sie von einer Schmeicheley abzuschrecken.

Damis. Meine liebe Freundinn, ich verliere mein Glück, wenn dieses eine Schmeicheley war. Warum halten Sie mich nicht für aufrichtig?

Julchen (zerstreut). Ich — ich habe die beste Meynung von Ihnen.

Damis. Warum sprechen Sie diesen Lobspruch mit einem so traurigen Tone aus? Kostet er Sie so viel? In Wahrheit, ich bin recht unglücklich. Je länger ich die Ehre habe, Sie zu sehen, und zu sprechen, desto unzufriedner werden Sie. Sagen Sie mir nur, was Sie beunruhigt? Ich will Ihnen ja Ihre Freyheit nicht rauben. Nein, ich will nicht den geringsten An-

spruch auf Ihr Herz machen. Ich will Sie ohne alle Belohnung, ohne alle Hoffnung, lieben. Wollen Sie mir denn auch dieses Vergnügen nicht gönnen.

Julchen. Sie sind wirklich großmüthiger, als ich geglaubt habe. Wenn Sie mich lieben wollen, ohne mich zu fesseln: so wird mir Ihr Beyfall sehr angenehm seyn. Aber dieß ist es auch Alles, was ich Ihnen sagen kann. Werfen Sie mir mein verdrießliches Wesen nicht mehr vor. Ich will gleich so billig seyn, und Sie verlassen.

Damis. Aber was fehlt Ihnen denn? mein Engel.

Julchen (unruhig). Ich weis es in Wahrheit nicht. Es ist mir alles so ängstlich und es scheint recht, als ob ich das Aengstliche heute suchte, und liebte. Ich bitte Sie recht sehr, lassen Sie deswegen nichts von Ihrer Hochachtung gegen mich fallen. Es ist unhöflich von mir, daß ich Sie nicht muntrer unterhalte, da Sie unser Gast sind. Aber auf mein Gewissen! ich kann nichts dafür. Ich will mir eine Tasse Caffee machen lassen. Vielleicht kann ich mein verdrießliches Wesen zerstreuen. Aber gehn Sie nicht gleich mit mir. Lottchen möchte mir sonst einige kleine Spöttereyen sagen. Wollen Sie so gütig seyn?

Dritter Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Nun, Herr Damis, wie weit sind Sie in Ihrer Liebe? Sie weinen? Ist das möglich?

Damis. O gönnen Sie mir dieses Glück! Es sind Thränen der Erkenntlichkeit*), die meine ganze Seele vergnügen. Wenn Sie nur das liebenswürdige Kind hätten sollen reden hö-

*) Wollust

ren! Wenn Sie nur die Gewalt hätten sehen sollen, die sie ihrem Herzen anthat, um es nicht sehen zu lassen! Sie sagte endlich aufrichtig, sie wäre unruhig. Ach mit welcher Annehmlichkeit, mit welcher Unschuld sagte sie dieß! Sie liebt mich wohl, ohne es recht zu wissen. Bedenken Sie nur, mein liebstes Lottchen, o bedenken Sie nur! —

Lottchen. Warum reden Sie nicht weiter?

Damis. Lassen Sie mich doch mein Glück erst recht überdenken. Sie nannte ihre Unruhe ein verdrießliches Wesen. Sie bat mich, daß ich deswegen nichts von der Hochachtung gegen sie sollte fahren lassen. Und das Wort Hochachtung drückte sie mit einem Tone aus, der ihm die Bedeutung der Liebe gab. Sie sagte endlich in aller Unschuld, sie wollte sich eine Tasse Caffee machen lassen, um den Nebel in ihrem Gemüthe dadurch zu zerstreuen.

Lottchen. Das gute Mädchen! Wenn der Caffee eine Arzney für die Unruhen des Herzens wäre: so würden wir wenig Gemüthskrankheiten haben. Nunmehr wird sie bald empfinden, was Liebe und Freyheit ist. Das Traurige, das sich in ihrem Bezeigen meldet, scheint mir ein Beweis zu seyn, daß sie ihre Freyheit nicht mehr zu beschützen weis. Verwandeln Sie sich nunmehr nach und nach wieder in den Liebhaber, damit Julchen nicht gar zu sehr bestraft wird.

Damis. Diese Verwandlung wird mir sehr natürlich seyn. Aber ich fürchte, wenn Julchen in Gegenwart so vieler Zeugen mir ihre Liebe wird bekräftigen sollen: so wird ihr Herz wieder scheu werden. Sie bat mich, da sie mich verließ, daß ich ihr nicht gleich nachfolgen sollte, damit ihr Lottchen nicht einige Spöttereyen sagen möchte. Wie furchtsam klingt dieses!

Lottchen. Ja, es heißt aber vielleicht nichts anders, wenn man es in seine Sprache übersetzt, als: Gehen Sie nicht mit mir, damit Lottchen nicht so deutlich sieht, daß ich Sie liebe. Ihre Braut scheut sich nicht vor der Liebe, sondern nur vor dem Na-

men derselben. Wenn sie weniger natürliche Schamhaftigkeit hätte, so würde ihre Liebe sich in einem größern Lichte sehen lassen; aber vielleicht würde sie nicht so reizend erscheinen. Vielleicht geht es mit der Zärtlichkeit eines Frauenzimmers wie mit ihren äußerlichen Reizungen, wenn sie gefallen sollen.

Damis. Was meynen Sie, meine liebe Jungfer Schwester, soll ich — Aber wie? Ich nenne Sie schon Jungfer Schwester, und ich scheue mich doch zugleich, Sie deswegen um Vergebung zu bitten?

Lottchen. Ich will den Fehler gleich wieder gut machen, mein lieber Herr Bruder. Ich habe Ihnen nun nichts vorzuwerfen. Aber was wollten Sie sagen?

Damis. Fragen Sie mich nicht. Ich habe es wieder vergessen. Ich kann gar nicht mehr zu meinen eignen Gedanken kommen.*) Julchen denkt und sinnt und redt in mir. Und seitdem ich sie traurig gesehen habe, habe ich große Lust, es auch zu seyn. Was für ein Geheimniß hat nicht ein Herz mit dem andern! Ich sehe, daß ich glücklich bin, und sollte vergnügt seyn. Ich sehe, daß mich Julchen liebt, und indem ich dieses sehe, werde ich traurig, weil sie es ist. Welche neue Entdeckung in meinem Herzen!

Lottchen. Ich weis Ihnen keinen bessern Rath zu geben, als den, folgen Sie Ihrer Neigung, und vertreiben Sie sich die Traurigkeit nicht, sonst werden Sie zerstreut werden. Sie wird ihres Platzes von sich selber müde werden, und ihn bald dem Vergnügen von neuem einräumen.

Damis. Ich werde recht furchtsam. Und ich glaube, wenn ich Julchen wieder sehe, daß ich gar stumm werde.

Lottchen. Das kann leicht kommen. Vielleicht geht es Julchen auch also. Ich möchte Sie beide itzt beysammen sehen, ohne

*) kommen. Sie verbergen sich in die entlegenste Gegend von meiner Seele.

von Ihnen bemerkt zu werden. Sie würden beide tiefsinnig thun. Sie würden reden wollen, und statt dessen seufzen. Sie würden die verrätherischen Seufzer durch gleichgültige Mienen entkräften wollen, und ihnen nur mehr Bedeutung geben. Sie würden einander wechselsweise bitten, sich zu verlassen, und einander Gelegenheit geben, zu bleiben. Und vielleicht würde Ihre beiderseitige Wehmuth zuletzt in etliche sehr freundschaftliche Küsse ausbrechen. Aber ich höre meine Schwester kommen. Ich will Sie nicht stören. (Sie geht, und bleibt in der Scene versteckt stehen.)

Vierter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. War nicht meine Schwester bey Ihnen? Wo ist sie?

Damis (in tiefen Gedanken). Sie gieng, und sagte, sie wollte uns nicht stören.

Julchen. Nicht stören? Was soll das bedeuten?

Damis. Vergeben Sie mir. Ich habe mich übereilet. Ach Juliane!

Julchen. Sie haben sich übereilet und woher? Aber — Ja — Ich will Sie verlassen. Sie sind tiefsinnig.

Damis. Sie wollen mich verlassen? meine Juliane! Mich? —

Julchen. Meine Juliane! so haben Sie mich ja sonst nicht geheißen? Sie vergessen sich. Ich will Sie verlassen.

Damis. O gehen Sie noch nicht! Ich habe Ihnen recht viel zu sagen. Ach viel!

Julchen. Und was denn? Sie halten mich wider meinen Willen zurück. Ist Ihnen etwas begegnet? Was wollen Sie sagen? Reden Sie doch.

Damis (bange). Meine Juliane!

Julchen (mit beweglicher Stimme). Juliane! den Namen höre ich zum dritten male. Sie schweigen wieder? Ich muß nur gehen. (Sie geht. Er sieht ihr traurig nach, und sie sieht sich um.) Wahrhaftig, es muß Ihnen etwas großes begegnet seyn. Darf ichs nicht wissen? (Er kömmt auf sie zu.)

Damis. Wenn Sie mirs vergeben wollten: so wollte ich Ihnen sagen: Aber nein — Ich würde Ihre Gewogenheit darüber verlieren, und — (Er küßt ihr die Hand, und hält sie dabey.) Nein, ich habe Ihnen nichts zu sagen. Ach Sie sind verdrießlich, meine Juliane!

Julchen (ganz betroffen). Nein, ich bin nicht traurig. Aber ich erschrecke, daß ich Sie so bestürzt sehe. Ja — ich bin nicht traurig. Ich bin ganz gelassen, und ich wollte, daß Sie auch so wären. Halten Sie mich nicht bey der Hand. Ich will Sie verlassen. Ich wollte meine Schwester suchen und ihr sagen —

Damis. Was wollen Sie ihr denn sagen, mein schönes Kind?

Julchen. Ich wollte ihr sagen — daß der Papa nach ihr gefragt hätte und —

Damis. Der Papa? mein Engel!

Julchen. Nein, ich irre mich, Herr Siegmund hat nach ihr gefragt, und meine Schwester sprechen wollen, und mich gebeten — (Sie sieht ihn an.) In Wahrheit, Sie sehen so traurig aus, daß man sich des Mitleidens —

(Sie wendet das Gesicht bey Seite.)

Damis. Meine Juliane! Ihr Mitleiden — Sie bringen mich zur äußersten Wehmuth.

Julchen. Und Sie machen mich auch traurig. Warum hielten Sie mich zurück? Warum weinen Sie denn? (Sie will ihre Thränen verbergen.) Was fehlt Ihnen? Verlassen Sie mich, wenn ich bitten darf.

Damis. Ja.

Julchen (für sich). Er geht?

Damis (indem er wieder zurückkehrt.) Aber darf ich nicht wissen, meine Schöne, was Ihnen begegnet ist? Sie waren ja Vormittage nicht so traurig.

Julchen. Ich weis es nicht. Sie wollen ja gehen. Ist Ihnen meine Unruhe beschwerlich? Sagen Sie mir nur, warum Sie — Sie reden ja nicht.

Damis. Ich?

Julchen. Ja.

Damis. O wie verschönert die Wehmuth Ihre Wangen! Ach Juliane!

Julchen. Was seufzen Sie? Sie vergessen sich. Wenn doch Lottchen wieder käme! Bedenken Sie, wenn sie Sie so betrübt sähe und mich — Was würde sie sagen?

(Lottchen tritt aus der Scene hervor.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Lottchen. Ich würde sagen, daß man einander durch bekümmerte Fragen und Thränen die stärkste Liebeserklärung machen kann, ohne das Wort Liebe zu nennen. Mehr würde ich nicht sagen.

Julchen. O wie spöttisch! Ich muß nur gehen.

Lottchen. O ich habe es wohl eher gesehen, daß du hast gehen wollen, und doch —

Julchen. Das wüßte ich in der That nicht.

(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Es dauert mich, daß ich Sie beide gestört habe. Ich hätte es nicht thun sollen: aber ich konnte mich vor Freuden

nicht länger halten. Kann wohl ein schönerer Anblick seyn, als wenn man zwey unschuldig *) Zärtliche sieht, die es vor Liebe nicht wagen wollen, einander die Liebe zu gestehen? Mein lieber Herr Damis, habe ich den Plan Ihres zärtlichen Schicksals nicht gut entworfen gehabt? Hätte ich mich noch einige Augenblicke halten können: so würde Ihre beiderseitige Wehmuth gewiß noch bis zu etlichen vertraulichen Liebkosungen gestiegen seyn.

Damis. Daran zweifle ich sehr. Ich war in Wahrheit recht traurig, und bins noch.

Lottchen. Ja, ich sehe es. Und es wird Ihnen sehr sauer werden, mit mir allein zu reden. Holen Sie unmaaßgeblich Ihre betrübte Freundinn wieder zurück. Ich will Sie mit einander aufrichten.

Damis. Ja, das will ich thun.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Ich bitte Sie um Vergebung, Mamsell, daß ich unangemeldet hereintrete. Das Vergnügen macht mich unhöflich. Sind Sie nicht die liebenswürdige Braut meines Herrn Mündels?

Lottchen. Und wenn ich nun seine Braut wäre, was —

Simon. So habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß Ihnen Ihre verstorbene **) Frau Muhme in ihrem Testamente ihr ganzes Rittergut vermacht hat. Sie werden die Gewißheit davon noch heute vom Rathhause erhalten. Das Testament ist geöffnet; und Ihr Herr Pathe, der Herr Hofrath, der bey der Eröffnung zugegen gewesen, hat mir aufgetragen, Ihrem Herrn Vater diese angenehme Zeitung zum voraus zu hinterbringen, ehe er noch die gerichtliche Insinuation erhält.

*) „unschuldig" fehlt. **) selige

Lottchen. Ist das möglich? Die Frau Muhme hat ihr Versprechen zehnfach erfüllt. Wie glücklich ist meine Schwester! Sie verdient es in der That. Das ist eine sonderbare Schickung. Mein Herr, Sie setzen mich in das empfindlichste Vergnügen. Ich bin nicht die Braut Ihres Herrn Mündels. Aber die Nachricht würde mich kaum so sehr erfreuen, wenn sie mich selbst angienge.

Simon. Kurz, Mamsell, ich weis nicht, welche von Ihnen meinen Mündel glücklich machen will. Allein genug, die jüngste Tochter des Herrn Cleon ist die Erbinn des ganzen Ritterguts, und also eines Vermögens von mehr als funfzig tausend Thalern.

Lottchen. Das ist meine Schwester. Wie erfreue ich mich!

Simon. Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht eben diese Nachricht bringen kann. Ich wollte es mit tausend Freuden thun. Wo ist Ihr lieber Herr Vater?

Lottchen. Ich habe gleich die Ehre, Sie zu ihm zu führen. Aber ich will Sie erst um etwas bitten. Gönnen Sie mir doch das Vergnügen, daß ich meiner Schwester und Ihrem Herrn Mündel die erste Nachricht von dieser glücklichen Erbschaft bringen darf. Es ist meine größte Wollust die Regungen des Vergnügens bey andern ausbrechen zu sehen. Und wenn ich viel hätte, ich glaube, ich verschenkte alles, nur um die Welt froh zu sehen. Lassen Sie mir immer das Glück, meiner Schwester das ihrige anzukündigen.

Simon. Von Herzen gern. Eine so edle Liebe habe ich nicht leicht unter zwo Schwestern gefunden. Ich erstaune ganz. Ich wußte wohl, Mamsell, daß Sie die Braut meines Mündels nicht waren; allein ich wollte mir meinen Antrag durch eine verstellte Ungewißheit leichter machen. Ich glaubte, Sie würden erschrecken, und über die Vortheile Ihrer Jungfer Schwester unruhig werden. Aber ich sehe das Gegentheil, und fange an zu

wünschen, daß Sie selbst die Braut meines lieben Mündels und die glückliche Erbinn der Frau Stephan seyn möchten.

Lottchen. Wenn man Ihren Beyfall dadurch gewinnen kann, daß man frey vom Neide, und zur Menschenliebe geneigt ist: so hoffe ich mir Ihr Wohlwollen zeitlebens zu erhalten. Also wollen Sie Julchen und dem Herrn Damis nichts von der Erbschaft sagen, sondern es mir überlassen? Sie sind sehr gütig.

Simon. Ich will sogar dem Herrn Vater nichts davon sagen, wenn Sie es ihm selber hinterbringen wollen. Hier kömmt er.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Cleon. Herr Siegmund.

Cleon. Mein werthester Herr, ich habe Sie mit dem Herrn Siegmund schon im Garten gesucht. Ich sahe Sie in das Haus hereintreten, und ich glaubte, Sie würden den Caffee im Garten trinken wollen. Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gegenwart. Ich erfreue mich recht von Herzen.

Simon. Und ich erfreue mich, Sie wohl zu sehen, und heute einen Zeugen von Ihrem Vergnügen abzugeben.

Lottchen. Ach lieber Papa! Ach lieber Herr Siegmund! Soll ichs sagen? Herr Simon!

Simon. Wenn Sie es erzählen, wird mirs so neu klingen, als ob ichs selbst noch nicht wüßte.

Cleon. Nun, was ist es denn? meine Tochter! Wem willst du es erst sagen, mir, oder meinem lieben Nachbar? Welcher ist dir lieber, du loses Kind?

Lottchen. Wenn ich die Liebe der Ehrfurcht frage: so sinds Sies. Und wenn ich die Liebe der Freundschaft höre: so ist es

Ihr lieber Nachbar. Ich wills Ihnen beiden zugleich sagen, was mir Herr Simon itzt erzählt hat. Die verstorbene*) Frau Muhme hat Julchen in ihrem Testamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Das Testament ist geöffnet, und mein Herr Pathe, der Herr Hofrath, läßt Ihnen durch den Herrn Simon diese Nachricht bringen.

Cleon. Welch Entzücken für einen Vater**)! Das Gut ist doch Weiberlehn? Ja! Ich erschrecke ganz vor Freuden. Das hätte ich nimmermehr gedacht. O sie war dem Mädchen sehr gut! Das ganze Rittergut?

Siegmund. Das ist vortrefflich. Die rechtschaffene Frau!

Simon (zu Cleon). Ich habe mir in Ihrem Namen die Abschrift von dem Testamente schon ausgebeten, und ich hoffe sie gegen Abend zu erhalten. Sie werden auch bald eine gerichtliche Verordnung bekommen.

Cleon. Das ist ja ganz was außerordentliches. Ich wills die Armen gewiß genießen lassen. Aber du, meine liebe Tochter, du kömmst dabey zu kurz.

Lottchen. Ich? Papa. Nein. Wer weis, ob ich ein solches Glück ertragen könnte***)! Ich habe schon Glück genug. Nicht wahr? Herr Siegmund! Was meynen Sie?

Siegmund. Daß Sie es eben so würdig sind, als Ihre Jungfer Schwester.

Cleon. Herr Simon, Sie haben mir ja in Ihrem Billete gemeldet, daß auch Sie eine erfreuliche Nachricht erhalten hätten. Kommen Sie doch mit mir in den Garten, und vertrauen Sie mirs. Diese beiden feindseligen Gemüther werden sich schon allein vertragen, oder uns nachkommen.

*) seelige **) Dafür sey Gott gedankt.

***) Wenn ich das Glück tragen könnte: so würde mir der Himmel gewiß auch welches geben.

Neunter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wenn ich Ihre Größe nicht kennte: so würde ich gezittert haben, Ihnen die Nachricht von dem großen Glücke meiner Schwester zu hinterbringen. Aber ich weis, Sie schätzen mich deswegen nicht einen Augenblick geringer. Unser Schicksal steht in den Händen der Vorsicht. Diese theilen allemal weise aus, und sie werden sich auch noch zu unserm Vortheile öffnen, wenn gleich nicht in dem Augenblicke, da wir es wünschen.

Siegmund. Mein liebes Lottchen, es wird mir sehr leicht, über Ihrem Herzen das Glück zu vergessen. Wir wollen hoffen. Vergeben Sie mir nur, daß ich noch immer den Zerstreuten vorstelle. Ich habe lange mit Ihrem Papa gesprochen, und ich weis in Wahrheit nicht was.

Lottchen. Wenn Sie mich so lieben, wie ich Sie, so wundert michs nicht, daß Ihnen ein Tag, wie der heutige ist, wo solche Anstalten gemacht werden, einige Wünsche und Unruhen abnöthiget. Trauen Sie doch der Vorsehung! Es ist eben heute ein Jahr, da Sie durch den unglücklichen Proceß Ihres Herrn Vaters Ihr Vermögen verloren. Vielleicht beunruhiget Sie dieser Gedanke; aber vielleicht haben Sie auch alles heute über ein Jahr wieder. Haben Sie mit Julchen gesprochen, und dem Herrn Damis zum Besten sich etwas zärtlich gestellt?

Siegmund. Nein, weil ich so zerstreut bin, so —

Lottchen. Gut. Sie werden diese kleine Mühe fast ersparen können. Ihr Herz scheint keinen großen Antrieb mehr nöthig zu haben. Aber sagen Sie ihr noch nichts von der Erbschaft. Ich will sie holen, und es ihr in Ihrer Gegenwart entdecken, und ihrem Geliebten zugleich.

Zehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Welche entsetzliche Nachricht! — Julchen — Ein ganzes Rittergut! Julchen — die so viel Reizungen, so viel Schönheit und Anmuth besitzt! Kennte ich Lottchens Werth nicht: so würde Julchen — Aber ist Julchen nicht auch tugendhaft — großmüthig — klug, unschuldig —? Ist sie nicht die Sittsamkeit selbst? Ist Lottchen so schamhaft? oder —*) Verdammte Liebe, wie quälst du mich! Muß man auch wider seinen Willen untreu werden? — Warum konnte jene nicht die reiche Erbschaft bekommen? Sahe die Muhme auch, daß die jüngste mehr Verdienste hatte? — Ich Elender! Ich bin ohne meine Schuld um das größte Vermögen gekommen — Aber habe ich weniger Vorzüge, als Damis? Julchen widersteht ja seiner Liebe. — Ist es ein Verbrechen? — Was kann ich dafür, daß sie mich rührt? Sind meine Wünsche ungerecht, wenn sie mit Julchens Wünschen vielleicht übereinstimmen? Sie kömmt allein.

Eilfter Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Meine Schwester hat gesagt, ich soll sie hier in Ihrer Gesellschaft erwarten. Sie sucht den Herrn Damis, und will alsdann hieher kommen, und uns etwas angenehmes erzählen.

Siegmund. Wird Ihnen unterdessen die Zeit in meiner Gesellschaft nicht verdrießlich werden?

*) — Himmel, wo bin ich!

Julchen. Mir? Bey Ihnen? Gewiß nicht. Sie sind heute am freundschaftlichsten mit mir umgegangen. Und es wird Ihnen auch wohl kein Geheimniß seyn, daß ich Ihnen gut bin, wenn gleich nicht so, wie meine Schwester.

Siegmund. (Er küßt ihr die Hand.) Sie sagen mir viel schönes, angenehme Braut.

Julchen. Bin ich denn eine Braut? Das hat mir noch kein Mensch gesagt. Nein, mein Herr, heißen Sie mich nicht so. Es kann seyn, daß ich dem Herrn Damis gewogen bin; aber muß ich darum seine Braut seyn? Nein, er ist so gütig, und sagt mir fast gar nichts mehr von der Liebe.

Siegmund. Aber wenn ich Ihnen etwas von der Liebe sagte, würden Sie auch zürnen? Sie wissen es wohl nicht, wie hoch ich Sie — doch —

Julchen. Bey Ihnen bin ich sehr sicher. So lange ein Lottchen in der Welt ist, werden Ihre Liebeserklärungen nicht viel zu bedeuten haben. Sie wollen mich vielleicht ausforschen; aber Sie werden nichts erfahren.

Siegmund. Meine Schöne, ich wollte wünschen, daß ich aus Verstellung redte; aber ach nein! Denken Sie denn, daß man —

Julchen. Und was?

Siegmund. Daß man Sie sehen und doch unempfindlich bleiben kann?

Julchen. Sie spielen die Rolle des Herrn Damis, wie ich sehe.

Siegmund. So werde ich sehr unglücklich seyn, weil Sie mit seiner Rolle nicht zufrieden sind.

Julchen. Was verlieren denn Sie und meine Schwester, wenn ich seine Wünsche nicht erfülle?

Siegmund. Vielleicht gewönne ich. Vielleicht würden Sie die Absichten des aufrichtigsten Herzens sehen. Ich verehre Sie; doch — wie kann ich Ihnen das sagen, was ich empfinde!

Julchen. Sie können eine fremde Person vortrefflich annehmen. Aber auch die Liebe im Scherze beunruhigt mich. Ich weis nicht, wo meine Schwester bleibt. Ich möchte doch wissen, was sie mir zu sagen hätte; sie küßte mich vor Freuden. Es muß etwas wichtiges seyn. Ich muß sie nur suchen. Verziehn Sie einen Augenblick.

Zwölfter Auftritt.

Siegmund allein.

Ich Abscheu! Was hab ich gethan? Ich werde der redlichsten Seele untreu, die mich mit Entzückung liebt? Ich? — Aber wie schön, wie reizend ist Julchen! Sie liebt ihn noch nicht — Und mir, mir ist sie gewogen? Aber die Vernunft —? Sie soll schweigen — Mein Herz mag die Sache ausführen. — Mißlingt mir meine Absicht: so bleibt mir Lottchen noch gewiß — Hat sie mir nicht selbst befohlen, mich verliebt in Julchen zu stellen? Werde ich ihr darum untreu? Wie? sie kömmt noch einmal? Sucht sie mich mit Fleiß?

Dreizehnter Auftritt.

Siegmund. Julchen. Der Magister.

Julchen (zu Siegmund). Lottchen will mir nichts eher sagen, bis Herr Damis wieder kömmt. Er ist eine halbe Stunde nach Hause gegangen, und Sie sollen so gütig seyn, und zu dem Papa kommen.

Siegmund. Nach Ihrem Befehle. Aber darf ich hoffen?

Julchen. Weil Sie in der Sprache der Liebhaber reden: so muß ich Ihnen in der Sprache der Schönen antworten: Sie müssen mit meinem Papa davon sprechen.

Der Magister. Ja, Herr Siegmund, mein Bruder wartet auf Sie, und ich möchte gern ein Wort mit Jungfer Julchen allein sprechen.

Vierzehnter Auftritt.

Der Magister. Julchen.

Julchen. Herr Magister, wollen Sie mir etwa sagen, was mir Lottchen neues erzählen will?

Der Magister. Nein, ich habe sie gar nicht gesehen. Ich komme aus meiner Studierstube, und habe zum Zeitvertreibe in einem deutschen Fabelbuche gelesen. Wenn Sie mir zuhören wollten: so wollte ich Ihnen eine Fabel daraus vorlesen, die mir ganz artig geschienen hat. Ich weis, Sie hören gern witzige Sachen.

Julchen. Ja, aber nur heute nicht, weil ich gar zu unruhig bin. Sie lesen mir ja sonst keine Fabeln vor. Wie kommen Sie denn heute auf diesen Einfall? Ja, ich weis wohl eher, daß Sie mir eine ziemliche finstere Miene gemacht haben, wenn Sie mich in des la Fontaine, oder Hagedorns Fabeln haben lesen sehen.

Der Magister. Sie haben Recht. Ich halte mehr auf gründliche Schriften. Und das Solide ist für die Welt allemal besser, als das Witzige. Aber wie man den Verstand nicht immer anstrengen kann: so ist es auch erlaubt, zuweilen etwas Seichtes zu lesen. Wollen Sie die Fabel hören? Sie heißt die Sonne.

Julchen. O ich habe schon viele Fabeln von der Sonne gelesen! Ich will es Ihnen auf Ihr Wort glauben, daß sie artig ist. Lesen Sie mir sie nur nicht vor.

Der Magister. Jungfer Muhme, ich weis nicht, was Sie heute für eine verdrießliche Gemüthsart haben. Ihnen zu

gefallen verderbe ich mir etliche kostbare Stunden. Ich arbeite für Ihr Glück, für Ihre Beruhigung. Und Sie sind so unerkenntlich und beleidigen mich alle Augenblicke dafür? Bin ich Ihnen denn so geringe? Verdienen meine Absichten nicht wenigstens Ihre Aufmerksamkeit? Sind denn Ihre Pflichten gegen mich durch die Blutsverwandtschaft nicht deutlich genug bestimmt? Warum widersprechen Sie mir denn? Kann ich etwas dafür, daß Sie nach der Vernunft verbunden sind, zu heirathen? Habe ich den Gehorsam, den Sie Ihrem Herrn Vater und mir schuldig sind, etwa erdacht? Ist er nicht in dem Gesetze der Vernunft enthalten?

Julchen. Sie schmählen auf mich, Herr Magister; aber Sie schmählen doch gelehrt, und deswegen will ich mich zufrieden geben. Darf ich bitten: so lesen Sie mir die Fabel vor, damit ich wieder zu meiner Schwester gehen kann. Sie wissen nicht, wie hoch ich Sie schätze.

Der Magister. Warum sollte ichs nicht wissen? Wenn Sie gleich nicht den schärfsten Verstand haben: so haben Sie doch ein gutes Herz. Und ich wollte wetten, wenn Sie statt der Bremischen Beyträge und anderer solchen leichten Schriften, eine systematische Moralphilosophie läsen, daß Sie bald anders sollten denken lernen. Wenn Sie die Triebe des Willens und ihre Natur philosophisch kennen sollten: so würden Sie sehen, daß der Trieb der Liebe ein Grundtrieb wäre, und also —

Julchen. Sie reden mir so viel von der Liebe vor. Haben Sie denn in Ihrer Jugend auch geliebt? Kennen Sie denn die Liebe recht genau? Was ist sie denn? Ein Räthsel, das niemand auflösen kann —

Der Magister. Als wer Verstand genug hat, in die Natur der Dinge zu dringen. Die Liebe ist eine Uebereinstimmung zweener Willen zu gleichen Zwecken. Mich deucht, dieß ist sehr adäquat. Oder soll ich Ihnen eine andere Beschreibung geben?

Julchen. Nein, ich habe mit dieser genug zu thun. Sagen Sie mir lieber die Fabel. Ich muß zu meiner Schwester.

Der Magister. Ja, ja, die Fabel ist freylich nicht so schwer zu verstehen, als eine Causaldefinition. Sie ist kurz, und sie scheint mir mehr eine Allegorie, als eine Fabel zu seyn. Sie klingt also:

Die Sonne verliebte sich, wie man erzählt, einsmals in den Mond. Sie entdeckte ihm ihre Wünsche auf das zärtlichste; allein der Mond blieb seiner Natur nach kalt und unempfindlich. Er verlachte alle die Gründe, womit ihn einige benachbarte Planeten zur Zärtlichkeit gegen die Sonne bewegen wollten. Ein heimlicher Stolz hieß ihn spröde thun, ob ihm die Liebe der Sonne gleich angenehm war. Er trotzte auf sein schönes und reines Gesicht, bis es eine Gottheit auf das Bitten der Sonne mit Flecken verunstaltete. Und dieß sind die Flecken, die wir noch heut zu Tage in dem Gesichte des Mondes finden.

Dieß ist die Fabel. Was empfinden Sie dabey?

Julchen. Ich empfinde, daß sie mir nicht gefällt, und daß der Verfasser ihrer noch viel machen wird. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie diese Erzählung im Ernst für artig halten.

Der Magister. Freylich kann der Verstand bey witzigen Sachen seine Stärke nicht sehen lassen. Aber wie, wenn ich die Fabel selbst gemacht hätte?

Julchen. So würde ich glauben müssen, daß die Schuld an mir läge, warum sie mir nicht schön vorkömmt.

Der Magister. Sie wissen sich gut herauszuwickeln. Ich will es Ihnen gestehen, es ist meine Arbeit. Ich will mich eben nicht groß damit machen; denn Witz kann auch ein Ungelehrter haben. Aber wollten Sie diese Fabel wohl auflösen? Was soll die Moral seyn?

Julchen. Das werden Sie mir am besten sagen können.

Der Magister. Die Moral soll etwan diese seyn: Ein schönes Frauenzimmer, die gegen den Liebhaber gar zu lange spröde thut, steht in der Gefahr, daß das Alter ihr schönes Gesicht endlich verwüstet.

Julchen. Sie sind heute recht sinnreich, Herr Magister. Ich merke, die Fabel geht auf mich. Ich bin der Mond; Herr Damis wird die Sonne seyn, und die Planeten werden auf Sie und meine Schwester zielen. Habe ich nicht alles errathen?

Der Magister. Ich sehe wohl, wenn man Ihnen seine Gedanken unter Bildern vorträgt: so machen sie einen großen Eindruck bey Ihnen. Jungfer Muhme, denken Sie unmaaßgeblich an die Fabel, und widerstehen Sie der Liebe des Herrn Damis nicht länger. Was soll ich Ihrem Papa für eine Antwort bringen?

Julchen. Sagen Sie ihm nur, daß ich über Ihre Fabel hätte lachen müssen, so verdrießlich ich auch gewesen wäre. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Funfzehnter Auftritt.

Der Magister. Cleon. Siegmund.

Cleon. Nun, mein lieber Magister, was spricht Julchen? Ich denke, sie wird sich wohl ohne deine Fabel zur Liebe entschlossen haben.

Der Magister. Sie bleibt unbeweglich. Ich weis nicht, warum ich mir des eigensinnigen Mädchens wegen so viel Mühe gebe. Wer weder durch philosophische noch durch sinnliche Beweise zu bewegen ist, den muß man seinem Wahne zur Strafe überlassen. Ich sage ihr kein Wort mehr. So geht es, wenn man seinen Kindern nicht bey Zeiten ein gründliches Erkenntniß von der Moral beybringen läßt. Ich habe mich zehnmal erbo-

ten, deine Töchter denken zu lehren, und ihnen die Grundursachen der Dinge zu zeigen. Aber nein, sie sollten witzig, und nicht vernünftig werden.

Siegmund. Mein Herr, dieß war ein verwegner Ausspruch. Ist Julchen nicht vernünftig genug?

Der Magister. Warum denn nur Julchen? Ich verstehe Sie. Ich habe ein andermal die Ehre Ihnen zu antworten. Itzt warten meine Zuhörer auf mich.

Sechzehnter Auftritt.

Cleon. Siegmund.

Cleon. Ich weis nicht, wem ich glauben soll, ob dem Magister, oder Lottchen? Diese spricht, Julchen liebt den Herrn Damis, und jener spricht nein. Er hat ja Verstand. Sollte er denn die Sache nicht einsehen? Sagen Sie mir doch Ihre aufrichtige Meynung, Herr Siegmund.

Siegmund. Ich komme fast selbst auf den Gedanken, daß Julchen den Herrn Damis nicht wohl leiden kann.

Cleon. Aber was soll denn daraus werden? Wenn sie schon etwas von der Erbschaft wüßte: so dächte ich, das Rittergut machte sie stolz. Herr Damis ist so redlich gewesen, und hat sie zur Frau verlangt, da sie arm war; nun soll sie ihn, da sie reich ist, zur Dankbarkeit heirathen. Sie wird sich wohl noch geben.

Siegmund. Aber Sie wissen wohl, daß der Zwang in der Ehe üble Früchte bringt.

Cleon. Es wird schon gehen. Ich verlasse mich auf die Zeit*). Und ich wollte wohl wünschen, Herr Siegmund, wenn

*) Fügung

Sie anders noch Willens sind, meine Tochter Lottchen zu ehelichen, daß ich heute ein doppeltes Verlöbniß ausrichten könnte.

Siegmund. Ja, wenn nur meine Umstände — Ich habe einige hundert Thaler Schulden —

Cleon. Gut. Julchen soll Ihre Schulden von ihrer Erbschaft bezahlen, und Ihnen auch noch tausend Thaler zum Anfange in der Ehe geben.

Siegmund. Das ist sehr schön; aber —

Cleon. Sie kriegen an Lottchen gewiß eine verständige Frau. Das Mädchen hat fast gar keinen Fehler, und ihr Gesichte ist auch nicht schlecht. Ich darfs ihr nur nicht sagen, aber sie sieht eine Sache manchmal besser ein, als ich. Wenn doch die Abschrift von dem Testamente bald käme! Also wollen Sie Lottchen haben?

Siegmund. Ja, ich wünschte mir Lottchen. Ich gehorche Ihnen, als meinem Vater. Aber darf ich Ihnen sagen, daß es scheint, daß mir Julchen gewogner ist, als dem Herrn Damis; und daß Lottchen hingegen mit diesem sehr zufrieden zu seyn scheint? Darf ich Ihnen wohl sagen, daß mir Julchen nur itzt noch befohlen hat, bey Ihnen um sie anzuhalten und —

Cleon. Was höre ich? nun errathe ich, warum das Mädchen sich so geweigert hat. Lieber Herr Siegmund, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, was bey der Sache anzufangen ist. Ich vergehe, ich — Ja doch. Julchen kann Ihnen gewogen seyn, aber Lottchen ist Ihnen noch gewogner.

Siegmund. Sie haben vollkommen Recht, lieber Papa.

Cleon. Also will Lottchen zween Männer, und Herr Damis zwo Weiber haben? Das ist ja unsinnig.

Siegmund. Es ist eine verwirrte Sache, bey der ich eine sehr ungewisse Person spiele. Das Beste wird seyn, daß Sie alles so geheim halten, als es möglich ist, und die Verlobung

mit dem Herrn Damis etwa noch acht Tage anstehen lassen. Vielleicht besinnt sich Julchen anders.

Cleon. O zu wem wollte ich davon reden, als zu Ihnen? Ich müßte mich ja schämen.

Siegmund. Wenn Lottchen den Herrn Damis freywillig wählen sollte: so bin ich viel zu redlich, als daß ich ihr einen Mann mit so großem Vermögen entziehen will.

Cleon. Sie sind die Großmuth selbst. Ich kann alles zufrieden seyn. Ich wollte Ihnen Julchens Vermögen eben sowohl gönnen, als dem Herrn Damis. Freylich wäre die Eintheilung nicht uneben. Lottchen wäre durch Herrn Damis Vermögen, und Ihnen durch Julchens Erbschaft geholfen. Ich weis nicht, was ich anfangen soll.

Siegmund. Also wollten Sie mir, wenn es so weit kommen sollte, Julchen versprechen?

Cleon. Aber Lottchen hat Sie so lieb, lieber als mich. Und ich dächte, es wäre unbillig, daß Sie sie vergäßen. Ich kann mir nicht einbilden, daß meine Tochter so unbeständig seyn sollte.*) Nein. Sie irren sich wohl.

Siegmund. Eben deswegen wollen wir die Sache noch geheim halten. Ich liebe Lottchen, wie meine Seele, und ich werde sie auf alle Art zu erhalten suchen.

Cleon. Wir wollen heute zusehen. Wir wollen genau auf alles Acht geben. Ich denke gewiß, es soll bey der ersten Einrichtung bleiben. Ich will Ihnen Lottchen mit einer guten Art herschicken. Sagen Sie ihr nur recht viel zärtliches vor. Sie hört es gern. Julchen will ich selber noch einmal ausforschen, aber ganz schlau. Ich habe mich lange aufgehalten, und den

*) sollte. Ich habe sie selber vielmal für Sie beten hören, daß es Ihnen der Himmel möge wohlgehn, und Sie ihr zum Vergnügen leben lassen, wenn es sein Wille wäre. Sollte sie denn so leichtsinnig seyn.

Herrn Simon alleine gelassen. Wenn es nur der rechtschaffene Mann nicht übel nimmt.

Siebzehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Das geht gut. Julchen wird noch meine — Sie ist schön, reich und wohlgesittet, aufrichtig, edelgesinnt — Aber wie?*) wenn Lottchen mein Vorhaben erfahren sollte! Würde sie mein Herz nicht verabscheuen**)? — Doch nein. Sie ist sicher. Sie liebt mich — Aber was quält mich? Sind es die Schwüre, die ich ihr — Unkräftige Schwüre der Treue, die uns die Leidenschaft entreißt***) — O Julchen, wie reizend bist du! Dich zu besitzen, ist dieß kein gerechter Wunsch?

Achtzehnter Auftritt.

Siegmund. Lottchen.

Lottchen. Itzt kommen sie beide. Nun wollen wirs ihnen entdecken. Wie wird sich Julchen erfreuen, o wie wird sie sich erfreuen! Und Sie, mein Freund, Sie haben mich doch noch lieb? Vergeben Sie mir diese überflüßige Frage.

Siegmund. Ja, meine Schöne, ich liebe Sie ewig und bin durch Ihre Liebe für meine Treue unendlich belohnet. O könnte ich Sie doch vollkommen glücklich machen! (Er küßt sie.) Um dies Vergnügen muß mich ein Prinz beneiden. Hier kommen sie. Erlauben Sie, meine Schöne, der Papa wartet mit dem Caffee auf mich. Er möchte ungehalten werden.

*) Himmel! **) verfluchen

***) Treue, euch hört der Himmel nicht.

Neunzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen. Damis.

Lottchen (zum Damis). Ich wollte Ihnen ein schönes, junges, liebenswürdiges Frauenzimmer mit einem Rittergute anbieten, wenn Sie Julchen wollten fahren lassen.

Julchen. Ist das die Neuigkeit?

Damis. Und wenn Ihr Frauenzimmer zehn Rittergüter hätte: so würde mir Julchen auch in einer Schäferhütte besser gefallen.

Julchen. Was reden Sie? Hören Sie doch Lottchen an. Wer weis, wie glücklich Sie werden! Ich gönne es Ihnen und der andern Person. Lottchen, wer ist sie denn?

Lottchen. Es ist ein artiges Kind. Sie hat ein Rittergut für funfzig tausend Thaler. Sie ist wohl erzogen.

Julchen. So? Aber, wo — wie heißt sie denn?

Lottchen. Sie ist fast so schön, wie du.

Julchen. Das mag ich ja nicht wissen. Wenn ich schön bin: so wird mirs der Spiegel sagen. So muß keine Schwester mit der andern reden. Sage es dem Herrn Damis allein. Ich werde wohl nicht dabey nöthig seyn. (Sie will gehen.)

Damis. Aber liebe Mamsell, gehn Sie noch nicht. Ich gehe mit Ihnen.

Julchen. Das wird sich nicht schicken. Das Frauenzimmer mit dem Rittergute, das sich in Sie verliebt hat, würde es sehr übel nehmen. Es ist gut, daß Sie sich bey mir in den Liebeserklärungen geübt haben: nunmehr werden sie Ihnen wenig Mühe machen.

Lottchen. Höre nur, meine Schwester. Es kömmt erst darauf an, ob das Frauenzimmer dem Herrn Damis gefallen wird. Sie hat freylich schöne große blaue Augen, fast wie du; eine gefällige Bildung, und eine recht erobernde Miene; kleine

volle runde Hände. (Julchen sieht ihre Hände an.) Sie ist dem Herrn Damis gut; aber sie liebt auch die Freyheit.

Julchen. O ich weis gar nicht, was du haben willst. Kurz, wie heißt denn das Frauenzimmer, die den Herrn Damis liebt?

Lottchen. Sie heißt ebenfalls, wie du, Julchen.

Julchen. O! du willst mich zum Kinde machen.

Lottchen. Nein, Julchen, ich kündige hiermit dir und deinem Liebhaber ein ansehnliches Glück an. Die verstorbene*) Frau Muhme hat dir in ihrem Testamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Herr Simon hat uns die Nachricht nur itzt gegeben, und ich habe ihn gebeten, daß er mir die Freude gönnen möchte, sie Euch Beiden zuerst zu hinterbringen. Meine liebe Schwester, ich wünsche dir tausend Glück zu deiner Erbschaft, und Ihnen, mein Freund, wünsche ich meine Schwester. Wie glücklich bin ich heute!

Julchen. Was? Das ganze Rittergut? Und dir nichts? Hätte sie es denn nicht theilen können? Ist es denn auch gewiß? Kann es nicht ein Mißverstand seyn? Warum hat sie denn dir nichts vermacht?

Lottchen. Wenn sie dich nun lieber gehabt hat, als mich. Genug, die Erbschaft ist dein, und für dich bestimmt gewesen. Ich habe genug, wenn ich künftig ohne Kummer mit meinem Geliebten leben kann. Ach Julchen! ich weis, daß dem Papa ein jeder Augenblick zu lang wird, bis er dir seinen Glückwunsch abstatten kann. Ich habe ihn gebeten, dich nichts merken zu lassen, bis ich mit dir geredt hätte.

Damis. Ich erstaune ganz. Vielleicht wäre es ein Glück für mich, wenn kein Testament wäre. Ach mein liebes Julchen, soll ich Sie verlieren?

*) selige

Julchen. Lottchen, ich theile das Gut mit dir und dem Papa. Nein, ganz wünsche ich mir es nicht. Ich verdiene es auch nicht. Traurige Erbschaft! — Ich war unruhig vor dieser Nachricht und ich bin noch nicht vergnügt. (Sie sieht den Damis an.) Und Sie, mein Herr —

Damis. Und Sie, meine Schöne —?

Lottchen. Kommt, sonst geht die traurige Scene wieder an. Ich weis, daß der Papa schon ein wenig geschmählet haben wird.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Cleon.

Cleon. Ihr losen Kinder, wo bleibt ihr denn? Soll sich der Caffee selber einschenken?

Lottchen. Schmählen Sie nicht, lieber Papa. Ihre Töchter sind in guten Händen. Wir waren gleich im Begriffe, zu Ihnen zu kommen.

Julchen. Ach lieber Papa —

Cleon. Nun, was willst du? Soll ich dir zu deinem Glücke gratuliren? Ich habe vor Freuden schon darüber geweint*). Du gutes Kind. Ach Lottchen, geh doch, und unterhalte den Herrn Simon noch einen Augenblick. Er will alsdann gehen und sich um die Abschrift des Testamentes bemühen. Sie, Herr Damis, sollen so gütig seyn und ihm Gesellschaft leisten.

Damis. Von Herzen gern. (Er geht mit Lottchen und Julchen und der Vater winkt Julchen.

*) geweint. Hast du auch Gott für die reiche Erbschaft gedankt?

Ein und zwanzigster Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Nun, meine Tochter, wie steht es mit deinem Herzen? Es muß dir doch lieb seyn, daß du ein Rittergut hast.

Julchen. Ja, deswegen, damit ichs Ihnen und meiner Schwester anbieten kann.

Cleon: Du gutes Kind! Behalte, was dein ist. Willst du deiner Schwester etwas geben; wohl gut. Ich werde schon, so lange ich lebe, Brodt in meinem kleinen Hause haben. Aber, was spricht Herr Damis? Hat auch der eine Freude über deine Erbschaft?

Julchen. Meine Erbschaft scheint ihm sehr gleichgültig zu seyn.

Cleon. Ja, ja, er hat freylich selber genug Vermögen. Aber du mußt auch bedenken, daß er dich gewählt hat, da du noch ein armes Mädchen warst. Ach wenn du wissen solltest, wie viel gutes mir der Herr Vormund itzt von ihm erzählet hat, du würdest ihn gewiß lieben! Ich habe immer gedacht, er wäre nicht gar zu gelehrt, weil er nicht so hoch redt, wie mein Bruder, der Magister; allein, sein Vormund hat mich versichert, daß er ein rechter scharfsinniger Mensch wäre, und mehr gute Bücher gelesen hätte, als Stunden im Jahre wären. Wer hätte das denken sollen?

Julchen. Daß er gelehrt ist, habe ich lange gewußt; allein daß ichs nicht bin, weis ich leider auch. Vielleicht sucht er die Gelehrsamkeit bey einem Frauenzimmer und nicht ein Rittergut.

Cleon. Du redest artig. Da werden die Töchter studiren können, wie die Söhne. Du kannst ja auf der Laute spielen. Du kannst schön singen. Du kannst dein Bischen Französisch. Du schreibst einen feinen Brief und eine gute Hand. Du kannst

gut tanzen, verstehst die Wirthschaft, und siehst ganz fein aus; bist ehrlicher Geburt, gesittet und fromm, und nunmehr auch ziemlich reich. Was will denn ein Mann mehr haben? Herr Damis liebt dich gewiß. Mache, daß ich ihn bald Herr Sohn, und dich Braut heißen kann.

Julchen. Braut? Das weis ich nicht. Sollte er mich lieben? Papa, Sie haben mich wohl zu sehr gelobt. Meine Schwester kann ja eben so viel und noch mehr, als ich.

Cleon. Es ist itzt die Rede nicht von deiner Schwester. Sie hat Ihren Herrn Siegmund und verlangt kein großes Glück. Gieb ihr etwas von deinem Vermögen: so wird sie vollkommen zufrieden seyn: und so will ich sie gleich heute verloben. Oder möchtest du Herr Siegmunden lieber zum Manne haben?

Julchen. Ich? Papa. Herr Siegmunden? Wie kommen Sie auf die Gedanken? Wenn ich lieben wollte, warum sollte ich nicht den Herrn Damis lieben? Hat er nicht vielleicht noch mehr Verdienste, als jener? Und wenn auch dieser liebenswürdiger wäre, da er es doch nicht ist, wie könnte ich ohne Verbrechen an ihn denken, da ihn meine Schwester, und er sie so zärtlich liebt?

Cleon. So gefällst du mir. Ich bin ein rechter glücklicher Vater. (Er klopft sie auf die Backen.) Meine liebe schöne Tochter, bleibe bey den Gedanken. Du wirst wohl dabey fahren. Nicht wahr, du hast den Herrn Damis viel lieber, als Herr Siegmunden? Dieser scheint mir zuweilen ein bischen leichtsinnig zu seyn, oder doch lose. Ich habe alleweile mit dem Herrn Simon von ihm gesprochen und allerhand —

Julchen. Papa, wenn ich mich zur Liebe entschließe: so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich einen Mann wähle, wie Herr Damis ist. Wenn ich nur nicht meine Freyheit dabey verlöre! Wenn ich nur wüßte, ob ich ihn etwa schon gar liebte! Nein, Papa, ich liebe ihn noch nicht. Ich habe eine so reiche

Erbschaft gethan, und gleichwohl bin ich nicht zufriedner. Ob ich etwa gar krank werde?

Cleon. Ja wohl kann man vor Liebe krank werden. Aber die Gegenliebe macht wieder gesund. Ich spräche Ja, wenn ich wie du wäre, damit ich der Krankheit zuvor käme.

Julchen. Ach! Papa.

Cleon. Ach! Du sollst nicht Ach, du sollst Ja sprechen. Du gefällst ihm ganz ausnehmend. Er wird dich wie sein Kind lieben.

Julchen. Aber werde ich ihm stets gefallen!

Cleon. Das kannst du denken. Woran stößt sich denn dein Herz noch? Befürchtest du denn gar, daß er dir künftig untreu werden möchte? Nimmermehr! Der Herr Vormund hat mir gesagt, daß dein Liebster oft zu sagen pflegte, daß er kein Mensch seyn möchte, wenn er nicht zugleich fromm seyn sollte*). Er wird dich gewiß zeitlebens für gut halten. Er wird seine Schwüre nicht brechen.

Julchen. Ich höre keine Schwüre von ihm. Würde er seine Liebe nicht betheuern, wenn er mich —

Cleon. Das ist schön, daß er nicht schwört. Um desto mehr kannst du auf sein Wort bauen. Das öffentliche Versprechen ist eben der Schwur in der Liebe; und diesen Schwur will er heute thun, wenn du ihn zugleich thun willst.

Julchen. Papa, ich bin unentschlossen und ungeschickt, die Sache recht zu überlegen. Lassen Sie mir noch Zeit.

Cleon. Bis auf den Abend bey Tische sollst du Zeit haben. Alsdann sprich Ja oder Nein. Die Sache ist ernstlich gemeynt. Ich habe dir mein Herz entdeckt. Du hast meine Einwilligung. Mache es, wie du willst. Komm, dein Liebster wird sich schon recht nach dir umgesehen haben. Komm und führe mich bey der Hand; ich möchte gern einmal von einer Braut geführet werden.

*) dein Liebster sehr viel Religion hätte, und oft — möchte, wenn er nicht zugleich ein Christ seyn sollte.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Was sagen Sie mir? Das glaube ich in Ewigkeit nicht.

Siegmund. Ich aber glaube es.

Julchen (bestürzt). Hat er es Ihnen denn selbst gesagt? Ich Unglückliche!

Siegmund. Er hat mirs nicht mit deutlichen Worten gesagt: aber es ist gewiß, daß er Ihnen Lottchen weit vorzieht. Ich wollte ihm diese Beleidigung, so groß sie auch ist, gern vergeben, wenn er nur Sie nicht zugleich beleidigte. Ich bedaure Sie, mein Engel. Ich weis, Sie meynen es aufrichtig, und werden meine Redlichkeit dadurch belohnen, daß Sie dem Unbeständigen wenigstens meinen Namen verschweigen.

Julchen. War dieß die Ursache seiner Traurigkeit? Der Treulose! Was hat er für Vortheil davon, ein unerfahrnes Herz zu betrügen? Wenn er mir aus Rache das Leben hätte nehmen wollen: so würde ich ihn noch nicht hassen. Aber daß er mich unter der Maske der Liebe und Aufrichtigkeit hintergeht, ist die schandbarste That.

Siegmund. Er wird es leugnen, denken Sie an mich.

Julchen. Der Verräther! Ja, er soll es leugnen. Ich mag dieses Verbrechen nicht aus seinem Munde erfahren. Ich will ihn nicht bestrafen. Nein! Sein Gewissen wird mich rächen — Wie? Er? dem ich heute mein Herz schenken — doch nein; ich habe ihn nicht geliebt. Aber hat er nicht tausendmal gesagt, daß er mich liebte? Hält man sein Wort unter den Männern nicht besser?

Siegmund. O, meine Freundinn! lassen Sie das Verbrechen eines einzigen nicht auf unser ganzes Geschlecht fallen. Sollten Sie mein Herz sehen! Ja — auch der Zorn macht Sie noch liebenswürdiger.

Julchen. Verlassen Sie mich, liebster Freund. Ich will — Und du, meine Schwester, du schweigst? Und alles dieß thust du, o Liebe, du Pest der Menschen! — Verlassen Sie mich. Ich verspreche Ihnen bey meiner Ehre, Ihren Namen nicht zu entdecken, und Ihre Aufrichtigkeit zeitlebens zu belohnen. Aber kommen Sie bald wieder hieher.

Siegmund. So bald, als ich glaube, daß sich Ihre Hitze etwas gelegt haben wird.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen (die ihn in der Hitze nicht kommen sieht). Eben zu der Zeit, da er mir die theuersten Versicherungen der Liebe giebt, wird er auch untreu —? Und ich, ich kann ihn noch nicht hassen? Bin ich bezaubert?

Damis. Allerliebstes Kind, sehen Sie mich denn nicht? Mit wem reden Sie?

Julchen. Mit einem Betrüger, den ich geliebt haben würde, wenn ich weniger von ihm erfahren hätte. (Gelinder.) Ist es Ihnen möglich gewesen, mich zu hintergehen? Mich? die ich schon anfieng, Sie im Herzen allen Personen Ihres Geschlechts vorzuziehen? Warum handeln Sie so grausam und erwecken eine Neigung in mir, die ich verabscheuen muß, nachdem ich sie gefühlt habe? Doch um Ihnen zu zeigen, was Sie für ein Herz hintergangen haben: so sage ich Ihnen, daß ich Sie nie-

mals hassen, daß ich mich vielmehr bemühen werde, Ihren Fehler vor mir selbst zu verbergen.

Damis. Ich Unglücklicher! Ist der Betrüger der Name, den ich verdiene? Ich entschuldige mich nicht einen Augenblick, erzürnte Freundinn. Ich sage Ihnen vielmehr mit dem Stolze eines guten Gewissens, daß mein Herz gar keines Betrugs fähig ist. Ich verlange es auch nicht zu wissen, wer Ihnen die üble Meynung beygebracht hat. Die Zeit wird mich schon rechtfertigen.

Julchen. Und Sie sprechen noch mit so vielem Stolze?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Damis (zu Lottchen). Kommen Sie, meine Freundinn, und fangen Sie an, mich zu hassen. Ich soll meine Juliane hintergangen haben.

Lottchen. Haben Sie sich beide schon ein wenig gezankt? Vermuthlich über die ersten Küsse.

Damis (zu Julchen). Verklagen Sie mich doch bey Ihrer Jungfer Schwester. Sagen Sie ihr doch mein Verbrechen.

Julchen. Vielleicht fände ich da die wenigste Hülfe.

Lottchen. Ach Julchen, wenn die verstorbene*) Frau Muhme es hätte wissen sollen, daß du dich an dem Tage deiner Verlobung mit deinem Bräutigam zanken würdest; sie hätte dir nicht einen Ziegel von ihrem Rittergute vermacht. Ich habe die gute Hoffnung, daß der Krieg nicht lange dauern wird. Dein Herz ist von Natur friedfertig, wenn gleich die Liebe etwas zänkisch ist.

Julchen. O scherze nicht.

*) selige

Lottchen (zu Damis). Sehn Sie nur Ihre liebe Braut recht an. Haben Sie sie durch eine kleine Liebkosung erbittert gemacht: so wollte ich Ihnen den Rath geben, sie durch zwo neue zu besänftigen. Julchen, rede wenigstens mit mir, wenn es Herr Damis nicht verdient. Oder wenn er dich ja beleidigt hat, so laß dir den Kuß wieder geben: so seyd ihr geschiedene Leute. Was habt ihr denn mit einander?

Julchen. Was wir mit einander haben? Das werde ich in deiner Gegenwart nicht sagen können. Ich glaube zwar gar nicht, daß du ihm Gelegenheit gegeben hast. Und was kann er dafür, daß du liebenswürdiger bist, als ich? Auch sein Vergehen ist noch ein Verdienst. Er würde dich nicht lieben, wenn er nicht die größten Vorzüge zu lieben gewohnt wäre. Ich entschuldige ihn selbst.

Lottchen. Du gutes Kind! Also bin ich deine Nebenbuhlerinn? Du dauerst mich in Wahrheit. Ich will dir das ganze Geheimniß eröffnen. Kommen nicht die Beschuldigungen wider deinen Liebhaber von Herr Siegmunden her? Ich kann mirs leicht einbilden. Er hat sich in dich verliebt stellen sollen, um dich zu überführen, daß du vielleicht schon liebtest. Er wird also die List gebraucht und dich beredt haben, daß Herr Damis mich liebte. Vergieb ihm diesen Scherz. Er hat seine Rolle gar zu gut gespielt.

Julchen. Er that sehr ernstlich, und —

Damis (zu Julchen). Sehen Sie, was ich für ein betrügerisches Herz habe?

Julchen. Aber —

Damis. Sie können noch ein Mißtrauen in mich setzen? Wie wenig müssen Sie mich kennen!

Julchen. Ich? mein Herr —

Damis. Ist das der Lohn für meine Liebe?

Julchen. Der Lohn! Hassen Sie mich denn! Würde ich

eifersüchtig geworden seyn, wenn ich nicht — Also haben Sie mich nicht hintergangen? Ja, mein ganzes Herz hat für Sie gesprochen.

Lottchen. Du hast dich fangen lassen, meine gute Schwester. Und ich merke, daß es Dir schon wehe thut, daß Du deinen Geliebten wegen deiner Hitze noch nicht um Vergebung gebeten hast. Ich will es an deiner Stelle thun. (Zum Damis.) Mein Herr, seyn Sie so gütig, und vergeben Sie es Julchen, daß Sie zärtlicher von ihr geliebt werden, als Sie gedacht haben.

Julchen. Nein, wenn ich mich geirrt habe: so bitte ich Ihnen meinen Fehler freywillig ab.

Damis. Aber lieben Sie mich denn auch?

Julchen. Ja! nunmehr weiß ichs gewiß, daß ich Sie liebe. Und nunmehr bin ich bereit, dieses Bekenntniß vor meinem Vater und Ihrem Herrn Vormunde zu wiederholen, wenn Ihre Wünsche dadurch befriediget werden.

Damis. Meine Juliane! Ich bin zu glücklich.

Julchen. Wenn ich Ihr Herz noch nicht hätte: so würde ich nunmehr selbst darum bitten, so hoch schätze ichs.

Damis. Vortreffliche Juliane! Ich bin — Doch es ist mir kein Gedanke anständig genug für Sie. Dieses ist es alles, was ich Ihnen in der Entzückung antworten kann.

Lottchen. Meine liebe Schwester (sie umarmt Julchen), deine Liebe sey ewig glücklich! Sey mir ein Beyspiel der Zärtlichkeit und der Zufriedenheit. (Zum Damis.) Und Sie, mein lieber Herr Bruder, sollen so glücklich seyn, als ich meine Schwester zu sehen wünsche. Bleiben Sie ein Freund meines Freundes, und befördern Sie unsere Ruhe durch Ihre Aufrichtigkeit. Kommen Sie, wir wollen zu unserm ehrlichen Vater gehen. Wie froh wird der fromme Alte nicht seyn, wenn er Julchens Entschluß hört! Doch ich sehe den Herrn Vormund kommen. Gehn

Sie, ich will das Vergnügen haben, diesem rechtschaffenen Mann, der mir heute eine freudige Post gebracht hat, auch die erste Nachricht von der Gewißheit Ihrer beyderseitigen Liebe zu geben.

(Julchen und Damis gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Endlich habe ich die Ehre, Ihnen die Abschrift von dem Testamente zu bringen. Ich habe sie selbst geholet. Wollen Sie unbeschwert diesen Punkt lesen?

(Er reicht ihr die Abschrift.)

Lottchen. (Sie liest.) Wie? Ich bin die Erbinn des Ritterguts? Ich?

Simon. Ja, Sie sind es, Mamsell, und nicht Ihre Jungfer Schwester. Der Herr Hofrath, der mir die erste Nachricht gegeben, muß sich entweder geirret, oder diese kleine Verwirrung mit Fleiß angerichtet haben, um seiner Jungfer Pathe eine desto größere Freude zu machen. Genug, es ist nunmehr gewiß, daß Sie die Erbinn des Ritterguts sind, und kein Mensch kann Ihnen dieses Glück aufrichtiger gönnen, als ich thue. Sie verdienen noch weit mehr.

Lottchen. O das ist ein trauriges Glück! Wird nicht meine liebe Schwester darüber betrübt werden? Wird nicht Ihr Herr Mündel —

Simon. Waren Sie doch viel zufriedner, da ich Ihnen die erste und nunmehr falsche Nachricht brachte. Lesen Sie doch nur weiter. Sie sind die Erbinn des Ritterguts, aber Sie sollen Jungfer Julchen zehn tausend Thaler abgeben, so bald sie heirathen wird.

Lottchen. Nun bin ich zufrieden. Sie soll noch mehr haben, als zehn tausend Thaler, wenn sie sich nur nicht über ihren Verlust kränkt. O was für Bewegung fühle ich in meiner Seele! Und was werde ich da erst empfinden, wenn ich meinen Geliebten vor Freuden über mein Glück erschrecken sehe? O wie schön wird er erschrecken! Wie glücklich bin ich! Wenn nur meine liebe Schwester nicht unruhig wird.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Jungfer Julchen hat, wie ich gleich gehört, endlich ihr Ja von sich gegeben? Ist es gewiß? Das ist mir sehr angenehm.

Lottchen (zu Simon). Ja, sie hat sich nach dem Wunsche Ihres Herrn Mündels erklärt, und wird die Ehre haben, Sie um einen Bräutigam zu bitten, der unter Ihren Händen so liebenswürdig geworden ist. — Aber, mein Liebster, hier ist die Abschrift von dem Testament. Geht es Ihnen nicht ein wenig nahe, daß die Frau Muhme uns beyde vergessen hat?

Siegmund. Nein, nicht einen Augenblick. Sie sind mehr, als ein reiches Testament.

Lottchen. Aber wenn uns Julchen etwas von ihrer Erbschaft anbieten sollte, wollen wirs annehmen?

Siegmund. Da sie nicht mehr über ihr Herz zu gebieten hat: so hat sie auch nicht über ihr Vermögen zu befehlen.

Simon. O mein Herr, Sie können versichert seyn, daß ihr mein Mündel die völlige Freyheit lassen wird, freygebig und erkenntlich zu seyn. Er sucht seinen Reichthum nicht in dem Ueberflusse, sondern in dem Gebrauche desselben. Er würde Jul-

chen gewählt haben, wenn sie auch keine Erbschaft gethan hätte. Und vielleicht wäre es ihm gar lieber, wenn er ihr Glück durch sich allein hätte machen können. Wir wollen wünschen, daß alle Liebhaber so edelgesinnt seyn mögen, als er.

Lottchen. Hören Sie, Herr Siegmund, was wir für einen großmüthigen Bruder bekommen haben?

Siegmund. Er macht seinem Herrn Vormunde, und uns die größte Ehre.

Simon. Ja ich bin in der That stolz auf ihn. Er ist, von seinem zehnten Jahre an, in meinem Hause gewesen, und hat bis auf diese Stunde alle meine Sorgfalt für ihn so reichlich belohnet, und mir so vieles Vergnügen gemacht, daß ich nicht weis, wer dem Andern mehr Dank schuldig ist.

Lottchen. Dieses ist ein Lobspruch, den ich niemanden, als dem Bräutigam meiner Schwester, gönne. Und wenn mein Papa sterben sollte: so würde ich Ihr Mündel seyn, um eben dieses Lob zu verdienen. O was ist der Umgang mit edeln Herzen für ein Vergnügen*)! Aber, Herr Simon, darf ich in Ihrer Gegenwart eine Freyheit begehen, die die Liebe gebeut und rechtfertiget? Ja, Sie sind es würdig, die Regungen meiner Seele ohne Decke zu sehen.

(Sie geht auf Siegmund zu, und umarmt ihn.)

Endlich, mein Freund, bin ich so glücklich, Ihren Umgang und Ihre Treue gegen mich durch ein unvermuthetes Schicksal zu belohnen. Sie haben mich als ein armes Frauenzimmer geliebt. Die Vorsicht hat mich heute mit einer Erbschaft beschenkt, die ich nicht rühmlicher anzuwenden weis, als wenn ich sie in Ihre Hände bringe. Ich weis, Sie werden es mir und der Tugend davon wohlgehen lassen. Hier ist eine Abschrift des Testaments, worinn ich zur Erbinn erkläret bin, anstatt, daß es meine liebe

*) eine Wollust.

Schwester nach unserer Meynung war. Kurz, die Erbschaft ist Ihre, und ein Theil von zehn tausend Thalern gehört Julchen. Fragen Sie nunmehr Ihr Herz, was Sie mit mir anfangen wollen.

Siegmund. Ohne Ihre Liebe ist mir Ihr Geschenke sehr gleichgültig.

Lottchen. Eben deswegen verdienen Sies. Fehlt zu Ihrem Glücke nichts, als meine Liebe: so können Sie nie glücklicher werden.

Siegmund. Ach, meine Schöne, wie erschrecke ich! Sie machen, daß man die Liebe und das Glück erst hochschätzt. O warum kann nicht die ganze Welt Ihrer Großmuth zusehen! Sie würden auch den niederträchtigsten Seelen liebenswürdig vorkommen, und ihnen bey aller Verachtung der Tugend den Wunsch auspressen, daß sie Ihnen gleichen möchten. Ich danke es der Liebe ewig, daß sie mir Ihren Besitz zugedacht hat. Und ich eile mit Ihrer Erlaubniß zu Ihrem Herrn Vater, um ihn nunmehr —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Der Bediente (zu Lottchen). Hier ist ein Brief an Sie, Mamsell. Er kömmt von der Post.

Lottchen. Ein Brief von der Post?

Siegmund. Ja, ich habe den Briefträger selbst auf dem Saale stehen sehen, ehe ich hereingekommen bin.

Lottchen. Wollen Sie erlauben, meine Herren, daß ich den Brief in Ihrer Gegenwart erbrechen darf?

Simon. Ich will indessen meinem lieben Mündel meinen Glückwunsch abstatten.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen (indem sie den Brief für sich gelesen hat). O mein Freund! man will mir mein Glück sauer machen. Man beneidet mich, sonst würde man Sie nicht verkleinern. Es ist ein boshafter Streich! Er ist mir aber lieb, weil ich Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens und meiner Liebe geben kann. Ich will Ihnen den Brief lesen. Er besteht, wie Sie sehen, nur aus zwo Zeilen. (Sie liest.)

„Mamsell, trauen Sie Ihrem Liebhaber, dem Herrn Siegmund, nicht. Er ist ein Betrüger. N. N.“

Siegmund. Was? Ich, ein Betrüger?

Lottchen. (Sie nimmt ihn bey der Hand.) Ich weis, daß Sie groß genug sind, dieses hassenswürdige Wort mit Gelassenheit anzuhören. Es ist ein Lobspruch für Sie. Ich verlange einen solchen Betrüger, als Sie sind, mein Freund!

Siegmund. Aber wer muß mir diesen boshaften Streich an dem heutigen Tage spielen? Wie? Sollte es auch Herr Simon selbst seyn? Liebt er Sie vielleicht? Macht ihn Ihre Erbschaft boshaft? Warum ging er, da der Brief kam? Soll ich ihm dieses Laster vergeben? Wenn er mir meinen Verstand, meinen Witz abgesprochen hätte: so würde ich ihm für diese Demüthigung danken; aber daß er mir die Ehre eines guten Herzens rauben will, das ist ärger, als wenn er mir Gift hätte geben wollen. Ich? — Ich, ein Betrüger? Es wird sich zeigen, wer ein Betrüger ist, ich, oder der, der diesen Brief geschrieben hat. Ist das der edelgesinnte Vormund?

Lottchen. Ich bitte Sie bey Ihrer Liebe gegen mich, beruhigen Sie sich. Verschonen Sie den Herrn Vormund mit Ihrem Verdachte. Es ist nicht möglich, daß er eine solche Nieder-

trächtigkeit begehen sollte. Sein Charakter ist edel. Wer weis, was Sie sonst für einen Feind haben, der von unserer Liebe und von meiner Erbschaft heute Nachricht bekommen hat?

Siegmund. Sie entschuldigen den Vormund noch? Hörten Sie nicht den boshaften Ausdruck: Wir wollen wünschen, daß alle Liebhaber so edel gesinnt seyn mögen, als mein Mündel? — Ist dieses nicht eine unverschämte Anklage wider mich?

Lottchen. Ich sage Ihnen, daß Sie mich beleidigen, wenn Sie ihn noch einen Augenblick im Verdachte haben. So, wie ich ihn kenne, und wie mir ihn sein Mündel beschrieben hat: so ist er ein Mann, dem man sein Leben, seine Ehre und alles vertrauen kann.

Siegmund. Aber sollte er nicht unerlaubte Absichten haben? Ich habe gemerkt, daß er sehr genau auf Ihr ganzes Bezeigen, bis auf das geringste Wort, Achtung gegeben hat. Es kömmt noch ein merkwürdiger Umstand hinzu. Er hat in dem Billette an Ihren Herrn Vater schon triumphirt, daß er heute eine erfreuliche Nachricht vom Hofe erhalten hätte. Und er hat es dem Herrn Vater auch schon endeckt; aber mir nicht.

Lottchen. Ich beschwöre Sie bey Ihrer Aufrichtigkeit, lassen Sie diesen Mann aus dem Verdachte.

Siegmund. Warum hat er mir nicht gesagt, daß man ihm vom Hofe einen vornehmen Charakter und eine ungewöhnliche Pension gegeben hat? Was suchte er darunter, wenn er nicht mein Unglück bey Ihnen sucht?

Lottchen. Ich vergebe Ihren Fehler Ihrer zärtlichen Liebe zu mir. Außerdem würde ich Sie nicht weiter anhören. Wir wollen die Sache zu unserm Vortheile enden. Ihre Feinde mögen sagen, was sie wollen. Sie sind bestraft genug, daß sie Ihren Werth nicht kennen. Und wir können uns nicht besser rächen, als daß wir uns nicht die geringste Mühe geben, sie zu

entdecken. Lassen Sie Ihren Zorn hier verfliegen. Ich komme in der Gesellschaft meines Vaters und der übrigen gleich wieder zu Ihnen, unser Bündniß in den Augen unsrer Feinde sicher zu machen.

Achter Auftritt.

Siegmund allein.

Das war ein verdammter*) Streich! Aber er macht mich nur muthiger. Julchen ist verloren — Gut, ist doch Lottchen, ist doch das Rittergut mein — Ich bin nicht untreu gewesen. Nein! ich habe es nur seyn wollen; aber ich war zu edel, als daß michs die Umstände hätten werden lassen. Aber wo bleibt Lottchen? Hat sie gar meine Untreue erfahren? Ich will sie sicher machen.

Neunter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. „Wo bleibt Lottchen? Hat sie gar meine Un„treue erfahren? Ich will sie sicher machen.“ Der Boshafte! Hörten Sie sein Bekenntniß? Wir wollten sehen, wie er sich nach diesem Briefe aufführen würde. O hätten wir diese unglückselige Entdeckung doch niemals gemacht! Du arme Schwester! Du verbindest dich mit einem Menschen, der ein böses Herz bey der Miene der Aufrichtigkeit hat.

Damis. Ja, es ist ein nichtswürdiger Freund, wie ich Ihnen gesagt habe. Er hat den größten Betrug begangen. Ich bitte ihn heute Vormittage, wie man einen Bruder bitten kann, daß er mir Ihre Liebe sollte gewinnen helfen; und statt dessen

*) verfluchter

bittet er Ihren Herrn Vater, unsere Verlobung noch acht Tage aufzuschieben, und will ihn bereden, als ob Sie, meine Braut, ihn selbst liebten. Ist das mein Freund, dem ich mehr als einmal mein Haus und mein Vermögen angeboten habe?

Julchen. Mich hat er bereden wollen, daß Sie meiner Schwester gewogner wären, als mir. Nunmehr weis ich gewiß, daß es keine Verstellung gewesen. Aber meine arme Schwester wird es doch denken, weil sie ihm diese List aus gutem Herzen aufgetragen hat. Wer soll ihr ihren Irrthum entdecken? Wird sie uns hören? Und wenn sie es glaubt, überführen wir sie nicht von dem größten Unglück? Wie dauert sie mich!

Damis. Ja. Aber sie muß es doch erfahren; und wenn Sie schweigen, so rede ich.

Julchen. Ach bedenken Sie doch das Unglück meiner lieben Schwester! Schweigen Sie. Vielleicht — Vielleicht ist er nicht von Natur boshaft, vielleicht hat ihn nur meine Erbschaft —

Damis. Es habe ihn, was auch immer wolle, zur Untreue bewogen: so ist er in meinen Augen doch allemal weniger zu entschuldigen, als ein Mensch, der den andern aus Hunger auf der Straße umbringt. Hat ihn die ausnehmende Zärtlichkeit, die ganz bezaubernde Unschuld, die edelste Freundschaft Ihrer Jungfer Schwester nicht treu und tugendhaft erhalten können: so muß es ihm nunmehr leicht seyn, um eines Gewinnstes willen seinen nächsten Blutsfreund umzubringen*).

Julchen. Aber ach! meine Schwester — Thun Sie es nicht. Ich zittre —

Damis. Meine Braut, Sie sind mir das kostbarste auf der Welt. Aber ich sage Ihnen, ehe ich Lottchen so unglücklich werden lasse, sich mit einem Nichtswürdigen zu verbinden: so will ich mein Vermögen, meine Ehre und Sie selbst verlieren.

*) und die Religion der geringsten Wollust wegen abzuschwören.

Ich gehe und sage ihr alles, und wenn sie auch ohne Trost seyn sollte. Mein Vormund hat das Billet an Lottchen auf meine Bitte schreiben und auf die Post bringen lassen. Ihr ehrlicher Vater und der Magister, die Siegmund beide für zu einfältig gehalten, haben seine tückischen Absichten zuerst gemerkt, und Ihr Herr Vater hat sie meinem Vormunde vertraut. Dieser haßt und flieht die kleinsten Betrügereyen.

Julchen. Ist er denn gar nicht zu entschuldigen?

Damis. Nein, sage ich Ihnen. Wir haben alles untersucht. Er ist ein Betrüger (mit Bitterkeit) und verdient die Strafe der Betrüger.*) Wie? Wir Männer wollen durch den häßlichsten Betrug das Frauenzimmer im Triumph aufführen, das wir durch unsere Tugend ehren sollten?

Julchen. Was soll aber meine Schwester mit dem Untreuen anfangen?

Damis. Sie soll ihn mit Verachtung bestrafen. Sie soll ihn fühlen lassen, was es heißt, ein edles Herz hintergehen.

Julchen. Wenn ihm aber meine Schwester verzeihen wollte. Wäre das nicht auch großmüthig?

Damis. Sie braucht ihn nicht zu verfolgen. Sie kann alle Regungen der Rache ersticken, und sich doch seiner ewig entschlagen. Er ist ein Unmensch.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Simon.

Simon. Ich stehe die größte Quaal aus. Unsere Absicht mit dem Briefe schlägt leider fehl. Sie liebt ihn nur desto mehr,

*) und — Betrüger.] Ich habe in meinem Leben noch kein Thier umgebracht; aber diesen Mann, wenn er es läugnen, und Lottchen durch seine Verstellung unglücklich machen sollte, wollte ich mit Freuden umbringen.

je mehr sie ihn für unschuldig hält. Sie dringt in ihren Vater, daß er die Verlobung beschleunigen soll. Dieser gute Alte liebt seine Tochter, und vergißt vielleicht in der großen Liebe die Vorsichtigkeit und meine Erinnerungen. Wenn es niemand wagen will, sich dem Sturme Preis zu geben: so will ichs thun.

Damis. Ich thue es auch.

Julchen. Wenn nur meine Schwester käme. Ich wollte — Aber sie liebt ihn unaussprechlich. Was wird ihr Herz empfinden, wenn es sich auf einmal von ihm trennen soll?

Simon. Es wird viel empfinden. Sie liebt ihn so sehr, als man nur lieben kann; aber sie liebt ihn deswegen so sehr, weil sie ihn der Liebe werth hält. So bald sie ihren Irrthum sehen wird: so wird sich die Vernunft, das Gefühl der Tugend, und das Abscheuliche der Untreue wider ihre Liebe empören und diese verdringen. Der Haß wird sich an die Stelle der Liebe setzen. Wir müssen alle drey noch einmal mit ihr und dem Herrn Vater sprechen, ehe er sie um das Ja betrügt.

Julchen. Du redliche Schwester! Könnte ich doch dein Unglück durch Wehmuth mit dir theilen! Wie traurig wird das Ende dieses Tages für mich!

Simon. Betrüben Sie sich nicht über den Verlust eines solchen Mannes. Lottchen ist glücklich, wenn sie ihn verliert, und unglücklich, wenn sie ihn behält. Herr Damis, haben Sie die Güte, und sehen Sie, wie Sie Lottchen einen Augenblick von ihrem Liebhaber entfernen und hieher bringen können.

Damis. Ja, das ist das letzte Mittel.

Simon. (zu Damis.) Noch ein Wort! Haben Sie die Abschrift des Testaments schon gelesen, die ich itzt mitgebracht habe?

Damis. Nein, Herr Vormund.

Simon. Sie auch nicht, Mamsell Julchen?

Julchen. Nein.

Simon. Also wissen Sie beide noch nicht, daß die erste

Nachricht falsch gewesen ist. Mamsell Julchen, erschrecken Sie nicht. Sie sind nicht die Erbinn des Ritterguts.

Julchen. Wie? Ich bins nicht? Warum haben Sie mir denn eine falsche Freude gemacht? Das ist betrübt. Geht denn heute alles unglücklich? Ach Herr Damis! Sie sagen nichts? Bin ich nicht mehr Ihre Braut? Geht denn das Unglück gleich mit der Liebe an? Ich wollte meinen Vater und meine liebe Schwester mit in mein Gut nehmen. Ich ließ schon die besten Zimmer für sie zu rechte machen. Ach, mein Herr! was für Freude empfand ich nicht, wenn ich mir vorstellte, daß ich Sie an meiner Hand durch das ganze Gut, durch alle Felder und Wiesen führte —! Also habe ich nichts?

Damis. Sie haben so viel, als ich habe. Vergessen Sie die traurige Erbschaft. Es wird uns an nichts gebrechen. Mir ist es recht lieb, daß Sie das Rittergut nicht bekommen haben. Vielleicht hätte die Welt geglaubt, daß ich bey meiner Liebe mehr auf dieses, als auf Ihren eigenen Werth gesehen hätte. Und dieß soll sie nicht glauben. Sie soll meine Braut aus eben der Ursache hochschätzen, aus der ich sie verehre und wähle. Führen Sie mich an Ihrer Hand in meinem eigenen Hause herum: so werden Sie ein Rittergut verdienen. O wenn ich nur Lottchen aus ihrem Elende gerissen hätte! Ich werde eher nicht ruhig.

Simon. Jungfer Lottchen ist die Erbinn des Ritterguts.

Julchen. Meine Schwester ist es? Meine Schwester? Bald hätte ich sie beneidet; aber verwünscht sey diese Regung! Nein. Ich gönne ihr alles. (Zu Damis.) Was könnte ich mir noch wünschen, wenn Sie mit mir zufrieden sind? Sie soll es haben. Ich gönne ihr alles.

Damis. Auch mich, meine Braut?

Julchen. Ob ich Sie meiner Schwester gönne? Nein, so redlich bin ich doch nicht. Es ist keine Tugend, aber — Fragen Sie mich nicht mehr.

Damis. Nein. Ich will Mamsell Lottchen suchen. Die Zärtlichkeit soll der Freundschaft einige Augenblicke nachstehen.

Eilfter Auftritt.

Julchen. Simon.

Julchen. Ob ich ihn meiner Schwester gönne? Wie könnte sie das von mir verlangen? Sie hat ja das Rittergut. Ich liebe sie sehr; aber wenn ich ihre Ruhe durch den Verlust des Herrn Damis befördern soll, so fordert sie zu viel. Das ist mir nicht möglich.

Simon. Machen Sie sich keine Sorge. Sie wird es gewiß nicht begehren. Ich muß Ihnen auch sagen, daß sie Ihnen nach dem Testamente zehn tausend Thaler zu Ihrer Heirath abgeben soll.

Julchen. Das ist alles gut. Wenn ich nur meiner Schwester ihren Liebhaber durch dieses Geld treu machen könnte, wie gern wollte ichs ihm geben! Der böse Mensch! Kann er nicht machen, daß ich den Herrn Damis verliere, indem er Lottchen verliert?*) Was kann ich denn für seine Untreue? Ich bin unschuldig.

Simon. Mein Mündel kann niemals aufhören, Sie zu lieben. Verlassen Sie sich auf mein Wort. Jungfer Lottchen ist zu beklagen. Aber besser ohne Liebe leben, als unglücklich lieben. Wenn sie doch käme!

Julchen. Aber wenn sie nun kömmt? Ich kann ja ihre Ruhe nicht herstellen. Ich habe sie herzlich lieb. Aber warum soll denn meine Liebe mit der ihrigen leiden? Nein, so großmüthig kann ich nicht seyn, daß ich ihr zu Liebe mich und — mich und ihn vergäße. Wenn sie doch glücklich wäre? Ich werde

*) verliert? Aber warum läßt der Himmel solche Bosheiten zu?

recht unruhig. Er sagte, er wollte die Zärtlichkeit der Freundschaft nachsetzen. Was heißt dieses?

Simon. Bleiben Sie ruhig. Mein Mündel ist der Ihrige, Sie verdienen ihn. Und wenn Sie künftig an seiner Seite die Glückseligkeiten der Liebe genießen: so verdanken Sie es der Tugend, daß sie uns durch Liebe und Freundschaft das Leben zur Lust macht.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Der Magister. Herr Simon, ich möchte Ihnen gern ein paar Worte vertrauen. Wenn ich nicht sehr irre: so habe ich heute eine wichtige Entdeckung gemacht, was die Reizungen der Reichthümer für Gewalt über das menschliche Herz haben.

Simon. Ich fürchte, daß mir diese unglückliche Entdeckung schon mehr, als zu bekannt ist.

Der Magister. Ich habe der Sache alleweile auf meiner Studirstube nachgedacht.

Julchen. Können Sie uns denn sagen, wie ihr zu helfen ist? Thun Sie es doch, lieber Herr Magister.

Der Magister. Siegmund muß bestraft werden, damit er gebessert werde.

Simon. Er verdient nicht, daß man ihn anders bestrafe, als durch Verachtung.

Der Magister. Aber wie sollen seine Willenstriebe gebessert werden?

Simon. Ist denn die Verachtung kein Mittel, ein Herz zu bessern?

Der Magister. Das will ich itzt nicht ausmachen. Aber sagen Sie mir, Herr Simon, ob die Stoiker nicht Recht haben,

wenn sie behaupten, daß nur Ein Laster ist; oder, daß, wo ein Laster ist, die andern alle, ihrer Kraft nach, zugegen sind? Sehn Sie nur Siegmunden an. Ist er nicht recht das Exempel zu diesem Paradoxo?

Simon. Ja, Herr Magister. Aber wie werden wir Jungfer Lottchen von der Liebe zu Siegmunden abbringen? Sie glaubt es ja nicht, daß er untreu ist.

Der Magister. Das wird sich schon geben. O wie erstaunt man nicht über die genaue Verwandtschaft, welche ein Laster mit dem andern hat, und welche alle mit Einem haben! Siegmund wird bey der Gelegenheit des Testaments geizig. Ein Laster. Er strebt nach Julchen, damit er ihre Reichthümer bekomme. Welcher schändliche Eigennutz! Er wird Lottchen untreu, und will Julchen untreu machen. Wieder zwey neue Verbrechen. Er kann sein erstes Laster nicht ausführen, wenn er nicht ein Betrüger und ein Verräther wird. Also hintergeht er seinen Freund, seinen Schwiegervater, Sie, mich und alle, nachdem er einmal die Tugend hintergangen hat. Aber, alle diese Bosheiten auszuführen, mußte er ein Lügner und ein Verleumder werden. Und er ward es. Welche unselige Vertraulichkeit herrscht nicht unter den Lastern! Sollten also die Stoiker nicht Recht haben?

Simon. Wer zweifelt daran? Herr Magister! Ich glaube es, daß Sie die Sache genauer einsehen, als ich und Jungfer Julchen. Sie reden sehr wahr, sehr gelehrt. Sie haben seine Untreue zuerst mit entdeckt, und wir danken Ihnen zeitlebens dafür. Aber entdecken Sie nun auch das Mittel, Lottchen so weit zu bringen, daß sie sich nicht mit dem untreuen Siegmund verbindet.

Der Magister. Darauf will ich denken. Lottchen ist zu leichtgläubig gewesen. Aber sie kann bey dieser Gelegenheit lernen, wie viel man Ursache hat, ein Mißtrauen in das mensch-

liche Herz zu setzen, wenn man es genau kennt, und die Erzeugung der Begierden recht ausstudirt hat. Wir haben so viele Vernunftlehren. Eine Willenslehre ist eben so nöthig. Ist denn der Wille kein so wesentlicher Theil der Seele, als der Verstand? So wie der Verstand Grundsätze hat, die sein Wesen ausmachen: so hat der Wille gewisse Grundtriebe. Kennt man diese, so kennt man sein Wesen: und so kennt man auch die Mittel, ihn zu verbessern. Jungfer Muhme, reden Sie aufrichtig, habe ichs Ihnen nicht hundertmal gesagt, daß Siegmund nichts gründliches in der Philosophie weis? Dieß sind die traurigen Früchte davon.

Julchen. Lieber Herr Magister, wenn Sie so viel bey der betrübten Sache empfänden, als ich, Sie würden diese Frage itzt nicht an mich thun. Sie haben mich heute eine Fabel gelehrt. Und ich wollte wünschen, daß Sie an die Fabel von dem Knaben gedächten, der in das Wasser gefallen war. Anstatt daß Sie uns in der Gefahr beystehen sollen: so zeigen Sie uns den Ursprung und die Größe derselben. Nehmen Sie meine Freyheit nicht übel.

Der Magister. Ich kann Ihnen nichts übel nehmen. Zu einer Beleidigung gehört die gehörige Einsicht in die Natur der Beleidigung. Und da Ihnen diese mangelt: so sehen Ihre Reden zwar beleidigend aus; aber sie sind es nicht.

Simon. Aber, was wollen Sie denn bey der Sache thun?

Der Magister. Ich will, ehe die Versprechung vor sich geht, Lottchen und meinem Bruder kurz und gut sagen, daß ich meine Einwilligung nicht darein gebe. Alsdann muß die Sache ein ander Aussehn gewinnen.

Simon. Gut, das thun Sie.

Dreyzehnter Auftritt.

Simon. Julchen.

Julchen. Ich will dem Herrn Magister nachgehen. Er möchte sonst gar zu große Händel anrichten. Entdecken Sie Lottchen, wenn sie kömmt, die traurige Sache zuerst. Ich will sorgen, daß Sie Siegmund in Ihrer Unterredung nicht stört, und Ihnen, wenn ich glaube, daß es Zeit ist, mit meinem Bräutigam zu Hülfe kommen.

Simon. Ich will als ein redlicher Mann handeln. Und wenn ich mir auch den größten Zorn bey Ihrer Jungfer Schwester, und die niederträchtigste Rache von dem Herrn Siegmund zuziehen sollte: so will ich doch lieber mich, als eine gute Absicht vergessen.

Vierzehnter Auftritt.

Simon. Lottchen.

Lottchen. Was ist zu Ihrem Befehle? Haben Sie etwa wegen der zehn tausend Thaler, die ich meiner Schwester herausgeben soll, etwas zu erinnern? Thun Sie nur einen Vorschlag Ich bin zu allem bereit.

Simon. Mamsell, davon wollen wir ein andermal reden. Glauben Sie wohl, daß mir Ihr Glück lieb ist, und daß ich ein ehrlicher Mann bin? So unhöflich diese beiden Fragen sind; so muß ich sie doch an Sie thun, weil ich sonst in der Gefahr stehe, daß Sie meinen Antrag nicht anhören werden.

Lottchen. Mein Herr, womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie frey. Ich sage es Ihnen, daß ich eben den Gehorsam gegen Sie trage, den ich meinem Vater schuldig bin. Ich will Ihnen den größten Dank sagen, wenn Sie mir eine Gele-

genheit geben, Ihnen meine Hochachtung durch die That zu beweisen. Ich bin eben so sehr von Ihrer Aufrichtigkeit überzeugt, als von der Aufrichtigkeit meines Bräutigams. Kann es Ihnen nunmehr noch schwer fallen, frey mit mir zu reden?

Simon. Meine Bitte gereicht zum Nachtheile Ihres Liebhabers.

Lottchen. Will Ihr Herr Mündel etwa das Rittergut gern haben, weil es so nahe an der Stadt liegt? Nun errathe ichs, warum er itzt gegen den guten Siegmund etwas verdrießlich that. Warum hat er mirs nicht gleich gesagt? Er soll es haben, und nicht mehr dafür geben, als Sie selbst für gut befinden werden. Kommen Sie zur Gesellschaft. Ich habe mich wegen des boshaften Briefs, den ich vorhin erhalten, entschlossen, in Ihrer Gegenwart dem Herrn Siegmund ohne fernern Aufschub das Recht über mein Herz abzutreten, und seinen Feinden zu zeigen, daß ich auf keine gemeine Art liebe.

Simon. Aber diesen boshaften Brief habe ich schreiben und auf die Post bringen helfen.

Lottchen. Ehe wollte ich glauben, daß ihn mein Vater, der mich so sehr liebt, geschrieben hätte. Sie scherzen.

Simon. Nein, Mamsell, ich bin zu einem Scherze, den mir die Ehrerbietung gegen Sie untersagt, zu ernsthaft. Erschrecken Sie nur, und hassen Sie mich. Ich wiederhole es Ihnen, Ihr Liebhaber meynt es nicht aufrichtig mit Ihnen.

Lottchen. Sie wollen gewiß das Vergnügen haben, meine Treue zu versuchen, und mich zu erschrecken, weil Sie wissen, daß ich nicht erschrecken kann.

Simon. Sie glauben, ich scherze? Ich will also deutlicher reden. Ihr Liebhaber ist ein Betrüger.

Lottchen (erbittert). Mein Herr, Sie treiben die Sache weit. Wissen Sie auch, daß ich für die Treue meines Liebhabers stehe, und daß Sie mich in ihm beleidigen? Und wenn er

auch der Untreue fähig wäre, so würde ich doch den, der mich davon überzeugte, eben so sehr hassen, als den, der sie begangen. Aber ich gerathe gar in Zorn. Nein, mein Herr, ich erkenne ja Ihre Großmuth. Es ist nicht Ihr Ernst, so gewiß, als ich lebe.

Simon. So gewiß, als ich lebe, ist es mein Ernst. Er ist unwürdig, noch einen Augenblick von Ihnen geliebt zu werden.

Lottchen. Und ich werde ihn ewig lieben.

Simon. Sie kennen ihn nicht.

Lottchen. Besser, als Sie, mein Herr.

Simon. Ihre natürliche Neigung zur Aufrichtigkeit, Ihr gutes Zutrauen macht, daß Sie ihn für aufrichtig halten; aber dadurch wird ers nicht.

Lottchen. Geben Sie mir die Waffen wider Sie nicht in die Hand. Ich habe Sie und meinen Liebhaber für aufrichtig gehalten. Ich will mich betrogen haben. Aber wen soll ich zuerst hassen? Ist Ihnen etwas an meiner Freundschaft gelegen; so schweigen Sie. Sie verändern mein ganzes Herz. Sie haben mir und meinem Hause viel Wohlthaten erwiesen; aber dadurch haben Sie kein Recht erlangt, mit mir eigennützig zu handeln. Wäre es Ihrem Charakter nicht gemäßer, mich tugendhaft zu erhalten, als daß Sie mich niederträchtig machen wollen? Warum reden Sie denn nur heute so?

Simon. Weil ichs erst heute gewiß erfahren habe. Wenn Sie mir nicht glauben: so glauben Sie wenigstens Ihrer Jungfer Schwester und meinem Mündel.

Lottchen. Das ist schrecklich. Haben Sie diese auch auf Ihre Seite gezogen?

Simon. Ja, sie sind auf meiner Seite, so wohl, als Ihr Herr Vater. Und ehe ich zugebe, daß ein Niederträchtiger Ihr Mann wird, ehe will ich mich der größten Gefahr aussetzen. Sie sind viel zu edel, viel zu liebenswürdig für ihn.

Lottchen. Wollen Sie mir denn etwa selbst Ihr Herz anbieten? Muß er nur darum ein Betrüger seyn, weil ich in Ihren Augen so liebenswürdig bin? Und Sie glauben, daß sich ein edles Herz auf diese Art gewinnen läßt? Nunmehr muß ich entweder nicht tugendhaft seyn, oder Sie hassen; und bald werde ich Sie nicht mehr ansehen können.

Simon. Machen Sie mir noch so viele Vorwürfe. Die größten Beschuldigungen, die Sie wider mich ausstoßen, sind nichts als Beweise Ihres aufrichtigen Herzens. Die Meynung, in der Sie stehen, rechtfertiget sie alle. Und ich würde Sie vielleicht hassen, wenn Sie mein Anbringen gelassener angehört hätten. Genug —

Lottchen. Das ist ein neuer Kunstgriff. Mein Herr, Ihre List, wenn es eine ist, und sie ist es, sey verwünscht! Wie? Er, den ich wie mich liebe? — Sie wollen sich an seine Stelle setzen. Ist es möglich?

Simon. Dieser Vorwurf ist der bitterste; aber auch diesen will ich verschmerzen. Es ist wahr, daß ich Sie ungemein hochachte; aber ich habe ein sicheres Mittel, Ihnen diesen grausamen Gedanken von meiner Niederträchtigkeit zu benehmen. Ich will Ihnen versprechen, Ihr Haus nicht mehr zu betreten, so lange ich lebe. Und wenn ich durch diese Entdeckung Ihre Liebe zu gewinnen suche: so treffe mich die entsetzlichste Strafe! Nach diesem Schwure schäme ich mich, mehr zu reden. (Er geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Lottchen allein.

Ach! was ist das? — Er soll mir untreu seyn — Nimmermehr! Nein! Der Vormund sey ein Betrüger, und nicht er — Du, redliches Herz! Du, mein Freund, um dich will man mich bringen? Warum beweist er deine Untreue nicht?

Sechzehnter Auftritt.

Lottchen. Damis.

Lottchen. Kommen Sie mir zu Hülfe. Und wenn sie mein Unglück auch alle wollen: so sind doch Sie zu großmüthig dazu. Was geht mit meinem Bräutigam vor? Sagen Sie mirs aufrichtig.

Damis. Er ist Ihnen untreu.

Lottchen. Auch Sie sind mein Feind geworden? Hat Sie mein Liebhaber beleidiget: so handeln Sie doch wenigstens so großmüthig, und sagen mir nichts von der Rache, die Sie an ihm nehmen wollen.

Damis. Mein Herz ist viel zu groß zur Rache.

Lottchen. Aber klein genug zur Undankbarkeit? Hat Ihnen mein Geliebter nicht heute den redlichsten Dienst erwiesen?

Damis. Ich wünschte, er hätte mir ihn nicht erwiesen: so würden Sie glücklicher und er würde nur ein verborgener Verräther seyn.

Lottchen. Betrüger! Verräther! Sind das die Namen meines Freundes, den ich zwey Jahr kenne und liebe?

Damis. Wenn ich die Aufrichtigkeit weniger liebte: so würde ich mit mehr Mäßigung vor Ihnen reden. Aber mein Eifer giebt mir für Ihren Liebhaber keinen andern Namen ein. Sie, meine Schwester, sind, Ihres Herzens wegen, der Verehrung eines jeden Rechtschaffenen würdig, und eben deswegen ist der Mensch, der bey Ihrer Zärtlichkeit, und bey den sichtbarsten Beweisen der aufrichtigsten Liebe sich noch die Untreue kann einfallen lassen, eine abscheuliche Seele.

Lottchen. Eine abscheuliche Seele? Wohlan; nun fordere ich Beweise. (Heftiger.) Doch weder Ihr Vormund, noch Sie, noch meine Schwester, noch mein Vater selbst werden ihm meine

Liebe entziehen können. Und ich nehme keinen Beweis an, als sein eigen Geständniß. Ich bin so sehr von seiner Tugend überzeugt, daß ich weis, daß er auch den Gedanken der Untreue nicht in sich würde haben aufsteigen lassen, ohne mir ihn selbst zu entdecken. Und ich würde ihn wegen seiner gewissenhaften Zärtlichkeit nur desto mehr lieben, wenn ich ihn anders mehr lieben könnte.

Damis. Ich sage es Ihnen, wenn Sie mir nicht trauen: so gebe ich Ihnen das Herz meiner Braut wieder zurück. Ihnen bin ichs schuldig; aber ich mag nicht die größte Wohlthat von Ihnen genießen und zugleich Ihr Unglück sehen.

Lottchen. Sie müssen mich für sehr wankelmüthig halten, wenn Sie glauben, daß ich durch bloße Beschuldigungen mich in der Liebe irren lasse. Haben Sie, oder ich, mehr Gelegenheit gehabt, das Herz meines Bräutigams zu kennen? Wenn Sie Recht haben, warum werfen Sie ihm seine Untreue abwesend vor? Rufen Sie ihn hieher. Alsdann sagen Sie mir sein Verbrechen. Er ist edler gesinnt, als wir alle. Und ich will ihn nun lieben.

Damis. Sie haben Recht. Ich will ihn selbst suchen.

Siebenzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen.

Lottchen. Er geht? Er untersteht sich, ihn zu rufen? Nun fängt mein Herz an zu zittern. (Sie sieht Julchen.) (Kläglich.) Meine Schwester, bist du auch da? Hast du mich noch lieb? (Lottchen umarmt sie.) Willst du mir die traurige Nachricht bringen? O nein! Warum schweigst du? Warum kömmt er nicht selbst?

Julchen. Ich bitte dich, höre auf, einen Menschen zu lieben, der —

Lottchen. Er soll schuldig seyn; aber muß er gleich meiner Liebe unwürdig seyn? Nein, meine liebe Schwester. Ach nein, er ist gewiß zu entschuldigen. Willst du ihn nicht vertheidigen? Vergissest du schon, was er heute zu deiner Ruhe beygetragen hat? Warum sollte er mir untreu seyn, da ich Vermögen habe? Warum ward ers nicht, da ich noch keines hatte?

Julchen. Er ward es zu der Zeit, da er in den Gedanken stund, daß ich die Erbinn des Testaments wäre. Ach, liebe Schwester, wie glücklich wollte ich sein, wenn ich dich nicht hintergangen sähe!

Lottchen. So ist es gewiß? (hart.) Nein! sage ich.

Julchen. Ich habe lange mit mir gestritten. Ich habe ihn in meinem Herzen, vor meinem Bräutigam, vor seinem Vormunde und vor unserm Vater entschuldiget. Ich würde sie aus Liebe zu dir noch alle für betrogne Zeugen halten. Aber es ist nicht mehr möglich. Er selbst hat sich hier an dieser Stelle angeklagt, als du ihn nach dem empfangenen Brief verlassen hattest. Er war allein. Die Unruhe und sein Verbrechen redten aus ihm. Er hörte mich nicht kommen. O hätte er doch ewig geschwiegen! — Ach meine Schwester!

Lottchen. Meine Schwester, was sagst du mir? Er hat sich selbst angeklagt? Er ist untreu? Aber wie könnte ich ihn noch lieben, wenn ers wäre? Nein ich liebe ihn, und er liebt mich gewiß. Ich habe ihm ja die größten Beweise der aufrichtigsten Neigung gegeben — (zornig.) Aber was quält ihr mich mit dem entsetzlichsten Verdachte? Was hat er denn gethan? Nichts hat er gethan.

Julchen. Er hat mich auf eine betrügerische Art der Liebe zu meinem Bräutigam entreißen, und sich an seine Stelle setzen wollen. Er hat meinen Vater überreden wollen, als ob ich ihn

selbst liebte, und als wenn du hingegen den Herrn Damis liebtest. Er hat ihm gerathen, die Verlobung noch acht Tage aufzuschieben. Er hat sogar um mich bey ihm angehalten.

Lottchen. Wie? Hat er nicht noch vor wenig Augenblicken mich um mein Herz gebeten? Ihr haßt ihn und mich.

Julchen. Ja, da er gesehen, daß das Testament zu deinem Vortheile eingerichtet ist.

Lottchen. Also richtet sich sein Herz nach dem Testamente und nicht nach meiner Liebe? Ich Betrogene! Doch es ist unbillig, ihn zu verdammen. Ich muß ihn selbst hören. Auch die edelsten Herzen sind nicht von Fehlern frey, die sie doch bald bereuen. (kläglich.) Liebste Schwester, verdient er keine Vergebung? Mache ihn doch unschuldig. Ich will ihn nicht besitzen. Ich will ihn zu meiner Quaal meiden. Ich will ihm die ganze Erbschaft überlassen, wenn ich nur die Zufriedenheit habe, daß er ein redliches Herz hat. O Liebe! ist das der Lohn für die Treue!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Soll ich nunmehr so glücklich seyn, Ihr Ja zu erhalten? Der Herr Vater hat mir seine Einwilligung gegeben. Sie lieben mich doch, großmüthige Schöne?

Lottchen. Und Sie lieben mich doch auch?

Siegmund. Sie kennen mein Herz seit etlichen Jahren, und Sie wissen gewiß, [illegible] mein größter und liebster Wunsch durch Ihre Liebe erfüllt [illegible]en ist.

Lottchen. Aber — meine Schwester — Warum erschrecken Sie?

Siegmund. Ich erschrecke, daß Sie sich nicht besinnen, daß Sie mir diese List selbst zugemuthet haben. Sollte ich nicht durch eine verstellte Liebe Julchens Herz versuchen? Reden Sie, Mamsell Julchen, entschuldigen Sie mich.

Julchen. Mein Herr, entschuldigen kann ich Sie nicht. Bedenken Sie, was Sie zu mir und zu meinem Vater, und vor kurzem hier in dieser Stube zu sich selbst gesagt haben, ohne daß Sie mich sahen. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich meine liebe Schwester bitte, Ihnen Ihre Untreue zu vergeben.

Siegmund. Ich soll untreu seyn? — Ich? (Er geräth in Unordnung.) Ich soll der aufrichtigsten Seele untreu seyn? Wer? Ich? Gegen Ihren Herrn Vater soll ich etwas gesprochen haben? Was sind das für schreckliche Geheimnisse? — Sie sehen mich ängstlich an, meine Schöne? Wie? Sie lieben mich nicht? Sie lassen sich durch meine Widerlegungen nicht bewegen? — Sie hören meine Gründe nicht an? — Bin ich nicht unschuldig? — Wer sind meine Feinde? — Ich berufe mich auf mein Herz, auf die Liebe, auf alles *). — Doch auch mich zu entschuldigen, könnte ein Zeichen des Verdachts seyn. — Nein, meine Schöne, Sie müssen mir ohne Schwüre glauben. Ich will Sie, ich will meine Ruhe, mein Leben verlieren, wenn ich Ihnen untreu gewesen bin. Wollen Sie mir noch nicht glauben?

Julchen. Herr Siegmund. Sie schwören?

Lottchen (mit Thränen). Er ist wohl unschuldig.

Siegmund. Ja, das bin ich. Ich liebe Sie. Ich bete Sie an, und suche meine Wohlfahrt in Ihrer Zufriedenheit. Wollen Sie jene vergrößern, so stellen Sie diese wieder her, und lassen Sie den Verdacht fahren, den ich in der Welt niemanden vergeben kann, als Ihnen. Soll ich das Glück noch erlangen, Sie als die Meinige zu besitzen?

*) auf den Himmel

Lottchen. (sie sieht ihn kläglich an.) Mich? — als die Ihrige? — Ja!

Julchen. Meine Schwester!

Lottchen. Schweig. Herr Siegmund, ich möchte nur noch ein Wort mit meinem Papa sprechen, alsdann wollen wir unsre Feinde beschämen.

Siegmund. Ich will ihn gleich suchen. Soll ich die übrige Gesellschaft auch mitbringen? Wir müssen doch die gebräuchlichen Ceremonien mit beobachten.

Lottchen. Ja, ich will nur einige Worte mit dem Papa sprechen. Alsdann bitte ich Sie, nebst den andern Herren nachzukommen.

Neunzehnter Auftritt.

Julchen. Lottchen. Cleon.

Cleon. Nun, meine Kinder, wenn euch nichts weiter aufhält: so sähe ichs gern, wenn ihr die Ringe wechseltet, damit wir uns alsdann Paar und Paar zu Tische setzen können. Ey, Lottchen, wer hätte heute früh gedacht, daß du auf den Abend mit einem Rittergute zu Bette gehen würdest! Alles ist, wie wir es wünschen konnten*). Julchen kriegt einen reichen und wackern Mann, weil sie wenig hat; und du, weil du viel hast, machst einen armen Mann glücklich. Das ist schön. Dein Siegmund wird schon erkenntlich für deine Treue seyn. Er kann einem durch seine Worte recht das Herz aus dem Leibe reden. Der ehrliche Mann! Wie vielmal hat er mir nicht die Hand geküßt! Wie kindlich hat er mich nicht um meine Einwilligung gebeten!

*) Alles — konnten] Der Himmel hat es wohl gemacht.

Lottchen. Das ist vortrefflich. Nun lebe ich wieder. Lieber Papa, hat Herr Siegmund denn heute bey Ihnen um meine Schwester angehalten? Das kann ich nicht glauben.

Cleon. So halb und halb hat ers wohl gethan. Er mochte etwa denken, daß Herr Damis ein Auge auf dich geworfen hätte, und daß dirs lieber seyn würde, einen Mann mit vielem Gelde zu nehmen. Ich war anfangs etwas unwillig auf ihn; aber er hat mich schon wieder gut gemacht. Man kann sich ja wohl übereilen, wenn man nur wieder zu sich selber kömmt. Da kommen sie alle.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund. Simon. Damis. Der Magister.

Cleon. Endlich erlebe ich die Freude, die ich mir lange gewünscht habe. Ich will Sie, meine Herren, mit keiner weitläuftigen Rede aufhalten. Die Absicht unserer Zusammenkunft ist Ihnen allerseits bekannt. Kurz, meine lieben Töchter, ich ertheile euch meinen väterlichen Segen, und meine Einwilligung, (Er sieht Lottchen weinen.) Weine nicht, Lottchen, du machst mich sonst auch weichmüthig.

Lottchen. Meine Thränen sind Thränen der Liebe. Ich habe also Ihre Einwilligung zu meiner Wahl? Ich danke Ihnen recht kindlich dafür.

Simon (zu Lottchen). Aber, meine liebe Mamsell, Sie wollen — Wie?

Damis. Ach liebste Jungfer Schwester, ich bitte Sie —

Lottchen. Was bitten Sie? Wollen Sie Julchen von meinen Händen empfangen? (Sie führt sie zu ihm.) Hier ist sie. Ich stifte die glücklichste Liebe. Und Sie, Herr Siegmund —

Siegmund. Ich nehme Ihr Herz mit der vollkommensten Erkenntlichkeit an, und biete Ihnen diese Hand —

Lottchen. Unwürdiger! Mein Vermögen kann ich Ihnen schenken, aber nicht mein Herz. Bitten Sie meinem Vater und der übrigen Gesellschaft, die Sie in mir beleidiget haben, Ihre begangene Niederträchtigkeit ab. Ich habe sie Ihnen schon vergeben, ohne mich zu bekümmern, ob Sie diese Vergebung verdienen. (Zum Vormunde.) Und Ihnen, mein Herr, küsse ich die Hand für Ihre Aufrichtigkeit. Wenn ich jemals mich wieder zur Liebe entschließe: so haben Sie das erste Recht auf mein Herz. (Zu Siegmunden.) Sie aber werden so billig seyn, und, ohne sich zu verantworten, uns verlassen.

Siegmund. Recht gern. (Indem er geht.) Verwünscht*) ist die Liebe!

Damis. Nicht die Liebe, nur die Untreue. Dieß ist der Lohn.

Lottchen. (Sie ruft ihm noch nach.) Sie werden morgen durch meine Veranstaltung so viel Geld erhalten, daß Sie künftig weniger Ursache haben, ein redliches Herz zu hintergehen.

Cleon. Lottchen, was machst du? Ich bin alles zufrieden. Du hast ja mehr Einsicht, als ich.

Julchen. O liebe Schwester, wie groß ist dein Herz! Ich habe wenigstens keine Schuld an seinem Verbrechen**). O wenn ich dich doch so glücklich sähe als mich!

Der Magister. Ich bin ruhig, daß ich das Laster durch mich entdeckt, und durch sich selbst bestraft sehe. So geht es. Wenn man nicht strenge gegen sich selbst ist: so rächen sich unsere Ausschweifungen für die Nachsicht, die wir mit unsern Fehlern haben.

*) Verflucht
**) Gott weis es, daß ich keine Schuld an seinem Verbrechen habe

Simon (zu Lottchen.) Ich, meine Freundinn, würde das Recht, das Sie mir künftig auf Ihr Herz ertheilet haben, heute noch behaupten, wenn ich Ihnen nicht schon das Wort gegeben hätte, an dieses Glück niemals zu denken. Ich bin belohnt genug, daß Sie mich Ihrer nicht für unwürdig halten, und daß der Ungetreue bestraft ist.

Lottchen. O möchte*) es dem Betrüger nicht übel gehen! Wie redlich habe ich ihn geliebt, und wie unglücklich bin ich durch die Liebe geworden! Doch nicht die Liebe, die Thorheit des Liebhabers hat mich unglücklich gemacht. Bedauern Sie mich.

*) O Himmel! laß

Das Orakel.

Eine Operette,

nach dem Innhalte eines französischen Nachspiels,

welches eben diesen Namen führt.

Personen.

Die Oberzauberinn.
Alcindor, ihr Sohn.
Lucinde, eine junge Prinzessinn.

Der Schauplatz ist in dem Schlosse der Zauberinn.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Zauberinn. Alcindor.

Die Zauberinn.

Lucinden hättest du gesehn?

Alcindor.

Ja wohl! ich will es euch gestehn.
Sie schlief — Was kann man schöners sehn!
Entzückung und Vergnügen
Sah ich mit ihr im Grünen liegen.

Zauberinn.

Sah sie dich auch?

Alcindor.

Sie schlief! Ihr hört es ja.
Wie viel empfand mein Herz, als ich sie schlafen sah!
Ich fühlte, wie ihr Reiz mir alle Freyheit raubte.
Ich seh sie noch. Ein Arm lag unter ihrem Haupte;
Der andre nah bey mir. Die Blumen küßten ihn,
Und blühten ihm zu Ehren
Viel reizender, als sie sonst blühn.

Zauberinn.

O Sohn! was werd ich endlich hören?

Alcindor.

Von Zärtlichkeit entzückt,
Wagt ichs die schöne Hand zu küssen.
Und hätte sie ein Gott so nah, als ich, erblickt:
So hätt ein Gott es wagen müssen.
Drauf regte sich das angenehme Kind;
Ich aber, ich entwich geschwind.
Doch länger wehrt mir nicht, mein Herz ihr zu entdecken,
Sonst muß ich ungehorsam seyn.
Ich will die Lieb in ihr erwecken.
Befehlt mir nicht. Ich bin nicht weiter mein.
Ich will mir ihre Gunst erwerben,
Und, glückt mirs nicht, zu ihren Füßen sterben.

Ja stürb ich auch zu ihren Füssen,
Auch dann soll noch Lucinde wissen,
Daß sie mein zärtlich Herz verehrt.
Die Freyheit, ihr mein Leid zu klagen,
Ob sie mich lieben wird, zu fragen,
Ist der Gefahr zu sterben werth.

B. A.

Zauberinn.

Verlier ich doch, so mächtig ich auch bin,
An dir den Ruhm der größten Zauberinn!
Ich winke nur:
Sogleich gehorcht mir die Natur;
So muß der schönste Strich der Erden
Zur schreckenvollen Wüste werden.
Kaum heb ich meine Hand empor:
So steigt hier ein Pallast und dort ein Thron hervor.
Dieß alles kann mein Wink vollführen.
Und doch kann ich, o junger Thor,
Dein stürmisch Herze nicht regieren?

Wohlan! vernichte denn durch deinen Unverstand
Die Sorgfalt, die ich angewandt,
Dein Glück nach Wunsch zu gründen.
Vergiß der Mutter Wort. Ja, was gehorchst du ihr?
Nein, harter Sohn, nein, folge dir,
Und raube dir Lucinden.

Des Tygers Trotz kann ich bezwingen;
Nur Jüngling, deine Thorheit nicht.
Nichts kann dich zum Gehorsam bringen,
Nicht meine Macht, nicht deine Pflicht.
Den Sturm des Meeres kann ich stillen.
Die Geister ehren meinen Willen.
Und ein verliebtes Herz allein
Sollt unbezwinglich seyn?

Alcindor.

Warum soll ich die Schöne denn nicht sehn,
Und meine Lieb ihr nicht gestehn?

Zauberinn.

Mein Sohn, ich will dir alles sagen.
Ich, da ich dich gebar, ließ das Orakel fragen;
Ich fragt es um dein künftig Glück.
Alcindorn, fieng es an, droht manch betrübt Geschick;
Doch kann er auch das größte Glück geniessen,
Wofern er nur, durch seiner Mutter Kunst,
Sich der Prinzessin Gunst
Wird zu verdienen wissen,
Der er nur desto mehr gefällt,
Je mehr sie ihn für taub, für stumm und fühllos hält.

Alcindor.

Taub, stumm und fühllos? Wie? Wer glaubt ein solch Gedicht?
Alcindor glaubt es ewig nicht.

Zauberinn.

Willst du der Mutter Sorgfalt ehren,
Mit der ich mich bemüht, dein Unglück abzuwehren,
Und nach dem Göttersprruch dein Glück dereinst zu baun:
So höre mich, und sey erkenntlich durch Vertraun.
Lucinde, die dein Herze rühret,
Stammt aus des Fürsten Blut, der neben uns regieret;
Sie sah die Welt in jener Nacht,
In der ich dich zur Welt gebracht.
Ich habe sie sehr jung entführet,
Und in dieß Schloß versteckt,
Das noch kein sterblich Aug entdeckt.
Ich zog sie auf, und ließ sie von Maschienen,
Von lauter Statuen bedienen,
Die schnell zu leben schienen,
So bald durch meinen Zauberstab
Ich ihnen die Bewegung gab.
Und wenn Lucinde dieses sah,
So fieng ich an, den Irrthum sie zu lehren,
Daß ich und sie allein vernünftge Wesen wären;
Die andern wären nur uns zum Vergnügen da,
Und ungeschickt, zu reden und zu denken,
Nicht fähig, sich zu freun, nicht fähig, sich zu kränken.

Alcindor.

Warum denn das?

Zauberinn.

Damit sie dich, mein Sohn,
Wenn ich dich einst zum Vorschein bringen wollte —

Alcindor.

Damit sie mich, ich hör es schon,
Für eine Puppe halten sollte,
Die nichts empfände, niemals redte,

Und Aug und Mund nur bloß zum Zierrath hätte.
O täuscht Lucinden immerhin;
Erfüllet des Orakels Sinn,
Beredt sie, daß ich fühllos bin.
Mein Anblick wird sie doch vergnügen.
Leicht läßt sich die Vernunft, doch schwer das Herz betrügen.
Nein, die Natur ist viel zu treu;
Was sie mich lehrt, lehrt sie Lucinden.
Lucinde wird, trotz allen Gründen,
Daß ich bloß eine Puppe sey,
Doch stets das Gegentheil empfinden.
Braucht Eure ganze Zauberkunst,
Lucindens Augen zu verschliessen.
Sie wird mich sehn, und Gegengunst
Für mich Maschine fühlen müssen.
Sie wird — Ach kommt! Ich bin entzückt.
Ach eilt, damit sie mich erblickt.
Ihr könnt mich ihr nun sicher zeigen,
Ich will, weil es mein Glück gebeut,
Auch bey der größten Zärtlichkeit,
Taub vor ihr stehn, und fühllos schweigen.

Zauberinn.

So recht, mein Sohn,
Lucindens Herz ist, wenn du folgst, dein Lohn.
Erfülle des Orakels Willen:
So wirst du deinen Wunsch erfüllen.
Werd ohne Kummer zur Maschine:
Mag man gleich stumm und hirnlos seyn,
Man sey nur schön, so nimmt man ein.
Wie mancher siegt durch eine feine Miene,
Der blöder ist als Holz und Stein!
Doch geh. Mich deucht, sie kömmt.

Alcindor.

Ein Wort noch, eh ich gehe.
Wenn ich mit ihrem Mops Lucinden spielen sehe,
So liebkost sie das kleine Thier.
Gesetzt, sie spielte nun mit mir,
Dürft ich denn auch —? Was meynet Ihr?

Zauberinn.

Lucinde kömmt. Begieb dich gleich von hier.

Zweyter Auftritt.

Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde (in tiefen Gedanken.)

War dieß ein Blendwerk, ein Gesicht?
Er hatte seinen Mund auf meine Hand gedrückt!

Zauberinn.

Lucinde, was sagt Ihr?

Lucinde.

Nichts. Ach ich sah Euch nicht!

Zauberinn.

Er hatte seinen Mund auf Eure Hand gedrückt,
Wer?

Lucinde.

Hätt ich ihn nur recht erblickt!
Er floh, so bald als ich erwachte.
Ich weis nicht, wie mein Herz so sehr verändert ist,
Seitdem er mir die Hand geküßt.
Ich sinn, ich denk und schmachte,
Und wünsche mir ohn Unterlaß,
Ich weis es selbst nicht, was?
So oft ich ihn im Geist betrachte,

Nimmt ein gewisser Trieb, ein süßer Trieb mich ein.
Und die Natur scheint mir durch ihn,
Durch den, der mir im Schlaf erschien,
Erst recht belebt und schön zu seyn.
Ach Mutter! welche Zärtlichkeit
Hab ich nicht itzund wahrgenommen!
Ich sah zwey Vögelchen erfreut
Auf einem Zweig zusammen kommen.
Hier sangen sie wohl eine Stunde lang.
Ihr glaubt es nicht, wie schön es klang.
O! Hätt ichs nur verstehen sollen,
Was eines zu dem andern sang,
Wie hätt ich sie belauschen wollen!
Drauf schwiegen sie und sahn einander an,
Als suchten sie mit ihren Blicken
Das noch von neuem auszudrücken,
Was sie durch Töne schon gethan.

Was muß doch aus den Vögeln singen?
Umsonst singt nicht ihr Mund so schön.
Ihr Herz muß den Gesang verstehn:
Sonst würd ihr Lied so schön nicht klingen.
Allein wer giebts dem Herzen ein?
Wer lehrt das Herz aus ihnen singen?
Sollts auch die Liebe seyn? B. A.

Zauberinn.

Die Vögel sollten sich verstehn?

Lucinde.

Sie müssen sich verstanden haben,
Weil sie sich stets die Antwort gaben.

Zauberinn.

Ihr schließt vortrefflich schön.

Wenn Ihr auf dem Claviere spielet,
Und singt, so stimmt es insgemein
Mit Euren Tönen überein.
Glaubt Ihr, daß dieses etwas fühlet,
Und daß es Euer Lied vernimmt?

Lucinde.

Kann dieß wohl zur Vergleichung dienen?
Claviere sind Maschinen.

Zauberinn.

Die Vögel sind es auch.

Lucinde.

Ich aber glaub es nicht,
Weil Euch mein Herze widerspricht.
Ich würde, hätt ich sie, sie streicheln, und sie küssen,
In meine Kammer sie verschliessen,
Und stets besorgt für ihre Nahrung seyn.
Doch meine Zitter anzulachen,
Ihr Gunstbezeugungen zu machen,
Dieß fällt mir niemals ein.

Zauberinn (für sich.)

Ich muß Lucinden hintergehn,
Und durch ein Zauberstück sie blenden.

(zu Lucinden.)

Ihr seht hier Statuen vor Euren Augen stehen.
Befühlt sie selbst mit Euren Händen.
Ihr fühlts doch wohl, mein liebes Kind,
Daß sie von Marmorstein und ohn Empfindung sind;
Doch laßt mich nur ein Rad in den Maschinen heben:
So werden sie geschwind
Wie Eure Vögel leben.

(Die Statuen fangen an zu tanzen, nachdem sie die Zauberinn mit ihrem Stabe berühret.)

Seht ihr, was dieß für Tänzer sind?
Doch wie? Ihr seyd betrübt, daß Steine sich bewegen?

Lucinde.

Ja wohl, weil sie die Meynung widerlegen,
Die mir so viel Vergnügen gab.
Ihr muntern Sänger in dem Grünen,
Ihr armen Vögelchen; so seyd ihr denn Maschinen,
Und lebt bloß durch den Zauberstab?
Ich glaubte wirklich, ihr empfändet,
Und freutet euch, wenn ihr euch bey der Nacht
In einem hohlen Baum, und, wenn der Tag erwacht,
Auf einem Zweig zugleich befändet.
Mein Herz hieß mich viel vortheilhaftes schließen:
Hat, dacht ich, die Natur die Vögelchen so lieb;
Verknüpft sie sie durch freundschaftlichen Trieb,
Um sich das Leben zu versüßen:
So wird sie auch, dich zu erfreun,
Nicht weniger besorgt gewesen seyn;
So wird es auch ein Wesen geben,
Mit dem du lebst, wie diese mit sich leben. —
Ach Mutter, er gefiel mir sehr.
Und könnt ich wissen, wer er wär,
Gefiel er mir vielleicht noch mehr.

O ließ mich doch der Himmel wissen,
Wer mir im Schlaf die Hand geküßt!
Ach sollt er mir sie wieder küssen:
So will ich ihn fest an mich schliessen,
Und zehnmal fragen, wer er ist. B. A.

Zauberinn.

Vielleicht wars eine Mannsperson;
Mich deucht, daß ich sie wahrgenommen.

Lucinde.

Wie? Eine Mannsperson? Wird sie nicht wiederkommen?
Warum ist sie davon geflohn?
Sie hatte rechte feine Mienen.
Sagt, sind die Männer auch Maschinen?

Zauberinn.

Maschinen, liebes Kind,
Doch beßre noch, als Eure Vögel sind,
Die Ihr für so verständig haltet.
Sie sind fast meistens weiß, wie wir,
Und, wie die Statuen, gestaltet.
Ich hatte welche sonst bey mir;
Doch ihrer vielen Fehler wegen
Hab ich sie nicht mehr dulden mögen.

Lucinde.

Gut! Mein Clavier giebt einen Ton,
Die Wanduhr schlägt, die Vögel singen,
Die Statuen, die können künstlich springen;
Was thut denn eine Mannsperson?

Zauberinn.

Weit mehr, als Ihr begreifen könnt.
Ein Theil, der sich Soldaten nennt,
Versammelt sich in weiten Auen,
Mit langen Messern in der Hand,
Womit sie sich, von Wut entbrannt,
Bei tausenden zerhauen;
Mit Feuerröhren in der Hand,
Die Bley und Pulver in sich schlingen,
Und donnernd wieder von sich speyn:
Die Männer dieser Art bemühn sich ganz allein
Einander umzubringen.

Lucinde.

Das müssen wohl Maschinen seyn,
Die die Vernunft nicht kennen müssen;
Sonst würden sie das Leben nicht verschmähn,
Und nicht so vieles Blut vergiessen.
Ich möchte solche Männer sehn.

Ihr Männer mit den Mordgewehren
Mit Messern und mit Feuerröhren,
O kommt und legt sie ab, und lernet zärtlich seyn!
Die Hand, die könnet ihr mir küssen,
Dieß wird mich eben nicht verdriessen;
Doch eure Messer würd ich scheun.
O sollten sie mich nicht erschiessen,
Wie gut wollt ich den Männern seyn!

B. A.

Zauberinn.

Seyd ohne Furcht. Uns Weibern ist es leicht,
Der Männer Wildheit zu ersticken.
Wir dürfen nur recht zärtlich auf sie blicken,
So ist ihr Herz erweicht.
Ein Blick von Euch lehrt sie die schwersten Pflichten,
Und machet einen Mann geneigt,
Sich so genau nach Euch zu richten,
Als Euer Bild, das Euch der Spiegel zeigt.

Lucinde.

Doch dieß ist ja mein eignes Bild.

Zauberinn.

Und doch seyd Ihrs nicht selbst. Mehr kann ich Euch nicht lehren.
Die Männer sind von uns erfüllt;
Sie sind nicht wir: doch so, als ob sie unser wären.
Sie nehmen unsre Neigung an,
Und werden das, was sie uns werden sahn.

Lucinde.

Ich bitt Euch, zeigt mir den, der mir die Hand geküßt.

Zauberinn.

Ja, wenn er nur noch hier zugegen ist.
Doch hat er schon die Flucht genommen:
So seyd Ihr selbst durch Eure Blicke Schuld.
Ich such ihn.

Lucinde.

Werdet Ihr denn auch bald wiederkommen?
Ich warte recht mit Ungeduld.

Dritter Auftritt.

Lucinde allein.

Was für Gedanken fühl ich nicht!
Gedanken, die mein Blut erhitzen.
So sehr mein Witz denselben widerspricht,
So sucht sie doch mein Herz zu schützen.
Wie? Eine Mannsperson — ein Mann!
Ein Mann? den — ja, den möcht ich wohl besitzen.
Ich will — was wars, worauf ich sann?
Mein ganzes Herz fängt an zu fühlen.
Ich will ein Stück auf dem Claviere spielen,
Um meinen Unmuth zu zerstreun.

(Sie geht nach dem Claviere, und kehrt gleich wieder um.)

Doch itzund fällt mirs ein:
Ich hätte sie begleiten sollen;
Dort hätte sie gelauscht, hier hätt ich lauschen wollen.
Und hätten wir ihn dann gesehn:
So wären wir ganz sacht, ganz sacht auf ihn gegangen,
Und hätten ihn gefangen.

(Sie geht noch einmal nach dem Claviere, und kehrt bald wieder um.)

Allein, wie soll ich das verstehn?
Sie ging, und hieß mich doch nicht mit sich gehn.
Und da wir von den Männern redten,
Beschwerte sie sich zwar, daß sie viel Fehler hätten;
Allein sie schwieg doch bald von ihren Fehlern still.
Vielleicht ließ sie mich hier zurücke,
Damit ich den nicht mehr erblicke,
Den sie allein für sich behalten will.
Die Alte sollte sich doch schämen,
Die Mannsperson mir zu entziehn.
Nein, nein, sie mag mir alles nehmen,
Ich bins zufrieden; nur nicht ihn!

Vierter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn.

Lucinde.

Ach Mütterchen, ach seyd Ihr wieder da?
Ihr habt ihn doch? Ach ja!

Zauberinn.

Ich hatt ihn zwar gefangen,
Und an ein Band geknüpft; doch eh ich michs versah,
War er dem Band und mir entgangen.

Lucinde.

Entgangen? O das ist betrübt!
Nun seh ich, daß Ihr mich nicht liebt.
Ihr hättet ihn doch fester halten können,
So wär er nimmermehr entflohn.
Verstellt Euch nur, ich merk es schon!
Ihr wollt mir ihn nicht gönnen.
Wie dauert mich die liebe Mannsperson!
O dürft ich sie nicht mehr erwähnen!

Das ganze Schloß ist mir nunmehr verhaßt,
Mein Leben selbst wird mir zur Last,
Und meine Klagen werden Thränen.

Zauberinn.

Seht, wie empfindlich Ihr noch seyd!
Ihr schämt Euch nicht um eine Kleinigkeit,
Um einen Mann zu weinen.

Lucinde.

O wollt er mir nur noch einmal erscheinen:
Ich wollte ganze Tage weinen.
Der Schmerz um ihn ist für mein Herz
Selbst noch ein angenehmer Schmerz.
Wie? Hintergeht ihr wohl Luciuden?
Warum muß ich so viel empfinden,
Wenn der, der mir die Hand geküßt,
Ein Ding, gleich den Maschinen ist,
Die sich in diesem Schloß befinden?
Bringt alle diese Dinge her;
Wenn rührt mich eines so, wie er?
Nein, Mutter, nein, Ihr müßt mich hassen:
Sonst hättet Ihr ihn nicht entfliehen lassen.

Zauberinn.

O grämt Euch nicht! Ich hab ihn noch.

Lucinde.

Wo ist er denn? O zeiget mir ihn doch!
Ich möcht ihn herzlich gerne sehen.
Hat er Euch auch die Hand geküßt?

Zauberinn.

Kommt nur, wir wollen zu ihm gehen.
Allein ich sag es Euch, daß er gefährlich ist.
Ein Mann, mein Kind, ist leicht in Zorn zu bringen;
Doch wollt Ihr seinen Zorn bezwingen:

So macht ihm, wenn er tobt, ein freundliches Gesicht;
Dem widerstehn die Männer nicht.

Die Männer sind die trotzigsten Maschinen;
Und dennoch müssen sie uns dienen,
So bald es unser Blick gebeut.
Wir dürfen nur verdrießlich scheinen;
Wir brauchen nur verstellt zu weinen:
So thun sie ihre Schuldigkeit. B. A.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn. Alcindor.

Lucinde (erstaunt über den Anblick des Alcindor).

Das ist er! Seht doch. — Aber — Ja.
Ach seht, wie artig steht er da!
Ich zittre ganz. Seht, wie er mich betrachtet,
Und wie sein Auge nach mir schmachtet!
Dieß kann kein Mann von jenen Männern seyn,
Die mit den Messern Blut vergießen,
Mit langen Röhren sich erschießen.
Wie freundlich sieht er aus! Nicht wahr, er soll doch mein?

Zauberinn.

Er soll beständig Euer seyn.

Lucinde.

O das ist schön! Nun fang ich an zu leben.
Allein wir müssen ihm doch einen Namen geben.
Ich dächt, ich hieß ihn gar Charmant.
Er scheinet mir den Namen zu verdienen;

Denn seht nur recht auf seine Mienen,
Und sagt mir, sind sie nicht galant?

Zauberinn.

Recht gut, mein Kind, nennt ihn Charmant.
Allein wir müssen ihn auf kurze Zeit verlassen.
Es hat ein seltner Gegenstand
Sich an dem Himmel sehen lassen.
Er möchte wohl nicht lange stehn:
Drum kommt, wir wollen ihn betrachten.

Lucinde.

Wenn uns die Sterne doch nicht so viel Mühe machten!
Ich habe ja den Himmel oft gesehn.
Was werd ich auch davon verstehn?
Ihr mögt den Horizont betrachten,
Doch ich will auf Charmanten sehn,
Und seine Mienen mir erklären.

Zauberinn.

So bleibt bey ihm und seht Euch satt.
Die süße Phantasey, die Euch bezaubert hat,
Wird nicht gar lange währen.

Zweyter Auftritt.

Lucinde. Alcindor.

Lucinde (die der Zauberinn nachsieht).

O wenn sie doch schon längst gegangen wäre!
Was frag ich nach der Himmelssphäre!
Und nach dem ganzen Sternenlauf?
Sie gehn auch ohne mich wohl auf.

(Sie betrachtet den Alcindor.)

Wie lockicht ist sein Haar, wie blühend sein Gesicht!
Und wie geschickt trägt er sich nicht!

Mich deucht, mein Herz hat das an ihm gefunden,
Was es gewünscht und oft empfunden,
Doch selber nicht gekannt.
Was fehlte mir wohl weiter, als Charmant?

(Sie nähert sich ihm.)

Die Phantasey, sprach sie, wird nicht gar lange währen?
Nein, nein, Charmant, die Mutter irrt.
Woraus will sie denn dieses schliessen?
Lucinde muß es besser wissen,
Wie lange sie dich lieben wird.

Du bist für mich gebohren;
Mein Herze lehrt es mich.
Zeitlebens hab ich nicht geschworen;
Itzt schwör ich dir bey meiner Ruh,
Bey allen Göttern zu,
Lucinde liebet dich. B. A.

(Sie nimmt einen Sessel und setzt sich nieder.)

Komm her, Charmant!
Er kömmt und kniet gar vor mir nieder?
O dieß ist wirklich recht galant!

(Indem Alcindor kniet, knüpfet sie ihm ein langes Band um den Hals und schlingt das Ende um ihren Arm.)

Was regt sich? kömmt die Zauberinn schon wieder?

(Sie läuft, um zu sehen, ob die Zauberinn kömmt, und Alcindor hält sie fest an dem Bande.)

Ich sehe nichts? Vielleicht irrt noch ihr Blick
Neugierig an dem Sternenpole.
O käme sie doch eher nicht zurück,
Bis ich sie selber hole!

(Sie holet noch einen Sessel, setzet ihn neben dem ihrigen und giebt Alcindorn ein Zeichen, daß er sich setzen soll.)

Charmant, komm, setze dich zu mir;
Die Alte kömmt so bald nicht wieder.

Er kniet noch einmal vor mir nieder?
O mein Charmant! wer heißt es dir?
Du machst mir ja ein ungemein Vergnügen.
Allein von welchem Wahn
Läßt sich mein zärtlich Herz betrügen!
Ich red ihn an,
Als könnt er mich verstehen?
Mein Irrthum ist mir wohl bekannt,
O hätt ich doch nur weniger Verstand,
Um ihn nicht einzusehen!
Wo bin ich? und was nimmt mich ein?
Ein Zwang, ein Schmerz, den ich noch liebe?
Verlaßt mich unruhvolle Triebe!
Doch nein, ich mag nicht ruhig seyn.
Du siehst mich an, Charmant?
Verstehst du etwa meine Mienen?
Was willst du? könnt ich dir doch dienen!
Ich bitte dich, gieb mir die Hand.

(Sie reicht ihm die Hand.)

Gewiß, der Puls schlägt ihm, wie mir.
O mein Charmant! o warte hier!
Ich will mich schnell zur Zauberinn begeben.
Sie muß dich mit Verstand beleben.

Dritter Auftritt.

Alcindor, allein.

Ganz fühllos thun, und doch empfindlich fühlen,
Dieß heißt die schwerste Rolle spielen.
Lucinde lobte mich; Lucinde hieß mich schön.
Und ich, ich durft es nicht verstehn?
Sie schwur, sie liebte mich; und ich, ich mußt es hören,

Und durfte nicht, daß ich sie liebte, schwören?
Sie reichte mir die schöne Hand;
Und diese Hand durft ich nicht küssen?
Wie? Hab ich denn deswegen nur Verstand,
Um ihn zur Marter zu verschliessen?
Ist dieß wohl des Orakels Sinn?
Nein, nein! sie solls noch heute wissen,
Daß ich nichts weniger als stumm und fühllos bin.
Wie angenehm wird sie erschrecken,
Wenn sie mich reden hört!
Und welche Wollust werd ich schmecken,
Wenn meine Lippen ihr entdecken,
Was mich mein Herze lehrt! B. A.

Vierter Auftritt.

Lucinde. Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Was sollt ich thun?

Lucinde.

Das schöne Bild,
Charmanten, mit Vernunft beleben.
Ich werde mich nicht eh zufrieden geben,
Als bis Ihr diesen Wunsch erfüllt.
Bedenkt, wenn mein Charmant Vernunft und Sprache hätte,
Verständig dächt und artig redte,
Wie liebenswürdig würd er seyn!
Ich bitt Euch, gebt ihm beides ein.

Zauberinn.

Wie könnt ich diesen Wunsch erfüllen?

Lucinde.

Es kömmt ja bloß auf Euren Willen,
Auf wenig Zaubereyen an.

Zauberinn.

Wahr ist es, daß ich das Vermögen,
Sich, wie wir beide, zu bewegen,
Auch den Maschinen geben kann;
Ich strenge nur gewisse Federn an.
Doch tausendmal mag man die Federn künstlich lenken;
Maschinen lernen doch nicht denken.

Lucinde.

Wie oft hab ich dieß schon gehört!
Ich seh es wohl, Madam —

Zauberinn.

Und was?

Lucinde.

Ihr seyd gelehrt,
Recht sehr gelehrt in allen Sachen,
Und wollt Lucinden gern zur Philosophin machen,
Damit sie stets mit Euch von Euren Künsten redte.
Ihr denkt, wenn mein Charmant
Vernunft und Sprache hätte:
So würden wir um nichts bekümmert seyn,
Als nur um uns allein.
Ihr denkt, wir würden nicht auf Eure Weisheit hören,
Euch im Philosophiren stören.
Ja, ja, dieß könnte möglich seyn.
Was quält ihr mich mit Euren Sternen?
Es ist umsonst, spart Eure Müh,
Ich mag die Sternkunst ja nicht lernen,
Ich sag es Euch, ich hasse sie.
Was nützen mir die Himmelssphären,
Als daß sie mir im Wege stehn?
Zerstören will ich sie, zerstören!
Gleich solls geschehn! (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Wie schlimm wirds um die Sphären stehn!
Mein Sohn, gefällt dir dieß Vergehn?

Alcindor.

Auch selbst der Zorn läßt ihr noch schön.
Die kleine Wut ist nichts als Liebe.
Alsdann nur wär es ein Vergehn,
Wenn sie gelassen bliebe.
Wie kamt ihr doch zu rechter Zeit!
Ich war nicht länger mein, und trunken von Verlangen,
Bestürmt von Lieb und Zärtlichkeit,
Wollt ich schon an zu reden fangen.
Ich schlug die Augen öfters nieder;
Allein umsonst, sie öffneten sich wieder;
Lucinde war zu schön für sie.
Aus Liebe sehn und reden wollen,
Und doch nicht sehn und reden sollen,
Wie schwer ist diese Müh!

Zauberinn.

Die Schwierigkeit befreyt von keiner Pflicht;
Mein Sohn, du mußt sie doch vollbringen.
Du mußt dich doch noch länger zwingen,
Weils das Orakel spricht.
Wer weis, sind nicht Lucindens Triebe
Mehr Eigensinn, als Liebe!
Drum nimm dir noch acht Tage Zeit,
Und suche die Gelegenheit,

Lucindens Liebe recht zu prüfen.
Der Schönen Herz hat unergründte Tiefen.

Alcindor.

Acht Tage! welche lange Zeit!
Bedenkt ihr auch, daß dieß unmöglich ist?
Bedenkt, wenn sie mich immer mit sich führet,
Sich mit mir in den Hayn verlieret,
Mich als ein Lamm treu in die Arme schließt,
Mich streichelt und im Streicheln küßt;
Wie sollt es wohl in solchen Fällen
Noch möglich seyn, sich fühllos anzustellen?

Ich sollte noch mein Glück acht Tage lang verschieben?
Acht Tage lang?
Die Liebe leidet keinen Zwang;
Ein Augenblick ist ihr zu lang.
Lucinde soll in mir kein fühllos Herze lieben;
Nein, nein, ihr Herz verdient zum mindsten meinen Dank.
Und den soll ich acht Tage lang verschieben?
Acht Tage lang?
O Liebe! welch ein Zwang!

B. A.

Zauberinn.

Was dir unmöglich scheint, hat manches Weib gethan.
Wie fangen es die spröden Schönen an,
Die heimlich fast in Zärtlichkeit zerfliessen,
Und halbe Jahre lang sich kalt zu stellen wissen;
Die dem, um dessen Gunst sie doch im Herzen flehn,
Ganz unbeweglich widerstehn,
Ihn zehnmal gehn und kommen sehn,
Und dennoch keine Sylbe reden?
O mach es doch, wie diese Spröden!

Alcindor.

Das Schweigen sey der Spröden Pflicht;
Kurz, ich will gehn und mit Lucinden reden.

Zauberinn.

Nein, um des Himmels willen nicht!
Nehmt den Orakelspruch zu Herzen,
Erwartet euer Glück, sonst werdet Ihrs verscherzen.

Bestimmt sind schon die Augenblicke,
Worinn der Mensch sein Glücke macht.
Der Kluge wartet, bis sie kommen,
Und läßt, wenn er sie wahrgenommen,
Sie ungebraucht nicht aus der Acht;
Doch er erzwinget nie sein Glücke. B. A.

Sechster Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde.

Nun könnt Ihr mich mit Eurer Phantasey,
Mit Euren Wissenschaften plagen.
Der ganze Globus ist zerschlagen,
Das Sehrohr, alles ist entzwey.

Zauberinn.

Ihr seyd sehr ungestüm, Lucinde!

Lucinde.

Und Ihr seyd grausam, glaubt es nur.
Den liebsten Wunsch, den ich in der Natur,
In meiner Brust gegründet finde,
Und dessen Billigkeit ich gar zu wohl empfinde,
Den schlugt Ihr mir so unerbittlich ab,
So viel ich Euch auch gute Worte gab.

Ihr müßt mir gar kein Glücke gönnen;
Sonst würde mein Charmant bald mit mir reden können.

O lehrt ihn nur so viel verstehen,
Als zu der Liebe nöthig ist.
Er mag sonst noch so wenig wissen,
Unwitzig denken, elend schliessen;
Wenn er nur zärtlich denkt und schließt,
Aus Liebe redt, aus Liebe küßt:
So weis er mit mir umzugehen. B. A.

Zauberinn.

Ich weis nicht, wie Ihr mich so lange bitten könnt.
Charmant gehört zu denen Mannspersonen,
Die man die süßen Herren nennt,
Und die das Denken nie gewohnen.
Ein süßer Herr kriegt nie Verstand;
Was dieser kann, das kann Charmant.
Charmant kann vor Euch niederknien,
Und Euren Blick liebäugelnd auf sich ziehn,
Und sich nach den verschiednen Fällen,
Bald munter, bald betrübt,
Bald frey, bald ehrerbietig stellen.
Er seufzt und lacht, so bald es Euch beliebt.
Und alle diese leeren Zeichen,
Bey ihm, und denen, die ihm gleichen,
Wirkt ein gewisser Drat, den man verborgen schiebt.

Lucinde.

Dieß kann ein bloßer Drat erzwingen?

Zauberinn.

Noch mehr, Charmant singt auch.

Lucinde.

Ich bitt Euch, laßt ihn singen.

Zauberinn.

Er soll es thun; allein vergeßt es nicht,
Das, was ein Papagey und dieser Schwätzer spricht,
Sind Worte, welche nichts bedeuten.
Sie bringen sie, zu allen Zeiten,
Ohn Unterschied bey allen Schönen an.

Lucinde.

So wenig ich dieß glauben kann,
So will ich doch — o laßt ihn singen!

Zauberinn.

Er fängt nie von sich selber an:
Ich muß ihn erst auf eine Weise bringen.

(Sie singt dem Alcindor vor.)

Wer liebt, muß sich verstellen können,
Wenn er geliebet werden will.

Alcindor.

Wer liebt, muß sich entdecken können,
Wenn es sein Glücke haben will.

Zauberinn.

Sein Herz mag noch so heftig brennen;
So schweigt er doch aus Klugheit still.

Alcindor.

Fängt nur sein Herz recht an zu brennen;
So schweigt sein Mund gewiß nicht still.
Und zehn Orakel hindern nicht,
Daß nicht aus ihm die Liebe spricht.

Lucinde.

Madam, ich bin ganz außer mir.
Charmant singt ja so gut, wie wir;
Er muß viel von der Tonkunst wissen.
Er hat etwas, indem er singt,
Das von dem Ohr ins Herze dringt;

Wie oft wird er mir singen müssen!
Allein was will Charmant
Mit dem Orakel sagen?

Zauberinn.

Ihr könnt noch fragen?
Hat denn ein süßer Herr Verstand?
Ihr müßt euch nicht an seine Worte kehren.
Genug, das Wort ist ihm bekannt;
Er sangs, weil ers hat singen hören.

Lucinde.

Dies wundert mich doch sehr.
Allein warum singt er nicht mehr?

Zauberinn.

Weil man ihn weiter nichts gelehret.
Ist das noch nicht genug, was Ihr von ihm gehöret?
Wenn sagt Euch Euer Papagay
Wohl auf einmal so vielerley?

Lucinde.

Mit Eurem Papagey! Fällt Euch nichts bessers ein?

Zauberinn.

Ihr scheint ja recht erzürnt zu seyn.

Lucinde.

Ja wohl! Betrachtet ihn, so wie ich ihn betrachte,
Und seht ihn nur recht achtsam an.
Ists nicht beklagenswerth, daß er nicht denken kann,
Und nicht versteht, wie hoch ich ihn im Herzen achte?
Wie oft wird mir sein Schicksal nahe gehn!
Das schönste Bild soll fühllos vor mir stehn?
Ein solcher schöner Mann ist unbelebt geblieben?
O könnt er doch nur lieben!

Zauberinn.

Ihr klagt umsonst. O glaubt doch mir!

Charmant wird niemals denken lernen.
Allein was quält Ihr Euch? Wir wollen ihn entfernen.
Verbannet ihn den Augenblick von hier.

Lucinde.

Verbannen? Wen? Charmanten? Ihn?
O Himmel! Ihn sollt ich entbehren?
Er, mein Charmant, der sollte von mir fliehn?
Dieß könnt Ihr noch von mir begehren?

Zauberinn.

Ich will Euch nicht um den Geliebten bringen.
Behaltet ihn und schließt ihn sorgsam ein;
Lehrt ihn, so oft Ihr wollt, ein neues Liedchen singen,
Und laßt ihn Euer Echo seyn.
Ich will Euch nicht in Eurer Freude stören.

Lucinde.

Das will ich thun. Ich will ihn reden lehren.
Wohlan, Charmant, sprich meinen Namen nach:
Lucinde!

Alcindor.

Lucinde!

Lucinde.

Hört, wie er deutlich sprach!
Charmant, sprich mir noch weiter nach.
Geliebteste Lucinde!

Alcindor.

Geliebteste Lucinde!

Lucinde.

Wie zärtlich lieb ich dich!

Alcindor.

Ja wohl, vortreffliche Lucinde,
Dich liebt mein Herz, dich bet ich an,
Und kränke mich, daß ich nicht Worte finde,

Durch die ich das, was ich empfinde,
Vollkommen dir entdecken kann.
Was hat mein Herz dir alles vorzutragen
Und dennoch weiß ich nichts zu sagen,
Als tausendmal dir zu gestehn,
Daß dich Alcindor liebt.

Lucinde.

Madam, er spricht recht schön.
Er spricht ja ganz allein.

Zauberinn.

Mein Kind, dieß sind die Früchte
Von Eurem kurzen Unterrichte.

Alcindor.

Nein, nein, ich bin kein leblos Bild.
Hört auf mit dem Gedichte;
Denn das Orakel ist erfüllt.
Ich habe lange gnug geschwiegen,
Nun ist es weiter kein Vergehn;
Nun ist es ein verdient Vergnügen,
Ihr meine Liebe zu gestehn.

Lucinde.

Ihr habt ein zärtlich Herz, und habt mich so gequält,
Und mir dieß Herz verhelt?

Alcindor.

Ein Götterspruch zwang mich, verstellt zu schweigen,
Mein Herz gebot mir tausendmal,
Euch meine Zärtlichkeit zu zeigen;
Doch schwieg ich, weils der Gott befahl.
Vergebet mir die Unempfindlichkeit,
Mit der ich Euch so lange hintergangen.
Der hohe Preis, Euch dadurch zu erlangen,
Rechtfertigt die Verwegenheit.

Lucinde.

Wie könnt ich Euch den Irrthum nicht verzeihn,
In den Ihr mich aus Zwang gesetzet?
Gern will ich hintergangen seyn,
Weil Ihr dadurch erfuhrt, wie hoch mein Herz Euch schätzet.

Zauberinn.

Liebt! Eure Liebe war selbst des Orakels Ziel.
Das Schicksal selbst erweckt und billigt Eure Triebe.
Mein Sohn, sey du durch deine Liebe
Der itzgen Zeiten Widerspiel.
Du warst, als ein Amant, taub, stumm und unempfindlich;
Sey nun, als Mann, beredt, gefällig und verbindlich.

Alcindor.

So liebst du mich, vortreffliche Lucinde?

Lucinde.

Wie? forderst du noch stärkre Gründe?

Alcindor.

So ist dein Herz denn völlig mein?

Lucinde.

Es ists, und wird es ewig seyn.

Alcindor.

Was ist vollkommner, als Lucinde?
Kein Glück, als sie, kann mich erfreun.

Lucinde.

Wenn ich in dir mein Glück nicht finde:
So muß kein Glück auf Erden seyn.

Alcindor.

Mir ist kein Wunsch mehr übrig blieben.

Lucinde.

Was wünscht mein Herz wohl außer dir?

Beyde.

Wie zärtlich wollen wir uns lieben!
Uns lieben wollen wir! B. A.

Zauberinn.

O Kinder, Eure Zärtlichkeit
Erinnert mich an jene Zeit,
Da Reiz und Jugend mich, wie itzt Lucinden, schmückten,
Und eines Jünglings Herz, das an Empfindlichkeit
Alcindors Herzen glich, entzückten;
Und sie erweckt beynah noch meines Alters Neid.
Besingt die Göttinn doch, die Euch dieß Glück gegeben.
Besingt die Göttinn, deren Macht
Der meinigen so triumphirend lacht.
Ich selbst will sie mit Euch erheben.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beseelt Geschöpf entgehn.

Alcindor.

Du lehrst den stummen Mund der Blöden
Mit ihren Schönen seufzend reden;

Lucinde.

Und ihre Schönen sie verstehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beseelt Geschöpf entgehn.

Zauberinn.

Du kannst das Alter selbst gewinnen;
Die Macht der größten Zauberinnen
Kann deiner Macht nicht widerstehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beseelt Geschöpf entgehn.

Die Betschwester.

Ein Lustspiel in drey Aufzügen.

Personen.

Frau Richardinn, eine alte und reiche Wittwe.
Christianchen, ihre Tochter.
Lorchen, ihre weitläuftige Befreundinn.
Simon, Christianchens Bräutigam.
Ferdinand, Simons Brautwerber.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Jungfer Lorchen. Herr Ferdinand.

Lorchen. Was ich Ihnen sage. Sie können die Frau Muhme itzt nicht sprechen. Sie hat ihre Andacht. Und ich wollte nicht viel nehmen, und sie stören.

Ferdinand. Aber die gute Frau muß ja den ganzen Tag beten. Ich mag kommen, wenn ich will, so hat sie ihre Andacht. Heute Vormittage wollte ich zu ihr; da war Betstunde. Nun komme ich nach Tische; so hat sie wieder ihre Betstunde.

Lorchen. Es ist nicht anders. Ihr Leben ist ein beständiges Gebet.

Ferdinand. Das Beten ist ein wichtiges Stück der Religion. Allein es giebt ja noch andere Pflichten, die eben so nöthig und eben so heilig sind. Sie wird doch nicht Tag und Nacht beten, das will ich nicht hoffen.

Lorchen. Nein, sie wechselt ab. Wenn sie nicht beten will: so singt sie. Und wenn sie nicht mehr Lust zum Singen hat: so betet sie. Und wenn sie weder beten noch singen will: so redet sie doch vom Beten und Singen.

Ferdinand. Nun das muß ich bekennen. Ich habe mir wohl sagen lassen, daß meine Frau Muhme sehr fromm ist. Ich

habe es auch geglaubt. Allein ihr stetes Beten und Singen bringt mich fast auf die Gedanken, daß sie nicht fromm ist, sondern nur fromm scheinen will. Sie möchte sich immer ein Gebet machen lassen, um des Abends die Sünde zu verbeten, die sie den Tag über mit Beten und Singen begeht.*)

Lorchen. Mein lieber Herr Ferdinand, es ist niemand weniger mit der Andacht der Frau Muhme zufrieden, als ich. Sie betet uns oft um das Mittagsessen; und nie ist sie andächtiger, als um die Stunde, da die Köchinn das Marktgeld holen will. Sie hat ihr schon aus frommen Eifer zweymal das Gebetbuch an den Kopf geworfen, weil sie so unverschämt gewesen ist, und sie im Singen gestört hat.

Ferdinand. Ich lerne meine Frau Muhme immer besser kennen. Es würde ein sehr mittelmäßiges Glück für Herr Simonen seyn, wenn er mit seiner künftigen Frau Schwiegermutter in einem Hause wohnen sollte. Sie würde ihn entweder bald aus dem Hause, oder bald ins Grab beten. Ueberhaupt geht sie mit ihm und mit mir sehr wunderbar um. Sie hat verlangt, daß wir zu ihr kommen, und das Jawort wegen der Heirath mit ihrer Jungfer Tochter abholen sollen. Wir sind von Berlin hieher gereiset. Wir sind schon vier Tage hier. Und alle Tage hat sich ein Hinderniß finden müssen, dem Herrn Simon das versprochene Ja zu ertheilen. Morgen müssen wir wieder fort. Und der heutige Tag ist endlich zu der Versprechung angesetzt. Gleichwohl sehe ich noch wenig Anstalt dazu.

Lorchen. Gedulden Sie sich nur bis um vier Uhr, wenn ich bitten darf. Eher nimmt die Frau Richardinn keinen Besuch an. Und ehe sie sich in ihrer Nachmittagsandacht stören läßt, eher läßt sie Herr Simonen und zehn andre Freyer wieder fortreisen.

*) — begeht. Stets beten heißt nicht beten, und den ganzen Tag beten ist so strafbar, als den ganzen Tag schlafen.

Ferdinand. Ich weis wohl, daß wir erst um vier Uhr her bestellt sind. Allein ich habe noch verschiedenes wegen der Aussteuer mit meiner Frau Muhme auszumachen, und solche Sachen muß man vor dem Jaworte in Richtigkeit bringen. Haben Sie also die Güte, und lassen Sie mich melden.

Lorchen. Das kann ich nicht wagen. Die Andacht geht bey ihr über alles. Sie verketzert uns beyde *), wenn wir sie stören. Sie zweifelt ohnedem sehr an der Aufrichtigkeit meiner Tugend, weil ich so eitel bin, und zuweilen in dem Zuschauer, oder sonst in einem weltlichen Buche, wie sie zu reden pflegt, lese.

Ferdinand. Also wollen Sie mich nicht melden lassen?

Lorchen. So bald es viere schlägt: eher nicht; denn eben diese Stunde hat sie zu weltlichen Geschäfften, und also auch zu dem Jaworte ausgesetzt. Doch um fünf oder längstens um sechs Uhr muß alles gethan seyn. Länger hält sie sich nicht auf. Denn nach dem kommen zwo von ihren Clientinnen in der Andacht zu ihr, die sie mit erbaulichen Neuigkeiten unterhalten.

Ferdinand. Also wird sie uns wohl nicht zu Tische behalten?

Lorchen. Ich zweifle sehr daran. Sie hält gar nicht viel auf das Essen. Fasten und Beten ist ihr Gesetz und ihr Vergnügen. Und wenn sie etwas in der Religion zu befehlen hätte: so würde sie alle Fest-, Sonn- und Aposteltage zu Fasttagen machen, so sehr liebt sie die Enthaltung vom Essen und Trinken.

Ferdinand. Wie ich merke, so mag ihr diese Tugend sehr natürlich seyn. Meine Frau Muhme wird vielleicht das Fasten lieben, weil sie geizig ist.

Lorchen. Das will ich eben nicht sagen. Wer ihr aber vorwirft, daß sie das Ihrige nicht zu Rathe hält, der begeht keine geringe Verleumdung. **)

*) Sie setzt uns beyde in die Ketzerhistorie

**) der kann diese Verleumdung in Ewigkeit nicht verbeten.

Ferdinand. Reden Sie nicht so durch Umschweife mit mir, mein liebes Jungfer Lorchen, sondern thun Sie, als wenn die Frau Richardinn meine Frau Muhme nicht wäre. Sie leben schon ein Jahr in ihrem Hause, und müssen mir die beste Beschreibung von ihr machen können. Ich habe die gute Frau vor drey Tagen in meinem Leben zum erstenmale gesehen. Und ich hoffe, daß mir der Abschied von ihr nicht sauer werden soll. Machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr; denn, wie ich glaube, so mag es mit ihrer großen Frömmigkeit eben nicht so richtig seyn, als mir die Leute gesagt haben.

Lorchen. Wer die Tugend in den Mienen und auf den Lippen zu suchen gewohnt ist, der kann der Frau Richardinn ihren Ruhm unmöglich absprechen. Alles ist fromm an ihr; ihre Mienen, ihre Sprache, ihr Gang, ihre Kleidung. Kurz, alles stimmt an ihr mit der Andacht überein. Sie ist eine Feindinn aller Eitelkeit, und sie hält mit der größten Demuth an den ehrbaren Sitten ihrer Vorfahren.

Ferdinand. Das Letzte höre ich gern. Ich bin ein großer Freund von den unschuldigen Sitten unserer Vorältern. Und wenn meine Frau Muhme nur ein gutes Herz hat: so will ich ihr die Unrichtigkeit in ihren Meynungen gern übersehen.

Lorchen. Geben Sie nur recht Achtung auf sie. Sie werden die Sitten ihrer Großgroßältern noch unversehrt an ihr finden. Alle Schnitte von Kleidern und Hauben, wie sie vor funfzig Jahren gebräuchlich gewesen sind, behält sie standhaft bey. Und ehe sie den kleinen Fischbeinrock, den langen Pelz, und die niedrigen Absätze fahren ließe; ehe bestätigte sie die Unschuld dieser Sitten mit ihrem Tode.

Ferdinand. Sind dieses die frommen Sitten der Alten? Dieß sind ja ihre Moden.

Lorchen. Die Frau Richardinn weis es besser. Wer sich trägt, wie die Alten giengen, der ist ehrbar und sittsam. Und

wer zehn oder zwölf Jahre in einem Kleide gehen kann, der ist demüthig und sanftmüthig.

Ferdinand. Eine treffliche Moral! Meine Frau Muhme sollte ein ganzes Buch von den Kennzeichen der Tugenden schreiben. Ich glaube, sie spräche allen Leuten die Frömmigkeit*) ab, die ihre Kleider dem Willen der Mode und der Schneider überlassen. Sagen Sie mir nur, was sie den ganzen Tag macht.

Lorchen. Wenn ich Ihnen das alles sage, so werden Sie denken, ich erzähle Ihnen eine Fabel. Gegen acht Uhr steht sie auf. Und sobald sie den Fuß in den Pantoffel setzet: so fängt sie auch an, zu singen. Singend nun, kämmt sie zuerst den Mops. Singend versorgt sie ihre Katze. Singend füttert sie den Canarienvogel. Singend besucht sie ihre beyden brabantischen Hüner. Und so bald es neune schlägt: so hört sie auf zu singen, wenn es auch mitten in dem Verse eines Liedes wäre.

Ferdinand. Warum denn das?

Lorchen. Es ist ihre Ordnung so. Sie will stundenweise, und nicht anders, singen und beten. So bald es neune schlägt, so läuft sie, was sie kann, damit sie, ehe es ganz ausschlägt, schon an ihrem Gebettische sitzt.

Ferdinand. Der Himmel nähme es gewiß nicht übel, wenn sie auch erst nach dem Schlage käme. Sie kann wohl nie spät genung kommen.

Lorchen. Von neun bis zehn Uhr liest sie erst drey Morgensegen.

Ferdinand. Warum denn drey, und nicht mehr, oder weniger?

Lorchen. Weil sie drey verschiedene Gebetbücher hat, die ihr alle drey gleich lieb, und die auch alle drey mit Silber beschlagen sind. Eins hat sie von ihrer seligen Frau Pathe zum

*) den Himmel

Geschenke, eins von ihrem seligen Manne, vor vierzig Jahren, zum Mahlschatze, und das dritte aus dem väterlichen Erbe bekommen — Aber stille! Ich höre*) jemanden oben auf dem Saale reden. Wenn es viere geschlagen hat: so ists gewiß die Frau Muhme. Ich muß gehen. Denn wenn sie mich mit Ihnen allein sähe: so würde sie nicht viel Gutes von uns denken.

Zweyter Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Fr. Richardinn. Sind Sie schon da, Herr Vetter? Das ist mir lieb.

Ferdinand. Ja, liebe Frau Muhme, ich habe mit Fleiß geeilt, Ihnen meine Aufwartung zu machen, weil wir ohnedem vor der Versprechung noch eins und das andere wegen des Brautschatzes zu reden haben. Diesen Punkt wollen wir unmaaßgeblich gleich in Richtigkeit bringen.

Fr. Richardinn. Ach! lieber Herr Vetter, wenn ich nur auch heute zu einer Sache geschickt wäre, die so viele Ueberlegung erfordert. Ich muß meine Umstände wohl in Erwägung ziehen. Ich bin gar nicht so reich, als mich die Leute ausschreyen. Ich muß erst sehen, was ich entbehren kann. Und gleichwohl bin ich heute so unruhig, daß ich meine Umstände schwerlich mit Bedacht werde übersehen können. Wie viel Sorge und Noth macht einem

*) bekommen. Dieses letzte ist, wie sie erzählt, in drey Häusern mit abgebrannt und doch keinmal verbrannt. Die Schalen sind zwar etwas versehrt worden; allein dem Drucke hat das Feuer mit aller seiner Macht nichts anhaben können. — Ferdin. Der Buchbinder muß gewiß nicht so fromm, als der Buchdrucker gewesen seyn, weil der Band nicht im Feuer ausgehalten hat. — Lorchen. Um des Himmels willen! Ich höre —

nicht die Welt! Das gottlose Volk kömmt gar und stört einen im Beten, in der größten Andacht; da soll man nicht unwillig, nicht betrübt in seiner Seele werden!

Ferdinand. Ja, ja, die Welt ist böse. Aber, liebe Frau Muhme, wir müssen morgen unumgänglich wieder fort, das ist Ihnen bekannt. Sie haben uns drey Tage nach einander auf den heutigen Tag vertröstet. Und Herr Simon würde zu bedauern seyn, wenn er eine so weite und kostbare Reise hätte umsonst thun sollen.

Fr. Richardinn. Nein, nein, das nicht! Aber, bedenken Sie nur, Herr Vetter, ob man nicht alle Gelassenheit verlieren muß? Ich lese gleich in der Bibel; so kömmt ein Bettler, und klopft ordentlich an meinem Vorsaale an, und stört mich in der größten Andacht.

Ferdinand. Es ist nicht recht. Doch der arme Mann wird nicht gewußt haben, daß Sie in der Bibel lesen.

Fr. Richardinn. Ich lese ja laut, recht laut, damit ich alle Leute in meinem Hause durch meine Erbauung erbaue. Hätte er das nicht hören können? Der gottlose Bettler! Ein noch so junger Mensch schämt sich nicht zu betteln. Die Ruchlosigkeit war recht in seinem Körper abgezeichnet. Warum kann er denn nicht arbeiten, wenn er nichts zu leben hat? Ein Hochedler Rath sollte doch auch das Bettlermandat — Ich mag nicht reden. Ich habe mich geärgert, daß ich zittre.

Ferdinand. Ich bedaure Sie, Frau Muhme. Aber Sie thun sich durch Ihren Zorn Schaden. Denken Sie nicht daran. Wir wollen zur Sache kommen, und die Mitgift —

Fr. Richardinn. Man möchte vor Aergerniß des Todes seyn. Es ist kein Zorn. Ich eifere nur über die Bosheit des Bettlers, der aus Faulheit, aus Wollust müßig geht, und andre Leute in der Andacht stört, und sie um ihren Nährpfennig bringen will. Eine Hand ohne Finger! Nun? Es war ja nur die

linke. Kann er denn nicht mit der rechten arbeiten? Diese war ja so gesund, als die meinige. Ich will nicht richten; aber wer weis, warum er so gezeichnet ist? *) An dem rechten Fuße war er auch lahm. Ich will nicht richten; aber die Ruchlosigkeit und ein krüpplichter Körper sind immer beysammen.

Ferdinand. Liebe Frau Muhme, urtheilen Sie nicht so strenge. Vielleicht hat dieser Unglückselige ein gutes Herz gehabt. Und wie Sie mir ihn beschrieben haben: so kann er wohl schwerlich arbeiten.

Fr. Richardinn. So, wenn er auch nicht arbeiten kann, soll er mich denn in der Andacht stören? Soll ich meine Gedanken**) von geistlichen, von überirdischen Dingen abziehen, und sie auf einen irdischen Menschen, auf einen Krüppel, einen elenden Wurm richten? Denn was sind wir Menschen denn anders? Würmer, arme boshafte Würmer sind wir.

Ferdinand. Ja, ja. Aber das Gebot, zu beten, schließt das Gebot der Liebe und des Mitleidens nicht aus.

Fr. Richardinn. Nein, bete und arbeite! Dieses sollen alle Menschen thun. Niemand soll dem lieben Gott die Tage abstehlen, noch andern ehrlichen Leuten durch sein unverschämtes Betteln das Leben und die Erhaltung ihres Hauses sauer machen. Der gottlose Mensch!

Ferdinand. Doch, wir sollen ja wohl thun und die Anzahl der Elenden zu verringern suchen. Und ich dächte, Werke der Liebe wären so nöthig, als die Andacht.***)

*) ihn Gott so gezeichnet hat? **) von himmlischen, von geistl.

***) ein Werk der Liebe wäre so angenehm bey dem Himmel, als die Andacht. Ja ich weis nicht anders, als daß Liebe und Mitleiden nothwendige Folgen der Andacht und der Erhebung unsers Geistes zu Gott und zu unsern Pflichten sind. Die Armen sind doch eben sowohl nöthig auf der Welt, als die Reichen.

Fr. Richardinn. Alles gut! Alles wahr! Man muß geben.*) Aber man muß erst an die Seinigen, an sein Haus, an sich und seine armen Kinder denken. Wissen Sie, wer ärger, als ein Heide ist? Wer seine Kinder nicht versorgt; wer das Seinige wegwirft. Eben durch die Gutheit macht man nur mehr Bettler, denn man wird endlich darüber selbst zum Bettler. Obrigkeitliche Personen sollten allezeit darauf sehen, daß dem heillosen Bettelwesen gesteuret würde.

Ferdinand. Ja doch, Frau Muhme. Sie thun es auch. Aber es giebt ja Leute, die weder Kräfte noch Glieder zur Arbeit haben; oder die durch Unglücksfälle, oder durch anderer Leute Geiz und Bosheit um das Ihrige gekommen sind. Sollen denn diese verhungern, und aus Sorge, uns durch ihre Bitten um einen Dreyer zu bringen, lieber weinen, als essen? Doch wir wollen keine theologischen Untersuchungen anstellen. Sie werden die Pflichten der Religion und der Menschenliebe, ohne mich, wissen. Lassen Sie uns nun zu den Heirathspunkten schreiten. Denn Herr Simon wird gleich da seyn, und um Ihre versprochene Einwilligung nochmals gehorsamst bitten.

Fr. Richardinn. Ja! Es ist ein ganz feiner Mensch. Ich habe nichts an ihm auszusetzen. Wenn mich nur der Bösewicht, der Bettler, nicht so geärgert hätte: so könnte ich doch etwan überlegen, wie viel ich, ohne zu darben, meiner Tochter mitgeben könnte. Da kömmt Lorchen. Es wird gewiß wieder etwas geben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen (zur Frau Richardinn). Sie sollen so gütig seyn, und einen Augenblick herauskommen. Die Frau Nachbarinn will gern ein Wort mit Ihnen sprechen.

*) geben. Man muß förderlich und dienstlich seyn.

Fr. Richardinn. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Vetter, daß ich Sie auf eine kurze Zeit verlassen muß. Es ist eine Priesterwittwe, der ich einen Liebesdienst erweisen soll. Lorchen, bleiben Sie doch indessen bey dem Herrn Vetter, daß ihm die Zeit nicht lang wird. (Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Wissen Sie wohl, worinne der Liebesdienst besteht, den sie der Priesterwittwe erzeigt? Es ist eine rechtschaffene Frau, die keinen Fehler hat, als daß sie blutarm ist. Sie hat eine goldene Kette, als ihren ganzen Reichthum, bey der Frau Richardinn für sechzehn Thaler versetzt, und muß ihr alle Wochen für den Thaler einen Pfennig Zinsen geben. In dieser Angelegenheit, nämlich ihre Zinsen abzutragen, kömmt sie alle vierzehn Tage her; denn länger sieht ihr die Frau Muhme nicht nach.

Ferdinand. Ist das möglich? Meine Frau Muhme soll ein Capital von dreyßigtausend Thalern haben, und sie nimmt von so einer armen Frau wöchentlich für sechzehn Thaler sechzehn Pfennige Zinse? Und sie untersteht sich noch zu beten*)?

Lorchen. Ich glaube auch, daß sie durch ihr vieles Beten sich bloß die Freyheit erkaufen will**), nach ihrem Gefallen zu handeln. Soll ich Ihnen etwa weiter erzählen, wie sie den Tag zubringt?

Ferdinand. Sagen Sie mir ja nichts mehr. Ich kenne nun meine Frau Muhme völlig, und ich wollte die Ehre, mit einer so heiligen Frau verwandt zu seyn, gerne frömmern Leu-

*) beten, oder mit dem lieben Gott zu reden? **) bloß den Himmel zum Freunde machen will, damit er ihr erlauben soll

ten überlassen, als ich bin. Wenn es viel solche andächtige Weiber hier zu Lande giebt: so sollte man erlauben, daß man, der Andacht wegen, auf die Ehescheidung dringen dürfte.

Lorchen. Ich will es ganz kurz machen. Wir blieben bey den drey Morgensegen stehen. Wenn diese vorbey sind: so liest sie aus den andern Büchern noch drey Gebete, erstlich eins wider die Unkeuschheit, und —

Ferdinand. Meine Frau Muhme muß ja wohl nahe an sechzig Jahre seyn?

Lorchen. Dieses hat nichts zu bedeuten. Ein Gebet also wider die Unkeuschheit, eins wider die Verschwendung, und —

Ferdinand. Eine Frau, die einem Manne, der an Hand und Fuß lahm ist, nicht einen Dreyer zu geben, sich entschließen kann, betet, daß sie der Himmel vor der Verschwendung verwahren soll?

Lorchen. Lassen Sie mich doch ausreden. Eins wider die Verschwendung, und eins, daß sie nicht in der Blüthe ihrer Jahre möge weggerafft werden. Und diese Gebete floriren Jahr aus, Jahr ein, bey ihr. Und in dieser Andacht darf sie kein Mensch, keine lebendige Seele stören, außer ihr Mops und ihre Katze.

Ferdinand. Eine erbauliche Andacht!*)

Lorchen. Mit dem Schlage zehn springt sie von ihrem Betstule auf, und tritt an den Silberschrank, und fängt an, aus

*) außer — Andacht] außer ihr Mops, der hat die Freyheit, auf ihrem Tische und auf den Gebetbüchern herum zu spazieren. — Ferdin. Hat sie nicht etwan auch die Katze bey sich liegen? — Lorchen. Ja wohl. Die Katze hätte ich bald vergessen. Diese kömmt nicht von ihrer Seite. Und die Frau Muhme bleibt beständig dabey, daß das Thier Menschenverstand hätte, weil es ihr im Beten so aufmerksam zuhört. — Ferdin. Vielleicht ist es auch die Katze allein, die sie durch ihre Andacht erbaut und betrügt.

allen Kräften zu singen. Sie zählt ihr Silberwerk, ihr Geschmeide, und ihre Pfänder durch. So bald sie die geringste Unrichtigkeit findet: so hält sie inne mit Singen, und zählt und ziffert mit der Kreide an die Schrankthüre. Ist die Sache richtig: so geht ihr holdseliges Singen wieder fort. Nun schlägt es eilfe; da nimmt sie einen eisernen Kasten, und verschließt sich in ihre Schlafkammer, und —

Ferdinand. Ich höre es schon. Sie wird zählen, und dem Himmel ihre Sparsamkeit anpreisen. In Wahrheit, man sollte wünschen, daß die Frau um die Hälfte ihres Vermögens käme, damit sie vernünftig würde. Es ist ihr größtes Unglück, daß sie reich ist.

Lorchen. So klingt der Frau Muhme ihre Theologie nicht. Alles, was sie hat, ist ein höherer Segen. Und aller dieser Segen ist die sichtbare Belohnung ihrer Frömmigkeit, das ist, ihres Betens und Singens.

Ferdinand. Also kann man ziemlich errathen, warum sie so andächtig ist.

Lorchen. Freylich wollte ich nicht dafür stehen, daß die Frau Richardinn nicht des Tages drey bis vier Stunden von ihrer Hausandacht eingehen lassen sollte, wenn ihr das kleinste Capital verloren gienge — Doch ich höre sie schon reden. Wenn sie wüßte, daß wir von ihrer Andacht sprächen, sie schenkte uns doch ein Gebetbuch.

Fünfter Auftritt.

Frau Richardinn. Die Vorigen.

Fr. Richardinn. Die ehrliche Frau ist in großer Noth. Sie hat fünf unerzogne Kinder, und in keiner Hand nichts, als Armuth. Ich weis nicht, wie die Leute denken. Sie heirathen

aufs Gerathewohl, ohne zu wissen, wovon sie und ihre Kinder einmal leben wollen. Und zumal die Geistlichen, die doch am meisten beten und singen sollten, und immer am wenigsten haben. Aber ich rede von Niemanden etwas Böses.*) Lorchen, gehn Sie doch, und lassen Sie einen Caffee zurechte machen, damit ich dem Herrn Vetter und dem Herrn Simon etwas vorsetzen kann.

Sechster Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Fr. Richardinn. Ich bin erschrocken, Herr Vetter, recht sehr erschrocken. Weil ich vorhin mit der Frau Nachbarinn auf dem Saale rede: so fällt etwas in meiner Küche. Ich laufe geschwind hinein, da liegt der Suppennapf auf der Erde, aus dem mein seliger Herr alle Morgen seine Suppe aß; denn er war gar nicht nach der Welt. Er trank weder Thee, noch Caffee. Suppe, bloße Wassersuppe, ohne Ey, und nur mit einem Stückchen Butter, einer Erbse groß, gemacht, solche Suppe war sein Leben. Und eben diese zinnerne Suppenschüssel war herunter gefallen, und es war kein Mensch in der Küche. Ach! was wird dieses Anzeichen bedeuten! Wen wird die Reihe in unserm Hause treffen, mich oder meine Tochter?**)

*) Sie heirathen — Böses] Nichts zu haben, und doch soviel Kinder — Ich mag nicht reden. So geht es, wenn man nicht nachsinnt. Wir haben ja unsern freyen Willen. Ich rede von niemanden etwas Böses; aber die Geistlichen sind doch selten reich, und haben immer so viel Kinder. Und sie sollten am meisten beten und singen. Denn das Gebet verläßt niemanden. Wer an Gott denkt, an den denkt er wieder und giebt ihm gutes, und die Fülle. Ich will nicht richten.

**) Tochter? Ach gütiger Gott, alles nach deinem heiligen Willen, nur nicht in der Hälfte meiner Tage, nur dieß nicht.

Ferdinand. Frau Muhme, wer wird so abergläubig seyn? Die Schüssel ist herunter gefallen, weil sie nicht recht gestellt gewesen ist. Wer weis, wer über der Küche handthieret, oder gepocht hat? Machen Sie sich keine Sorge. Das Anzeichen mag über mich gehen, wenn es etwas zu bedeuten hat. Lassen Sie uns itzt wegen des Heirathsvergleichs richtig werden, so ist alles gut.

Fr. Richardinn. *) Nun höre ichs. Sie glauben auch nichts. Sie halten alles für natürlich. Sie statuiren keine Anzeichen, keine Wunder. Lieber Herr Vetter, sprechen Sie doch zu meiner Ruhe und zur Ehre der Wahrheit, daß es Anzeichen giebt, wenn Sie es auch im Herzen nicht glauben. Ich wollte Ihnen tausend Beweise aufstellen, wenn ich Sie damit überzeugen könnte.

Ferdinand. Wunder glaube ich. Was aber die Anzeichen anlangt, die in der Küche und in den Kammern vorgehen: so sage ich Ihnen frey heraus, daß sie bey mir eben so viel bedeuten, als wenn mir mein Stock aus der Hand fällt. Doch davon wollen wir itzt nicht reden. Was sind Sie denn gesonnen, der Jungfer Tochter mitzugeben? Und wenn soll Herr Simon seine Braut abholen?

Fr. Richardinn. Sie erschrecken mich durch Ihren Unglauben fast eben so sehr, als ich über das Anzeichen mit der Schüssel erschrocken bin. Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, glauben Sie denn auch nichts von dem Todtenschmiede, von dem Wurme, der in den Fensterrähmen, oder in den Wänden oft ganze Tage pocht und hämmert, wenn eins sterben soll. Da mein seliger Mann die Zeitlichkeit verlassen sollte: so hat er sich drey Tage zuvor hören lassen. Soll dieses nichts bedeuten? Daß wir doch unsern Augen und Ohren nicht trauen wollen!

*) Ach lieber Gott!

Ferdinand. Ich will dem Todtenschmiede seine Rechte nicht nehmen, er möchte mich sonst einige Stunden früher ins Grab pochen. Sie sollen Recht haben, Frau Muhme. Lassen Sie mich nur in dem ruhigen Besitze meiner Irrthümer, und erklären Sie sich, was Ihre Jungfer Tochter zur Aussteuer bekommen, und ob es noch bey den zehn tausend Thalern an baarem Gelde bleiben soll?

Fr. Richardinn. Zehntausend Thaler? Ich arme Frau! Ich verlaßne Wittwe! Wo käme ich und so vieles Geld zusammen? Bey meinen Lebzeiten wird meine Tochter nicht viel kriegen, und nach meinem Tode bleibt ihr mein bißchen Armuth gewiß. Ich denke, es wird so nicht mehr lange mit mir werden. (Sie weint.) Das Anzeichen mit der Schüssel meines seligen Herrn —

Ferdinand. Wie können Sie sich doch ohne Noth traurig machen? Der Tod ist uns alle Tage nah, und er braucht nicht erst die Schüssel herunter zu werfen, oder an den Fensterladen, und an die Stubenthür zu klopfen, wenn er kommen will. Wir müssen den Tod weder fürchten, noch wünschen. Seyn Sie heute gutes Muths, damit wir bald zur Richtigkeit kommen.

Fr. Richardinn. Daß*) doch alle Mannspersonen nichts glauben wollen! So war mein seliger Mann nicht. Er nahm nichts auf die leichte Achsel. Er hat wohl zwanzig Jahre vor seinem Tode gesagt, daß er sterben würde. Ich besinne mich noch, als wenn es heute wäre. Er hatte einige Jahre vor seinem Ende Zahnschmerzen, und eben zu der Zeit fieng eine von unsern Hühnern erbärmlich an zu schreyen, und schrie drey Tage nach einander, wir mochten mit ihr machen, was wir wollten. Mein Kind, fing endlich der selige Mann zu mir an, die Henne schreyt nichts gutes heraus, es mag nun bedeuten, was es will, laß sie lieber abwürgen.

*) Lieber Gott, daß

Ferdinand. Sie hat den Krampf gehabt, und deswegen hat sie geschrien. Doch, liebe Frau Muhme, wenn wir von nichts als dem Bettler, von der Schüssel, von dem Todtenschmiede, von der Henne und von dem seligen Herrn Liebsten reden wollen: so kommen wir nimmermehr zu Stande, und Herr Simon und ich müssen auf diese Art morgen unverrichteter Sache wieder fortreisen.

Fr. Richardinn. Ach denken Sie mir doch nicht wieder an den Bettler. Der ruchlose Bube hat mich im Bibellesen gestört. Nunmehr wird meine geistliche Uebungsstunde bald kommen. Ist es etwa schon um sechs Uhr? Das will ich nicht hoffen.

Ferdinand. Nein, es hat kaum fünfe geschlagen. Wenn Sie nun auch diese Stunde einmal auf eine andre Zeit verlegten, dieses würde doch wohl —

Fr. Richardinn. Wie? Herr Vetter! Ich sollte von meiner Regel abweichen, und, irdischen Dingen zu Gefallen, die Andacht hintansetzen?*)

Ferdinand. Wir müssen uns in der Andacht üben, nicht, wenn es schlägt, sondern wenn wir uns geschickt dazu fühlen.

Fr. Richardinn. Ich bin hierzu alle Stunden geschickt, und wer nur Lust zum Beten hat, der kann allezeit beten.

Ferdinand. Ja! Gebete aus den Büchern; Formulare, die sich oft zu unserm Zustande so wenig schicken, als wir uns zu einer vernünftigen Andacht; diese kann man allezeit herlesen. Aber das heiße ich nicht beten. Das heißt nur thun, als wenn man beten wollte.

Fr. Richardinn. Was sagen Sie? Sie machen mich ganz bestürzt. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie ein heimlicher Verächter des Gebets sind.

*) In unsern Verrichtungen soll alles ordentlich zugehen, und in der Gottseligkeit, im Singen und Beten nicht? Ferd. Ach ja! Aber der Seiger muß nicht unser Bußwecker seyn. Wir müssen —

Ferdinand. Und ich will nicht hoffen, daß Sie mich ohne Grund zum Heiden machen werden.

Fr. Richardinn. Die Religion —

Ferdinand. Die Religion ist das Heiligste unter allem, was ein Vernünftiger hochschätzen kann. Aber die Meynungen eines übelbeschaffenen Verstandes gehören nicht zur Religion, sondern unter die Irrthümer. Doch wir wollen einander itzt nicht belehren. Machen Sie sich wegen meiner Religion keine Sorge. Erklären Sie sich lieber, wie es mit der Aussteuer werden soll. Hier kömmt gleich Herr Simon.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Simon.

Simon. Madame, Sie haben befohlen, daß ich Ihnen diesen Nachmittag aufwarten, und Dero Entschluß —

Fr. Richardinn. Mit der Madame verschonen Sie mich. Solche weltliche Titel kann ich nicht leiden. Es ist mir indessen lieb, daß Sie so ein ehrliches Absehen auf meine Tochter haben. Ich will gleich gehen, und sie noch einmal fragen. Alsdann wollen wir die Sache vornehmen, wenn es nicht zu spät wird. Gedulden Sie sich nur einige Augenblicke.

Achter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand.

Simon. Das Compliment von einer Schwiegermutter war eben auch nicht zu zärtlich. Sind Sie denn mit den Heirathspunkten zu Stande gekommen?

Ferdinand. Fragen Sie mich ja nicht. Ich weis nicht, was ich aus der Frau machen soll. Und ich wollte, daß Ihr

ehemaliger Herr Vormund selbst mit Ihnen hergereiset wäre, und mich mit dieser Verrichtung verschonet hätte. Er hat die Heirath angefangen; so hätte er sie auch zu Stande bringen mögen. Sie will von den zehntausend Thalern gar nichts hören.

Simon. Das sind schlechte Aspecten. Ich wollte das Geld gern vergessen. Allein ich habe meine Braut itzt eine halbe Stunde allein gesprochen. Sie ist schön, recht sehr schön; aber —

Ferdinand. Nun, was fehlt Ihnen? was wollen Sie mit dem aber sagen?

Simon. Meine Braut ist recht sehr schön, Herr Ferdinand; aber —

Ferdinand. Aber, sie will Sie nicht haben?

Simon. Ach nein! Ich habe sie wohl zehnmal gefragt, und allemal hat sie Ja geantwortet, weiter aber auch kein Wort. Das gute Kind besitzt viel Schönheit, viel Reichthum; möchte Sie nur auch das Dritte besitzen!

Ferdinand. Hat sie etwa keinen Verstand?

Simon. Viel nicht, so viel ich muthmaße.

Ferdinand. Dieß mag ein Familienfehler seyn. Die Frau Mama, meine liebe Frau Muhme, darf sich über den Ueberfluß der Vernunft auch nicht beklagen. Allein Sie haben ja Ihre Braut vor einem halben Jahre gesehen, und ich weis, daß sie Ihnen damals gefällen hat.

Simon. Von Person hat sie mir gefallen, und gefällt mir noch. Ich werde aber nicht gedacht haben, daß eine so schöne Person nicht reden kann. Damals hielt ich ihr Stillschweigen für eine große Sittsamkeit, oder Schamhaftigkeit. Nunmehr sehe ich wohl, daß es ihr an Erziehung und an Lebensart fehlt.

Ferdinand. Also wollen Sie wieder zurücktreten?

Simon. Ich möchte sie haben, und möchte sie auch nicht haben. Wenn sie nur klug und artig wäre: so wollte ich sie

allen in der Welt vorziehen, wenn sie auch nicht das geringste Vermögen hätte.

Ferdinand. Unsere Sachen gehen recht gut. Haben Sie nicht noch Ein Frauenzimmer im Vorschlage, bey der wir im Rückwege unser Wort auch anbringen können? Ich möchte gern noch Einmal die Person eines Freywerbers spielen.

Simon. Lieber Herr Ferdinand, werden Sie nicht unwillig! Es ist bey der Sache niemand unglücklicher und strafbarer, als ich. Ich habe das gute Kind gewählt, weil sie mir gefallen hat, und sie hat mir gefallen, weil ich nicht Gelegenheit gehabt habe, sie zu kennen. Ich will nicht sagen, wie viel mein ehemaliger Vormund Theil an dieser Heirath hat. Er hat alle seine Beredsamkeit angewandt; und ich glaube, daß ers gut gemeynt hat. Denn ein Mädchen, das schön ist und dreyßig tausend Thaler zu hoffen hat, ist freylich bey einem, der das Geld, wie er, liebte, ein Glück, das man nicht aus den Händen lassen kann, wenn man nicht wahnwitzig heißen will.

Ferdinand. Sagen Sie mir kurz und gut, was Sie thun wollen? Denn wir haben keine Zeit zu verlieren.

Simon. Ich weis es nicht. Rathen Sie mir, Herr Ferdinand, was ich anfangen soll.

Ferdinand. Sie nehmen ja die Frau nicht für mich, sondern für sich. Ihr Herz und Ihr Verstand müssen in der Liebe Ihre besten Rathgeber seyn. Gedenken Sie mit Ihrer Braut eine zufriedene Ehe zu führen: so lassen Sie itzt die Mitgabe fahren, und geben Sie Ihr Wort von sich. Die Seele der Ehe ist die Gleichheit der Gemüther. Glauben Sie nun, daß Ihre Christiane Ihnen an der Gemüthsart nicht gleicht: so machen Sie sich ja nicht zum Märtyrer von ein paar schönen Augen.

Simon. Ich sagte ihr die zärtlichsten Sachen von der Welt vor, und sie blieb bey allen gleichgültig. Wenn sie mich nur mit einer empfindlichen Miene belohnt hätte. Ja, und Nein,

waren ihre Antworten. Und das Ja sprach sie mit eben dem Tone aus, wie das Nein. Sie muß gar keine Empfindung von der Liebe haben. Sie hat in der ganzen halben Stunde ihr Gesicht nicht einmal verändert, und wenn sie die Augen nicht offen gehabt hätte: so hätte man schwören sollen, sie schliefe und redte zuweilen ein Wörtchen im Traume. Ich glaube, daß es ein gutes unschuldiges Mädchen ist. Aber Unschuld ohne Verstand, ist das Verdienst genug? *)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. Endlich hat sich die Frau Richardinn entschlossen. Sie will ihrer Tochter fünf tausend Thaler an Wechseln mitgeben. Aber auch keinen Heller mehr. Und wenn ich Ihnen wohlmeynend rathen soll, so spannen Sie die Saiten nicht zu hoch. Die Frau Richardinn möchte sonst gar nein sagen.

Simon. Ach liebe Mademoiselle, das Geld liegt mir am wenigsten am Herzen. Sie kennen mich besser, und ich wollte gern mein halbes Vermögen hingeben, wenn meine Braut nur — lebhafter wäre. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen. Sie scheint mir etwas einfältig zu seyn.

Lorchen. Dieses Geständniß höre ich sehr ungern. Ich bin Ihrer Braut von Herzen gut, und ich erschrecke, daß Ihnen eine Person nicht gefällt, die Ihnen vor allen andern gefallen, und die in Ihren Augen die Liebenswürdigste und Klügste seyn sollte.

Simon. Aber —

Lorchen. Hören Sie mich doch, Herr Simon. Es ist wahr, Ihre Braut hat keinen gar zu geübten Verstand; aber es ist kein Fehler der Natur, sondern einer unachtsamen und sklavischen Erziehung.

*) — Verstand ist ein sehr mittelmäßiger Schatz.

Simon. Bin ich dadurch gebessert?

Lorchen. Ja, bringen Sie nur Ihre Liebste in vernünftige und muntere Gesellschaft. Ich wette, daß sie in kurzer Zeit eine angenehme Lebensart an sich nehmen soll. Sie hat das beste Herz. Sie läßt sich zureden. Sie wünscht, daß man sie tadeln und bessern soll. Allein ihre Mutter hat alle diese guten Regungen zurückgehalten, und ihrer Tochter nur die Anleitung gegeben, eine Betschwester und eine karge Wirthin zu werden. Und Dank sey Christianchens gutem Naturelle, daß sie keines von beiden geworden ist.

Ferdinand. Wie? Singt sie auch so gern, wie ihre Mutter?

Simon. Ist sie etwa auch geizig?

Lorchen. Nein, meine Herren, keines von beiden. Sie ist weder geizig, noch närrisch andächtig. Sie ist erst sechzehn Jahr alt, und zu beiden noch zu jung. Kurz, sie ist noch gar nichts. Sie hat aber die Fähigkeit, die beste Frau von der Welt zu werden, wenn ihr Mann die Geduld hat, sie dazu zu machen. Die Liebe kann in kurzer Zeit eine Person ändern, und ein gutes Naturell wird durch gute Beyspiele bald witzig und belebt.

Simon. Sie reden sehr wahr, und verdienen die größte Erkenntlichkeit und Hochachtung von mir. Allein, wenn nur meine Braut schon das wäre, was sie nach Ihrem Urtheile werden wird, so wollte ich sie unendlich lieben. Ich glaube, daß alle diese guten Eigenschaften in ihr verborgen liegen; aber ich bin so sinnlich, daß ich nicht die zukünftigen, sondern die gegenwärtigen Vollkommenheiten liebe. Wird nicht meine Geduld, oder meine Gewogenheit zu ihr, sich mitten in der Bemühung, sie recht liebenswerth zu machen, verlieren?

Lorchen. Nein, ich glaube es nicht. An einem unschuldigen Herzen werden die kleinen Fehler unmerklich, und Sie werden

Ihr Christianchen um desto zärtlicher lieben, wenn Sie sehen, wie bereit sie ist, Ihnen liebenswürdig und gleich zu werden.

Simon. Das muß ich gestehen. Sie setzen meine Braut wieder in die vorige Hochachtung bey mir. Und ich weis nicht, ob ich Ihren edlen Vorstellungen, oder der Unschuld meiner Braut die Liebe von neuem zu danken habe. Denn ich war völlig entschlossen, sie zu vergessen.

Lorchen. Hierzu sind Sie zu großmüthig.

Ferdinand (zu Simon). Also wollen Sie bey dem Entschlusse bleiben, und sie heirathen?

Simon. Ja, Christianchen soll die Meinige seyn. Ich will sie ziehen, wie ich sie mir wünsche.

Lorchen. Das vergnügt mich von Herzen. Wissen Sie was, Herr Simon? Versprechen Sie sich itzt mit ihr, und schieben Sie die Hochzeit noch ein Jahr auf; aber sagen Sie es Ihrer Frau Schwiegermutter nicht. Warten Sie noch ein paar Tage hier, und alsdenn nehmen Sie Ihr Christianchen gleich mit. Ich will ihr Gesellschaft leisten. Machen Sie uns nur bey der Frau Richardinn in Berlin ein Quartier aus. Ich will um Ihre Braut seyn. Ich will sie in Gesellschaft bringen. Ich will mit ihr reden. Ich will ihr gute Bücher *) vorlesen. Ich will ihr so viel Französisch beybringen, als ich kann. Sie soll allemal über den andern Tag einen Brief an Sie schreiben.

Simon. Dieß wollen Sie thun?

Lorchen. Ja, Sie sollen sie alle Tage besuchen; aber im Anfange nur eine halbe Stunde. Sie sollen sie zärtlich machen. Sie sollen ihr die größten Gefälligkeiten erweisen, damit sie anfängt, Sie recht zu wünschen und zu verlangen. Dieses Verlangen wird sie beleben, und ihr ein Antrieb zu alle dem werden, was man Lebensart und Artigkeit nennt. Ich weis ge-

*) Bücher, vernünftige Romane

wiß, sie wird in kurzer Zeit so munter und angenehm seyn, als sie unschuldig und schön ist.

Simon. Wie glücklich bin ich! Sie wollen sich die Mühe geben, und mein Christianchen ziehen, und mir eine glückliche Ehe machen? Herr Ferdinand, Sie sagen nichts dazu?

Ferdinand. Was soll ich sagen? Lorchen beschämt uns alle beide an Einsicht. Sie verdient Hochachtung und Gehorsam. Folgen Sie ihr. Mein Rath ist kein andrer, als der ihrige.

Lorchen. Herr Ferdinand, Sie wollen gewiß sehen, ob ich bey einer Lobeserhebung noch roth werde? Wenn mein Rath gut ist, so habe ich ihn nicht sowohl meiner Einsicht, als der Liebe zu einer unschuldigen und noch nicht erzogenen Freundinn zu danken. Ich weis mir die Welt und Herr Simonen, dem ich schon so viel Höflichkeit schuldig bin, nicht verbindlicher zu machen, als wenn ich eine zufriedene Ehe bewerkstelligen helfe. Es soll mir das größte Vergnügen seyn, wenn ich diese guten Absichten bei unserer Christiane erreiche, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran.

Simon. Großmüthige Freundinn, womit kann ich Ihre Redlichkeit belohnen? Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich vielleicht bey einer ordentlichen Lebensart brauche. Das Glück ist nicht so liebreich gegen Sie gewesen, als die Natur. Erlauben Sie mir, daß ich diesen Mangel ersetzen, und Ihnen eine Verschreibung von fünf tausend Thalern anbieten darf. So lange ich lebe, und so lange Sie in Berlin bleiben wollen, so sollen Sie nicht für das geringste zu sorgen haben. Das [illegible] aber können Sie zu Ihrem frohen Gebrauch anwenden.

Lorchen. Ich, mein Herr —

Simon. Dieses Geld soll mit der Bedingung Ihre, daß Sie sich nicht dafür bey mir bedanken. Gesetzt, daß auch meine Christiane in dem ersten Jahre nicht so würde, als es meine Liebe verlangt: so werde ich Ihnen die Schuld nicht beymessen.

Ich belohne nicht den Ausgang der Sache, sondern Ihre edlen Absichten.

Lorchen. Ueberhäufen Sie mich nicht mit Wohlthaten. Ich verlange den Reichthum eben so wenig, als die Armuth. Fünf tausend Thaler würden mich beunruhigen, wenn ich sie behielte; und sie würden mich auch beunruhigen, wenn ich sie nicht allemal wohl anwendete. Und so viel traue ich mir nicht zu. Nein, Herr Simon, machen Sie mich nicht reich. Geben Sie mir nur so viel, als man braucht, wenn man nicht gehorchen, und nicht befehlen will. Es ist Glück genug, wenn ich in die Umstände komme, daß ich mir von der Frau Richardinn keine Wohlthaten mehr erweisen lassen darf, und die unschuldige Christiane so erziehen kann, als ich wünsche. Ich will gehen, und ihr unsern Vorschlag eröffnen. Kommen Sie mit, Herr Ferdinand, damit es mehr Eindruck hat. Sie aber, Herr Simon, können indessen zu Ihrer Frau Schwiegermama ins Betzimmer gehen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden lassen.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau Richardinn. Simon.

Fr. Richardinn. Sie kamen als wenn Sie gerufen wären. Ich wollte eben gern ein Wort mit Ihnen allein reden. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie nicht in meine Betstube geführt habe; es sieht nicht gar zu ordentlich darinne aus. Ist mirs doch recht lieb, daß Herr Ferdinand nicht bey Ihnen ist. Wo ist er denn?

Simon. Er hat, glaube ich, noch einige Kleinigkeiten wegen unserer morgenden Abreise zu besorgen. Er wird gar nicht lange ausbleiben.

Fr. Richardinn. Nun! Sie sollen meine Tochter haben, wenn Sie sie in Ehren halten, und ihr treu und gewärtig seyn wollen.

Simon. Ich danke Ihnen unendlich für dieses Geschenk. Sie können versichert seyn, daß ich Ihre Jungfer Tochter, wie mich, lieben werde.

Fr. Richardinn. Ja, das ist alles gut. Die Ehen werden im Himmel geschlossen, und durch Beten und Singen kömmt Liebe und Segen in die Ehe. Halten Sie ja meine Tochter zum Gebete an, und lassen Sie sie die gottlosen Moden in Kleidern nicht mitmachen. Ich habe noch ganz hübsche Kleider. Von diesen will ich ihr etliche mitgeben, und sie kann sie mir und meinen Großältern zu Ehren noch zeitlebens tragen.

Simon. Ich will sie schon mit Kleidern versorgen.

Fr. Richardinn. Nein, Herr Sohn, von denen fünf tausend Thalern, die ich ihr mitgebe, dürfen Sie nicht einen Heller zu Kleidern anwenden. Das Capital muß ausgeliehen *), und die Interessen müssen wieder zu einem Capitale gemacht werden. Dieses ist mein Wille. Ich arme Wittwe, wie werde ich so viel Geld in meiner schweren Haushaltung entbehren können?

Simon. Die Frau Schwiegermutter (erlauben Sie, daß ich mich nunmehr dieses Worts bedienen darf,) können doch allemal Ihre Zuflucht zu mir nehmen, wenn Ihnen etwas mangeln sollte.

Fr. Richardinn. Je nun, kömmt Zeit, kömmt Rath. Die Frömmigkeit läßt niemand[illegible]t darben. Aber wir sollten doch auch bei der itzigen Ge[illegible]in gutes Werk thun, Herr Sohn, der Segen wird nicht [illegible]leiben.

*) in die Steuer

Simon. Von Herzen gern. Wollen wir etwa dem Armuth etwas geben, oder zur Erziehung etlicher Waisen etwas gewisses aussetzen? Mit Freuden!

Fr. Richardinn. Ach! das Armuth! Man weis ja nicht, wie man seine Gaben anlegt. Es giebt der gottlosen Leute zu viel. Nein, da ich mit meiner Christiane darnieder kam: so ließ ich den Taufstein in unserer Kirche kleiden; und da sie heirathet: so will ich gern ein Liebeswerk thun, und den Altar bekleiden lassen. Ich will nur gut roth Tuch und tombakne Tressen darum nehmen: dem ungeachtet wird es schon sehr hoch kommen. Aber Werke der Liebe bleiben nicht unvergolten. *)

Simon. Lassen Sie den Altar kleiden. Ich will ein klein Capital zur Verpflegung der Hausarmen aussetzen.

Fr. Richardinn. Ach! die Hausarmen! Ich habe siebenmal in den Wochen gelegen, und allemal habe ich der Kirche etwas geschenkt. Bey meinem ersten Sohne verehrte ich ein stark mit Silber beschlagenes Collectenbuch auf den Altar, weil ich gern wollte, daß er Theologie studiren sollte, und bey der —

Simon. Ich gebe ohne weitere Umstände funfzig Thaler, für diejenigen, die sie brauchen.

Fr. Richardinn. Nein, nein! Hören Sie mir doch zu. Bey der ersten Tochter ließ ich ein reiches Meßgewand machen, und hätte es der Himmel **) gewollt, so hätte es nicht ohne Vorbedeutung seyn sollen. Sie hätte, wenn sie am Leben geblieben wäre, gewiß einen Geistlichen bekommen. Die liebe Kirche hat schon neun verschiedene Stücke von mir zu ihrem Zierrathe. Und morgen soll das zehnte kommen. Sie kostet mir in allem beynahe dreyhundert Thaler. Aber ich werde doch nicht müde. Wer

*) Aber — unvergolten.] Ich arme Frau! Doch laß deine Rechte nicht wissen, was deine Linke thut. Ich will es ohne Zweifel und Mistrauen thun. Wer der Kirche giebt, der leihet dem Herrn, und der wird es ihm wieder vergelten. **) Gott

weis, wo mirs anderwärts ersetzt wird*). Haben Sie sich nicht in der Kirche herumführen lassen? Es stehen auf jedem Stücke von mir die Anfangsbuchstaben meines Namens. Nicht deswegen, daß die Leute von meiner Gutthätigkeit reden sollen, sondern, daß nicht etwa ein Fremdes käme, und sich für den Wohlthäter ausgäbe. Wo Sie die Buchstaben M. C. R. finden, das heißt Maria Christiana Richardinn, und ist von mir.

Simon. Allein ich dächte, Ihre Kirche hätte selbst große Capitale. Könnten die Mama nicht außer dem ein gutes Werk stiften? Ihre Hausjungfer, Jungfer Lorchen, wäre es nach meinen Gedanken wohl werth, daß Sie etwas zu ihrem künftigen Unterhalte, oder, wenn sie noch heirathen wollte, zu ihrem Heirathsgute aussetzten, und das redliche Mädchen versorgten.

Fr. Richardinn. Das redliche Mädchen braucht nichts. Wenn sie weltliche Bücher und Romane hat, so ist sie zufrieden und denkt an weiter nichts. Ihre Aufführung gefällt mir gar nicht. Sie hätte lieber meine Tochter auch zu der galanten Lebensart anführen wollen. Letzthin gab sie ihr ein Buch zu lesen, ich weis nicht, ob es Pemala oder Pamela hieß. Genug, es war ein Liebesbuch, und auf dem Kupfer stund der Teufel hinter einer Frau, und wollte sie verführen. Aber ich kam zu allem Glücke dazu, und riß es meiner Tochter aus der Hand. Solche teuflische Bücher!

Simon. Liebe Mama, Sie übereilen sich in Ihrem Eifer**). Die Pamela ist ein sehr guter Roman, der die Unschuld und Tugend liebenswürdig zu machen suchet.***)

*) wo mirs Gott anderwärts ersetzt **) Liebe — Eifer] fehlt.

***) suchet. Ein Priester in Engelland hat ihn selber auf der Kanzel zum Lesen angepriesen. — Fr. Rich. Und wenn es zehn Priester gethan hätten: so soll meine Tochter keinen Roman lesen. Was will ein Calvinischer Priester von der Religion wissen? Haben diese Leute nicht die Calvinische Religion? Wollen Sie

Fr. Richardinn. Ich übereile mich nicht. Mit Einem Worte, Lorchen lebt nach der Welt. Sie geht, wie andere Leute gehen. Sie hat sich die Haare verschneiden lassen. Sie läßt sich frisiren, und liest wohl gar dazu in einem Buche. Sie trägt Adriennen, und einen großen Fischbeinrock. Das hätte ich bey meiner seligen Mutter thun sollen! Sie hätte mich nicht eine Stunde in ihrem Hause gelitten.

Simon. Aber dieses sind ja alles unschuldige Dinge. Es sind Moden und Trachten, die weder fromm, noch boshaft machen. Was liegt der Tugend daran, ob man das Kleid in Form eines langen Pelzes, oder einer Adrienne trägt? Wenn nur das Herz nicht eitel und närrisch ist.

Fr. Richardinn. Ich höre es schon, Sie sind ein Indifferentist. Bey Ihnen ist eines so gut, wie das andre. Nein, Herr Sohn! Itzt habe ich meine Tochter noch; und ehe sie weltlich werden soll, so mag sie zeitlebens eine Jungfer bleiben.

Simon. Fürchten Sie nichts. Bey mir soll sie weder die Tugend noch die Religion verlieren. Ich liebe beides über alles. Wenn es Ihnen indessen gefällig ist: so wollen wir einander in Beyseyn etlicher guten Freunde das Jawort geben.

Fr. Richardinn. Ich kann es noch nicht vergessen, daß Sie mir Lorchen so angepriesen haben. Ich will nicht richten; aber ich glaube gar nicht, daß sie recht im Christenthum unterrichtet ist. Sie singt oft den ganzen Tag kaum Ein Lied, und hat nicht mehr, als Ein Gebetbuch.

Simon. Man kann ja wohl im Stillen andächtig seyn, und ohne Gebetbuch beten. Doch, liebe Mama, wir wollen etwas anders reden; wollen Sie mich denn auch bald in meiner Heimath besuchen?

meine Tochter zu einer Calvinistin machen? — Simon. Liebe Mama, Sie übereilen sich in Ihrem Eifer.

Fr. Richardinn. Das weis ich nicht. Wo wollte ich die Reisekosten hernehmen? Es geht gar zu viel bey mir auf. Es haben in diesem Jahre schon drei Pathen von mir geheirathet, und einmal habe ich, und zweymal hat meine Tochter zu Gevattern gestanden.

Zweyter Auftritt.

Lorchen. Christianchen. Die Vorigen.

Lorchen. Der Caffee ist fertig. Ich habe ihn in die große Stube bringen lassen, und Herr Ferdinand wartet auf Sie.

Fr. Richardinn. So kommen Sie denn, Herr Simon. Wir wollen mit Herr Ferdinanden alles fein bald abreden; denn um sechs Uhr muß ich zu meiner Andacht. Du, Christiane, kannst mit Lorchen noch einige Augenblicke hier warten, bis wir fertig sind, alsdann will ich euch beide rufen lassen.

(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Lorchen. Christianchen.

Lorchen. Also wollen Sie sichs gefallen lassen, und noch ein Jahr bis zur Hochzeit bey mir in Berlin leben?

Christianchen. Ach ja. Warum nicht? Wenn es die Mama und Herr Simon so haben wollen.

Lorchen. Aber wird Ihnen die Zeit bis zur Hochzeit nicht zu lang werden? Das Verlangen, denjenigen, welchen man liebt, zu besitzen, läßt sich nicht so leicht befriedigen, als wir denken.

Christianchen. Ich fühle kein besonderes Verlangen.

Lorchen. Wollen Sie ihn denn nicht haben?

Christianchen. Ja, warum nicht? Sie rathen mir ja selbst dazu; und ich weis, Sie meynens gut mit mir.

Lorchen. Ich meyne es gut mit Ihnen; aber Sie müssen es auch gut mit sich selbst meynen, und sich prüfen, ob Sie ihn lieben.

Christianchen. Herr Simon gefällt mir ganz wohl; allein er redt zu hoch mit mir. Ich kann ihn nicht alles verstehen. Wenn ich ihm nur nicht zu ungelehrt bin.

Lorchen. Machen Sie sich keine Sorge. Ein Frauenzimmer braucht nicht gelehrt zu seyn. Wenn wir, bey einer zärtlichen Liebe, Verstand und Tugend haben: so haben wir alles, was ein vernünftiger Ehemann fordern kann.

Christianchen. Ja, ja, ich will ihn nehmen, wenn er mich verlangt. Will er mich aber auch nicht haben: so bin ich ebenfalls zufrieden. Sie kennen mich ja, wie ich bin. Ich lasse mir alles gefallen.

Lorchen. O! reden Sie nicht so gleichgültig; es wird mir angst und bange dabey. Ich hörte es lieber, wenn Sie sprächen, daß Ihnen ein Augenblick ohne den Herrn Simon zu lang würde.

Christianchen. Nein, das kann ich nicht sagen. Ich bin zu aufrichtig dazu.

Lorchen. Aber er liebt ja Sie so zärtlich. Warum empfinden Sie denn nichts, mein liebes Christianchen? Es ist ja ein wohlgebildeter und angenehmer Mann.

Christianchen. Ich versichere Sie, daß ich in meinem Leben noch keine Empfindung gegen eine Mannsperson gemerkt habe. Ich komme ja nirgends hin. Ich darf ja mit keinem Menschen reden, weil es meine Mama nicht haben will. Machen Sie nur, mein liebes Lorchen, daß ich artiger und munterer werde. Ich will Ihnen ja gern folgen. Lesen Sie mir nur oft aus dem Zuschauer vor. Es stehen solche artige Historien darinne.

Ich möchte recht gern etwas wissen, wenn nur meine Mama nicht so streng wäre, und mich stets mit dem Nähen und Singen plagte.

Lorchen. So haben Sie noch niemals geliebt?

Christianchen. Niemals. Und wenn es mein Leben kosten sollte: so könnte ich nicht sagen, was Liebe, oder Haß, wäre. Es hat mich auch in meinem Leben noch keine Mannsperson geküßt, außer mein Bräutigam, der hat mir vorhin das erste Mäulchen abgezwungen.

Lorchen. Aber bey diesem Kusse werden Sie desto mehr gefühlt haben, weil es der erste gewesen ist?

Christianchen. Nichts mehr, als was ich fühle, wenn Sie mich küssen; außer, daß mir das Blut ein wenig ans Herz trat, weil ich mich schämte.

Lorchen. Ich glaube es gar wohl, daß die Schamhaftigkeit an dieser Bewegung Ursache gewesen ist; aber wer ist Ihnen gut dafür, daß nicht auch die Liebe zu dieser Regung das Ihre beygetragen hat? Wir empfinden die Liebe oft, ohne daß wir wissen, daß es die Liebe ist. Das Verlangen nach einer Person ist das sicherste Kennzeichen der Liebe.

Christianchen. Ich habe nach Niemanden ein Verlangen, außer nach Ihnen, und zuweilen nach meiner Mama. Nehmen Sie meine Schwachheit nicht übel, wenn es eine ist. Nicht wahr, Sie hassen mich nicht, daß ich noch so unerfahren bin?

Lorchen. Nein, mein liebes Kind. Könnte ich Sie nur recht glücklich machen! Ich habe Sie wegen Ihrer ungekünstelten Aufrichtigkeit von Herzen lieb. Es fehlet Ihnen nichts, als die Welt. Ein vernünftiger Umgang und ein gutes Buch werden Sie in kurzem so weit bringen, daß ich von Ihnen lernen muß.

Christianchen. Sagen Sir mir nur, wodurch ich Ihnen gefallen kann. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Ich

habe Sie weit lieber, als meine Mama. Ach wenn ich nur reden könnte! Wenn Herr Simon wieder kommen wird: so geben Sie nur Achtung, ich kann kein Wort aufbringen. Ich denke stets, ich sage etwas unanständiges, weil ich nicht weis, was man reden soll. Da kommen sie, und werden mich zum Jaworte holen wollen. Ich will geschwind gehen und mein diamanten Kreuzchen erst umbinden.

Vierter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand. Lorchen.

Simon. Dergleichen Frau habe ich Zeit meines Lebens nicht gesehen. Es ist alles aus, mein liebes Lorchen; und mit Einem Worte, es wird nichts aus der ganzen Heirath.

Lorchen. Sie scherzen. Christianchen wird gleich wieder kommen, wir wolleu immer gehen.

Ferdinand. Nein, nein. Es hat seine Richtigkeit. Die Heirath geht gewiß nicht vor sich.

Lorchen. O sagen Sie mir doch, was es gegeben hat!

Simon. Das kann ich Ihnen leicht sagen. Die liebe Frau schenkte mir eine Tasse Caffee ein. Zehn Stückchen Zucker griff sie an, ehe sie das kleinste nach ihren Gedanken fand, und zehnmal fragte sie mich, ob ich auch gern süß tränke, und versicherte mich, daß der Zucker sehr schleimte.

Lorchen. Darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Bey ihr sind alle Dinge schädlich, die man nicht umsonst bekömmt. — Allein wie ward es denn weiter?

Simon. Ich nehme schon halb mit Lachen die Tasse in die Hand. Und eben da ich trinke, so erzählt sie die Historie von einem Anzeichen, das es gegeben hätte, da sie mit Christianchen in den Wochen gelegen hätte. Es war unmöglich, das La-

chen zu lassen. Ich sehe Herr Ferdinanden an, und werfe, weil ich vor Lachen husten muß, die obere Tasse auf die Erde.

Lorchen. Und sie geht entzwey? Das will ich nimmermehr hoffen. Die Frau Schwiegermutter wird Ihnen in ihrem Leben nicht wieder gut.

Ferdinand. Ich wollte, daß mir meine Frau Muhme nicht so viel Ehre machte. Erzählen Sie die verdrießliche Sache so kurz, als es möglich ist, und machen Sie, daß wir aus einem Hause kommen, wo die Frau eine Närrinn ist.

Simon. Die Tasse geht entzwey, und indem sie herunterfällt: so entfährt mir ein unbedachtsamer Schwur*). Kurz, sie machte über diesen Verlust unerträgliche Grimassen. Diese Aufführung gefällt mir gar nicht von Ihnen, fieng sie an. Ich glaube, Sie lachen mich aus, und ließen die Tasse mit Fleiß fallen. Ist meine Betstube gut genug, daß Sie darinne fluchen**)? Haben Sie denn gar keine Religion? Sie kriegen meine Tochter nicht. Ich will eine Tochter und fünftausend Thaler nicht wegwerfen. Hören Sie nur! Sie kriegen sie nicht! — Solche Schmeicheleyen machte sie mir.

Lorchen. Was fangen Sie für Sachen an?

Simon. Sie können leicht denken, daß mir alle Gelassenheit vergieng. Mit einem Worte, ich sagte ihr, daß ich für die Ehre, ihr Schwiegersohn zu werden, mich gehorsamst bedanken, und mich ihr hiermit bestens empfehlen wollte.

Lorchen. Ist denn die Sache gar nicht wieder gut zu machen?

Ferdinand. Nein, es ist unmöglich. Sie hat uns ordentliche Grobheiten gesagt; und sie verdient nicht, daß Herr Simon weiter an sie denkt.

*) mir das Wort: der Teufel! das ich zu sagen pflege, wenn ich erschrecke. **) daß Sie den Teufel anrufen? Bin ich und mein Kind des Teufels?

Lorchen. Mich dauert nur die arme Christiane. Was kann denn sie dafür? Es ist das redlichste Kind von der Welt.

Simon. Mich dauert sie. Ich will ihr den besten Mann wünschen, und ihr alle die Geschenke, die ich zum Mahlschatze mitgebracht habe, zurücklassen. Sie kommen auf tausend Thaler. Die gute Christiane war vielleicht nicht für mich bestimmt.

Lorchen. So wollen Sie das unschuldige Kind verlassen? Thun Sie es doch nicht. Ich bitte Sie tausendmal.

Simon. Liebstes Lorchen, bitten Sie nicht. Ich glaube nicht, daß mich Christianchen sehr liebt. Ja ich glaube, daß es ihr leichter werden wird, mich zu verlassen, als wir denken. Ich habe mich schon zu einer andern Wahl entschlossen, und wie glücklich würde ich seyn*) —

Lorchen. Sie sind sehr veränderlich. Dieses hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Kränken Sie mich nicht. Mein Herz ist redlich; allein ich sehe, Christianchen ist nicht für mich gebohren. Meine Untreue wird ihr eben so gleichgültig seyn, als ihr meine Liebe gewesen ist. Sie bekömmt zehn Männer, wenn ihr auch noch zehn entgehen sollten. Sie ist ja schön und reich.

Lorchen. So wollen Sie denn ohne sie wieder fort reisen?

Ferdinand. Ja, morgen, wenn Sie etwas nach Berlin zu bestellen haben. Nehmen Sie immer Abschied, Herr Simon.

Simon. So leben Sie denn wohl, liebstes Lorchen. Herr Ferdinand, verlassen Sie mich einen Augenblick. Ich will nur ein paar Worte mit Lorchen allein reden. Doch nein, bleiben Sie hier und unterstützen Sie mein Wort. (Zu Lorchen.) Darf ich Ihnen etwas entdecken, das Sie vielleicht näher angeht, als Sie wünschen? Erlauben Sie mir, liebenswürdige Eleonore, daß ich ohne Zwang und Kunst reden darf. Ich liebe Sie; ich

*) und wollte der Himmel —

biete Ihnen mein Herz und meine Liebe an, und ich will mich glücklich schätzen, wenn Sie mich nicht ohne alle Hoffnung fortreisen lassen.

Lorchen. Ich weis nicht, was ich auf diesen Antrag sagen soll. Vielleicht sollte ich ihn, nach der Gewohnheit unsers Geschlechts, mit etlichen gleichgültigen Worten, oder bloß nur mit einer Miene beantworten. Vielleicht sollte ich Sie mit einigen Complimenten bestrafen, daß Sie mich nicht eher lieben, als bis Sie meine Freundinn nicht bekommen können. Doch Sie mögen aus meiner Bestürzung schließen, ob mir Ihr Antrag gleichgültig gewesen sey. Fordern Sie kein deutlicher Geständniß. Ich schätze Sie hoch, und kenne Ihre Verdienste. Doch, wenn es auch noch mehr, als Hochachtung, wäre, was ich gegen Sie empfinde: so sage ich Ihnen, daß ich lieber alles verlieren, als meiner Christiane ein Glück entziehen will. Und, wenn Sie glauben, daß ich Christianchen, die Freundschaft, und die Tugend liebe: so wird eine genauere Antwort überflüßig seyn.

Simon. Allein, wenn nun Christianchen gestünde —

Ferdinand. Ja, wenn sie nun selbst zugestünde, daß sie den Herrn Simon nicht verlangte, wollten Sie ihn denn da auch nicht hoffen lassen?

Lorchen. Christianchen müßte den Werth ihres Bräutigams nicht kennen, wenn sie dieses zu thun im Stande wäre. Hier kömmt sie.

Fünfter Auftritt.

Christianchen und die Vorigen.

Christianchen (zu Lorchen). Die Mama schickt mich her. Ich will es Ihnen heimlich sagen.

Lorchen. Meine Herren, die Frau Richardinn läßt bitten, sie nicht weiter mit Ihrem Besuche zu stören, sie hätte ihre Betstunde schon angefangen.

Ferdinand. So unhöflich wollen wir nicht seyn. Wir wollen gleich gehen. Herr Simon, sagen Sie es Jungfer Christianchen, daß die Mama —

Christianchen. Ich weis es, meine Herren. Und ich will es Ihnen aufrichtig sagen, Herr Simon, daß mir die Mama befohlen hat, nicht weiter an Sie zu gedenken. Nehmen Sie meine Aufrichtigkeit nicht übel. Ich halte Sie hoch; aber ich habe noch keine Lust zu heirathen.

Simon. Also erlauben Sie mir, daß ich mein Wort zurück ziehen darf.

Christianchen. Ja. Werden Sie nur nicht ungehalten auf mich. Ich habe alle Hochachtung für Sie.

Simon. Auch ich, liebstes Christianchen, werde Sie ewig hochschätzen, und Ihnen einen viel würdigern Mann wünschen, als ich bin. Bleiben Sie meine gute Freundinn, und nehmen Sie, zum Beweise, daß Sie mich nicht hassen, folgende kleine Geschenke, die ich zu Ihrem Mahlschatze bestimmt hatte, von mir an. Dieses ist die einzige Gefälligkeit, die ich mir vor meinem Abschiede von Ihnen ausbitte.

Christianchen. Ja, ich will es thun; aber Sie müssen mir erlauben, daß ich mir auch von Ihnen etwas ausbitten darf. Doch ich bin wohl zu frey. Ich will es Ihnen sachte sagen, wenn Sie nicht zürnen wollen. (Sie redet heimlich mit ihm.)

Simon. An Lorchen soll ich denken!

Christianchen. O! Warum sagen Sie es denn laut? Nun sehe ich, daß Sie mich beschämen wollen.

Lorchen. Warum soll denn Herr Simon an mich denken?

Christianchen. Sie wissen ja, daß ich Sie liebe. Ach wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wie sehr ich Ihnen gewogen bin! Mein liebes Lorchen, darf ich Ihnen wohl die Juwelen anbieten, die mir Herr Simon geschenkt hat.

Lorchen. Mein liebes Kind, Sie machen mich durch Ihre

Güte unruhig. Ich habe es gut mit Ihnen gemeynt; aber gewiß, Sie meynen es noch besser mit mir.

Ferdinand. Wienach soll denn Herr Simon an Jungfer Lorchen denken?

Christianchen. Ich kann es nicht sagen. Es wäre zu frey.

Simon. Sagen Sie es, mein Engel. Keine Bitte kann so groß seyn, daß man sie Ihnen abschlagen sollte. Mein Vermögen ist zu Ihren und zu Lorchens Diensten das wenigste, was Sie begehren können.

Christianchen. Nein, es ist kein Vermögen. Ich wünschte, daß Sie —

Simon. O sagen Sie doch, was Sie wünschen. Ich bitte Sie von Herzen.

Christianchen. Ich wünschte — Nein, ich kann es nicht sagen. Ich möchte Lorchen oder Sie mit meiner Aufrichtigkeit beleidigen.

Lorchen. Fürchten Sie nichts. Ich kenne Ihr redlich Herz. Entdecken Sie uns Ihr Verlangen, die Mama möchte sonst kommen.

Christianchen. Herr Simon, Sie sollen das Herz, das Sie mir geben wollten, —

Simon. Lorchen geben?

Christianchen. Ach ja. Thun Sie es doch! Sie ist Ihrer viel würdiger, als ich bin. Ich bin zu jung. Ich habe wenig Lebensart. Aber Lorchen — Ach wenn doch mein Bitten —

Simon. Hören Sie wohl, mein liebstes Lorchen, was Ihre gute Freundinn sagt?

Lorchen. Ich bin über diese unschuldige Aufrichtigkeit so gerührt, daß ich gehen muß, wenn Sie nicht die Zeichen meiner Schwachheit in meinen Augen sehen sollen.

Christianchen. Ach gehen Sie noch nicht.

Simon (zu Lorchen). Wollen Sie Christianchens Wünschen

und mein Bitten Statt finden lassen? Darf ich hoffen, angenehmes Kind? Verlangen Sie keine weitere Erklärung von mir. Ich bin zu zärtlich gerührt, als daß ich viel reden könnte. Mein Glück steht bey Ihnen, und ich will es nicht meinen Bitten, sondern Ihrem freywilligen Entschlusse zu danken haben.

Lorchen (zu Christianchen.) Dir, redliches Kind, soll ich Deinen Liebsten rauben? Dieses kannst Du mir zumuthen?

Christianchen. Ach! wenn ich Sie nur glücklich machen könnte. Sie haben ja weit mehr Verdienste, als ich. Ich bin noch zu jung, und ich gönne Herr Simonen niemanden, als Ihnen. O wenn ich doch die Freude erleben sollte! Ich meyne es gewiß aufrichtig.*)

Simon (zu Lorchen). Entschließen Sie sich; doch nicht sowohl nach meinem, als nach Ihrem Gefallen. Fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich lieben können. Ich liebe Sie, und wünsche nichts, als Ihnen zeitlebens meine Liebe zu beweisen.

Ferdinand (zu Lorchen). Lassen Sie uns doch glücklich nach Hause reisen. Wie vergnügt wird unsere Reise seyn, wenn wir Ihre Gewogenheit, und noch mehr, Ihr Jawort mit uns nehmen!

Lorchen. Ach! was ist dieses für ein Ausgang! Wenn habe ich an eine Heirath gedacht, und wenn habe ich meiner besten Freundinn einen liebenswürdigen Mann entziehen wollen? Herr Simon, überlegen Sie meine Umstände wohl. Mein Herz ist mein Reichthum, sonst besitze ich nichts.

Christianchen. Ich will die Mama bitten, daß sie Ihnen von meinem Vermögen etliche tausend Thaler giebt.

Lorchen. Mein Kind, sey stille, sonst bringt mich deine Aufrichtigkeit zu der äußersten Wehmuth.

Simon. Wenn Sie kein ander Bedenken haben, als Ihre Umstände: so bin ich glücklich. Ihr Verstand und Ihre Tugend

*) Gott weis es, daß ichs aufrichtig meyne.

ist kostbarer, als alle meine Reichthümer. Und warum schützen Sie Ihre Umstände vor? Besitzen Sie nicht ein Capital, das ich Ihnen vorhin geschenkt habe? Soll ich hoffen, liebstes Lorchen?

Lorchen. Ja. Ich überlasse Ihnen mein Herz, und bitte um das Ihrige: aber bey allem meinem Glücke mache ich meine beste Freundinn vielleicht unglücklich.

Christianchen. Nein, nein, gutes Lorchen. Bringen Sie es nur so weit, daß Herr Ferdinand mich zu sich nach Berlin nimmt, und daß er mir die Erlaubniß von meiner Mama schafft, Sie dahin zu begleiten, damit ich zuweilen um Sie seyn, und von Ihnen lernen kann.

Lorchen. Das ist eben mein Wunsch, Sie bey mir zu sehen. Ach wenn doch Ihre Mama in ihrem Leben wenigstens Einmal gütig seyn wollte!

Simon. Ich will es durch meine Freunde in Berlin gewiß so weit bringen.

Ferdinand (zu Christianchen). Ich verspreche Ihnen, daß ich nicht eher ruhe, bis Sie Ihren Aufenthalt bey mir und meiner Frau haben. Es soll alles zu Ihren Diensten seyn, und ich will mit Ihnen als mit meiner Tochter umgehen.

Christianchen. Nun bin ich glücklich. Aber, Herr Simon, wenn wollen Sie Lorchen abholen.

Simon (zu Lorchen). Darf ich bitten, daß Sie mich itzt gleich nach Berlin begleiten: so will ich noch einige Tage hier warten.

Lorchen. Ja. Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, wenn meine Christiane mit mir ziehen darf.

Christianchen. Ich will gehen, und meine Mama bitten.

Simon. Ich will indessen mit Herr Ferdinanden in das Porcellangewölbe gehen, und einen Aufsatz von gutem Porcellan ausnehmen, und ihn der Mama herschicken, so wird sie das

Caffeeschälchen und ihren Zorn gegen mich schon vergessen. (Zu Lorchen.) So sind Sie denn meine Braut?

Lorchen. Ich bin die Ihrige und vollkommen glücklich, wenn ich mir Ihre Liebe zeitlebens erhalten kann. Und morgen bin ich schon bereit, Ihnen zu folgen.

Christianchen. Sehen Sie, mein liebes Lorchen, dieses ist die Belohnung für Ihren Verstand und für Ihr edles Herz. Meine Mama hat Ihnen viel Verdruß gemacht. Vergeben Sie es ihr, und vertreten Sie an mir die Stelle der Mutter. Kommen Sie, wir müssen doch mit ihr reden.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau Richardinn. Christianchen.

Fr. Richardinn. Ich sage dirs, denke mir nicht mehr an ihn. Ehe dich Simon zur Braut bekommen soll, ehe will ich selber ins Oberconsistorium gehen. Ich würde mich noch im Grabe umwenden, wenn ich dich nicht besser versorgt wüßte. Einen solchen Schwiegersohn möchte ich haben, der kein Gewissen, keine Religion hat; der in meiner Gegenwart flucht*); der mir mit Fleiß ein Caffeeschälchen zerbricht!

Christianchen. Liebe Mama, mit Fleiß wird ers wohl nicht gethan haben. Für so schlimm halte ich ihn nicht.

Fr. Richardinn. Wie? Du unterstehst dich noch, ihn zu vertreten, ihn zu entschuldigen? Was heißt das anders, als daß

*) den Teufel flucht

du ihn haben willst? Ungehorsames Kind! Ich will dich enterben, ich will dich aus dem Hause stoßen, ich will nichts mehr von dir hören und wissen. Seht doch, Herr Simon, dein Herr Simon, wird gewiß mehr seyn, als deine Mutter? *)

Christianchen. Zürnen Sie doch nicht auf mich. Ich bin ja unschuldig. Ich verlange weder Herr Simonen, noch einen Andern zum Manne. Sie thun mir gewiß zu viel, Mama, wenn Sie es nur wissen sollten.

Fr. Richardinn. Was soll ich denn wissen? Daß du dich schon mit ihm verschworen hast? Daß du dich von seiner schönen Larve blenden läßt? Ich werde es gewiß nicht gesehen haben, da er dich vorhin in der Nebenstube küßte? Nicht wahr, er wird dir gefallen haben? **) Du garstiges, ungezogenes Kind, du!

Christianchen. Ach Mama, fahren Sie mir nicht so übel mit. ***) Ich kann mich nicht anders, als durch Thränen entschuldigen.

Fr. Richardinn. Ja, nur geweint! So machen sie es alle, wenn sie kein gut Gewissen haben. Bist du ihm nicht vor einer Stunde noch selber nachgelaufen? Ist das eine Aufführung für eine wohlgerathene Tochter? †) (Christianchen will fortgehen.) Nein, bleib hier! Du willst meine Vermahnungen nicht länger anhören? Du willst mir nicht folgen? Ins Zuchthaus mit solchen ungerathnen Rangen, ins Zuchthaus, und statt des Mannes den Spinnrocken in den Arm!

*) Ich bete kein Vaterunser mehr für dich, wenn du nicht von ihm abläßt. **) Hättest du ihm doch lieber alles gleich eingeräumt. Wer weis so was schon geschehen ist?

***) Bedenken Sie doch, daß ich Ihre Tochter bin, und quälen Sie mich nicht mit einem so unverdienten Verdachte.

†) Du wirst gewiß nicht Zeit genung zu einer Heerde kleiner Kinder kommen?

Christianchen. Aber, Mama, ich habe ja nichts gethan. Ich bin ja ohne alle Schuld.

Fr. Richardinn. Wie? du kannst mir noch widersprechen? Weißt du das vierte Gebot nicht mehr? Wer das vierte übertritt, der übertritt auch das fünfte, denn er schlägt durch seinen Ungehorsam seine armen Aeltern todt. Ich unglückselige Mutter! Willst du deinen Simon noch nehmen? Sage nur ja, oder nein.

Christianchen. Nein, ich verlange ihn in Ewigkeit nicht.

Fr. Richardinn. Nun so gieb mir die Hand darauf: so soll alles vergessen seyn. Also willst du ihn nicht lieben?

Christianchen. Nein.

Fr. Richardinn. Also versprichst du mir, ihn zeitlebens zu hassen?

Christianchen. Ach warum soll ich ihn hassen? Er hat mir ja nichts gethan? *)

Fr. Richardinn. Nichts gethan? Ein Mensch, der flucht und schwört, der nichts zu einem Kirchengeschenke geben will, den, trägst du Bedenken, zu hassen? Den willst du wohl gar noch lieben? **) Du sollst ihn hassen, das ist genug. Gehe mir aus den Augen.

(Christianchen geht ab.)

*) Es ist ja wider die Bibel, daß man einen hassen soll. — Fr. Rich. Wider die Bibel? Das ist eine schöne Antwort. Wer wird die Schrift besser verstehn, die Mutter, die seit vierzig Jahren alle Tage eine Stunde darinn gelesen hat, oder das Töchterchen, das kaum seit sechs Jahren lesen kann? Du unverständiges Kind! Ich will es haben, du sollst ihn hassen, weil ich ihn hasse. Ein Mensch —

**) Habe ich deswegen den alten Magister sieben Jahre zu dir ins Haus kommen lassen, daß du im Christenthume nicht besser unterrichtet bist? Ich arme Frau! Soviel Schulgeld umsonst hinaus zu werfen.

Zweyter Auftritt.

Frau Richardinn. Lorchen.

Lorchen. Herr Simon läßt —

Fr. Richardinn. Herr Simon mag hingehen, wo er hin gehört. Bey mir hat er nichts zu schaffen. Wollen Sie nunmehr die Unterhändlerinn werden? Wollen Sie meine Tochter auf Ausschweifungen führen, wenn sie nicht von sich selber darauf gerathen kann? Das gefällt mir. Zum Beten und Singen zwingen Sie meine Tochter nicht; aber zur Liebe. Das schickt sich für ein lediges Frauenzimmer, die von nichts, als Unschuld, wissen und reden sollte. Wenn sehen Sie denn dergleichen Aufführung von mir? Meine Uebungsstunden besuchen Sie nicht; aber wenn Herr Ferdinand und Herr Simon da sind, so — ich mag nichts weiter sagen.

Lorchen. Frau Richardinn, ich habe Sie mit Fleiß ausreden lassen, um mein Verbrechen zu hören; allein ich weis bis diese Stunde noch nicht, warum Sie so ungehalten auf mich sind. Meynen Sie denn, daß ich Christianen verführe? Diese Beschuldigung ist zu entsetzlich, als daß ich Ursache hätte, mich deswegen zu vertheidigen. So lange mir mein Herz keine Vorwürfe macht: so werde ich die Ihrigen mit Gelassenheit, oder doch wenigstens mit Stillschweigen, anhören.

Fr. Richardinn. Nur fein höhnisch! Nur mit einer frommen alten Frau noch gespottet! Bin ich gut genug, daß Sie mich ins Gesicht Lügen strafen? Ist das der Dank für die Sorgfalt, die Sie dreyzehn Monate in meinem Hause genossen haben? Ich werfe Ihnen meine Wohlthaten nicht vor, so unverschämt bin ich nicht. Ich vergesse es, daß Sie so lange in meinem Hause Brodt gehabt haben; aber daß Sie es vergessen, das ist nicht recht. Undank, aller Laster Anfang und Fortgang! Ich habe meinem eignen Maule den Bissen abgedarbt, damit ich —

Lorchen. Ich bitte Sie um alles in der Welt, Frau Richardinn, martern Sie mich nicht mit solchen entsetzlichen Vorwürfen. Ich habe ja für den Unterhalt, den Sie mir zeither gegönnet haben, die Aufsicht im Hause geführt. Sie haben es ja selber verlangt, daß ich zu Ihnen ziehen sollte. Gesetzt, Sie hätten mir mehr erwiesen, als ich verdiente: so haben Sie sich doch den Augenblick für alle Wohlthaten bezahlt gemacht, da Sie mir sie alle vorgeworfen haben. Wenn ich Ihrer Güte unwerth gewesen bin: so bin ich bestraft genug, daß ichs anhören muß, ohne mich rechtfertigen zu dürfen. Ich will Ihnen weiter keine Unruhe machen. Erlauben Sie mir, oder befehlen Sie mir vielmehr, daß ich Ihr Haus noch heute verlassen soll. Es soll gewiß an meinem Gehorsam nicht fehlen.

Fr. Richardinn. Seht doch! Gleich den Stuhl vor die Thüre gesetzt! Ein nackend Mädchen, die in ihrem Leben nichts, als ein Paar weltliche Augen, und ein Paar weiße Hände hat, die darf auch so trotzig thun. Ich habe noch keinen gesehen, der sich aus Liebe zu Ihr um das Leben bringen wollen. Sage Sie mir doch, worauf Sie so stolz thut?

Lorchen. Ich bin nichts weniger als stolz. Sie haben Recht, wenn Sie mir meine Armuth vorrücken. Es ist auch wahr, daß ich noch keinen Mann habe; aber beydes fällt mir sehr erträglich. Indessen kann ich Sie aufrichtig versichern, daß ich in kurzer Zeit einen liebenswürdigen Mann und ein großes Vermögen besitzen wollte, wenn ich mich entschließen könnte, weniger großmüthig zu handeln.

Fr. Richardinn. Wer ist denn der große Mann, der ein Mädchen mit Armuth braucht? Er muß gewiß willens seyn, ohnedem bald zum Lande hinaus zu laufen, und also wird es ihm nichts verschlagen, ob er vor der Hochzeit oder kurz darnach geht. Darf ichs nicht wissen, wer sich so sterblich in Sie verliebt hat?

Lorchen. Ich könnte es Ihnen leicht sagen, wer mich liebte; allein ich will Sie weder dadurch kränken, noch mich damit groß machen. Weder der Reichthum, noch der Mann macht den Werth eines Frauenzimmers aus. Ein Mädchen kann arm seyn, und doch Verstand, Tugend, Lebensart, und Geschicklichkeit im Hauswesen haben. Machen Sie sich keine Sorge, Frau Richardinn, so lange ich lebe, werde ich immer genug haben; denn ich brauche nicht viel, und also verlange ich auch nicht viel.

Fr. Richardinn. Mache Sie sich immer nicht so groß. Ich dächte, es ließe sich mit Ihrem Verstande noch halten. Von Ihrer Tugend mag ich nicht reden. Ich kann niemanden in das Herz sehen.*) Aber ist Sie nicht undankbar gegen mich? Und kann der Undank und die Gottesfurcht beysammen seyn? Mit Ihrer Wirthschaft sah es wohl auch nicht so richtig aus, als ich Sie zu mir ins Haus nahm. Wer weis, ob sie wußte, daß man die harten Eier nicht salzen darf, wenn man sie zum Feuer setzt? Sey Sie doch nicht so stolz, und wenn Sie in Ihrem Leben noch nichts von mir gelernet hat: so lerne Sie nur dieses, daß der Hochmuth vor dem Falle kömmt.

Lorchen. Sie sehen ja wohl, was ich von Ihnen gelernt habe. Wo nähme ich die Geduld her, die größten Beschimpfungen ruhig anzuhören, wenn ich sie nicht in Ihrem Hause gelernet hätte? Was übrigens die Tugend anlangt, die Sie mir absprechen, (denn von dem Verstande und der Wirthschaft will ich nicht reden:) so nimmt michs nicht Wunder. Ich bin freylich nicht so fromm, als Sie sind. Und wie sollte ich zu dem Glücke kommen, daß Sie mich für tugendhaft hielten, da Sie

*) Ihre Lebensart, ich wills Ihr kurz sagen, ist unwiedergebohren: versteht Sie mich? Hält Sie eine solche Lebensart wohl für gut? Ich bitte Sie sehr, mache Sie sich nur nicht zu einer keuschen Susanna, zu einer andächtigen Maria, und zu einer geschäftigen Martha.

in der Welt keinen Menschen für fromm halten, als Ihre eigene Person. Doch, Frau Richardinn, Sie haben mich, dächte ich, genug ausgescholten. Ich werde Ihnen nun wohl weiter zu Ihrer Erbauung nicht nöthig seyn. Ich will auch den Augenblick gehen. Haben Sie nur die Güte und hören Sie, warum ich hergekommen bin. Herr Simon läßt Ihnen —

Fr. Richardinn. Um mich recht zu erbittern, so fängt Sie wieder von Simonen an, und ich habe es Ihr doch gesagt, daß ich weder seinen Namen noch seine Person leiden kann. Ist Sie nicht selber Schuld, wenn mir ein Wort im Zorne entfährt? Bringt Sie mich nicht um alle Seelenruhe?

Lorchen. Nein, Frau Richardinn. Ich glaube, es wird zu Ihrer Beruhigung dienen, was ich Ihnen zu sagen habe. Hören Sie mich nur an. Herr Simon läßt Ihnen sein Compliment machen.

Fr. Richardinn. Er mag sein Compliment für sich behalten. Von einem Flucher nehme ich keinen Gruß an. Er ist ein ehrvergeßner Mann, ich will ihn nicht geschimpft haben.

Lorchen. Er hat einen großen porcellanen Aufsatz hergeschickt, und läßt bitten, daß Sie ihn für das zerbrochene Caffeeschälchen annehmen sollen. Geben Sie sich doch zufrieden, ich glaube, daß der Aufsatz über funfzig Thaler werth ist.

Fr. Richardinn. Nicht doch! Er wird mich gewiß wieder gut machen wollen. Denkt denn Herr Simon, daß mir so viel an zeitlichen Gütern liegt? Hält er mich denn für so eigennützig, daß ich ein Caffeeschälchen nicht vergessen kann? Ich dürfte den Aufsatz bald nicht annehmen. Wie hoch halten Sie ihn denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Ich glaube gern, daß er funfzig bis sechszig Thaler kostet. Er ist von dem feinsten Porcellan und die Tassen haben alle Henkel.

Fr. Richardinn. Henkelchen? Das ist ja recht hübsch. Nun weil die Schälchen Henkelchen haben, so will ich das Ge-

schenk annehmen. Er wird mirs doch aus gutem Herzen schicken, und da wäre es wohl Sünde: wenn ichs ausschlüge. Ist denn der Bediente von Herr Simonen noch da?

Lorchen. Er wird noch zugegen seyn, wenn Sie mit ihm reden wollen.

Fr. Richardinn. Nein, mein liebes Lorchen, ich möchte mich nicht gerne vor ihm sehen lassen. Wenn ich mit ihm rede: so müßte ich ihm doch ein Trinkgeld geben, und der arme Mensch könnte nachmals bey seinem Herrn Verdruß davon haben, daß ers angenommen hätte.

Lorchen. Machen Sie sich keinen Kummer, Frau Richardinn! der Bediente des Herrn Simon wird ein Trinkgeld nicht so nöthig brauchen.

Fr. Richardinn. Ja, das denke ich auch. Was will denn Christiane? Diese könnte an meiner Statt den Bedienten abfertigen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Christianchen.

Christianchen. Ach liebe Mama, zürnen Sie doch nicht mehr auf Herr Simonen. Er hat Ihnen recht viel schöne Sachen hergeschickt, recht sehr schöne Sachen.

Fr. Richardinn. Ist sein Bedienter noch da?

Christianchen. Nein, er sagte, er könnte nicht warten. Ich habe mich in Ihrem Namen bey Herr Simonen bedanken lassen.

Fr. Richardinn. Nun, das ist ja recht gut, daß du den Bedienten nicht aufgehalten hast, er möchte sonst bey seinem Herrn Ungelegenheiten davon gehabt haben. Er ist doch auch gewiß wieder fort?

Christianchen. Ja, er ist fort. Herr Simon ließ zugleich Abschied von Ihnen nehmen, wenn er Sie etwa nicht wieder sehen sollte.

Fr. Richardinn. Der artige Mensch! Warum will er denn ohne Abschied fortgehen? Ich muß ja wegen deiner Heirath mit ihm sprechen. Schicke doch zu ihm, und laß ihn herbitten.

Christianchen. Mama, Herr Simon will mich nicht haben.

Fr. Richardinn. Ach! Warum wird er dich denn nicht haben wollen? Du bist ein einfältiges Kind, du verstehst es nicht. Warum hätte er denn ein so kostbares Präsent hergeschickt, wenn er dich nicht zur Frau verlangte? Nicht wahr, mein liebes Lorchen, Sie sind auch meiner Meynung?

Lorchen. Ja, in diesem Stücke bin ich völlig Ihrer Meynung.

Christianchen. Aber, Mama, Sie haben mir ja verboten, Herrn Simonen zu lieben. Sie widersprechen sich ja selber.

Fr. Richardinn. Nein, ich widerspreche mir nicht. Vorhin habe ich dir verboten, ihn zu lieben, und nunmehr gebiete ich dir, ihn zu nehmen. Es ist ein ganz hübscher Mensch, bey dem du keine Noth haben wirst, wenn du sie dir nicht selber machst. Christiane, siehe hinaus, ob der Bediente noch da ist. Ich muß doch die vielen Sachen ansehen, die ich zum Geschenke bekommen habe. Herr Simon muß gewiß ein gutes Herz haben, das seinen Fehler bald bereut. Je nun! Wir sind Menschen. Ich spreche immer, wir haben alle unsere Fehler, nur einer vor dem andern. Wir müssen Geduld mit einander haben. *)

Christianchen. Es liegen bey dem Porcellan auch etliche geistliche Bücher, ich denke, das eine hieß Scrivers Seelenschatz. Herr Simon ließ bitten, Sie sollten es nicht übel nehmen, daß

*) Der Satan ist ein Tausendkünstler. Wie bald kann er uns nicht verführen? drum bete fein fleißig, meine liebe Christiane. Hörst du? bete und singe.

sie nicht eingebunden wären, er hätte sie nicht gebunden bekommen können.

Fr. Richardinn. Warum giebt er denn das Geld für Bücher aus? Ich habe Bücher genug, und ich bleibe bey den Büchern, an die ich mich von Jugend auf gewöhnt habe. Scrivers Seelenschatz! Es mag ein ganz hübsches Buch seyn. Doch wozu brauche ichs? Wie viel muß es denn kosten? Vielleicht nimmt es mein Herr Gevatter, der Buchhändler, für ein billiges von mir an. Nunmehr wird der Bediente wohl fort seyn. Ich will die Sachen ansehen. Christiane, bleibe du hier bey Lorchen, wenn etwa Herr Simon noch einmal herschicken sollte.

Vierter Auftritt.

Lorchen. Christianchen.

Christianchen. Ach mein liebes Lorchen, ich habe Ihrentwegen eine ganze Viertelstunde die bittersten Thränen vergossen. Ich stund an der Thüre, und hörte zu, wie übel Ihnen die Mama begegnete. Sie meinen es aufrichtig mit mir, und meine Mama kann Ihnen vorwerfen, Sie verführn mich. Lassen Sie michs nicht entgelten, meine liebe Freundinn. Herr Simon wird Ihnen tausendmal mehr Vergnügen verschaffen, als Ihnen meine Mama Verdruß gemacht hat. Sie nehmen mich doch noch mit nach Berlin?

Lorchen. Ja, meine liebe Christiane, wir reisen gewiß mit einander. Ihre Aufrichtigkeit wird mich zu allem in der Welt geschickt machen, was Sie nur von mir verlangen. Ich will Ihnen mit allem dienen, was in meinem Vermögen ist.

Christianchen. Wollen Sie denn auch meiner Mama vergeben, daß Sie so sehr von ihr sind beleidigt worden?

Lorchen. Ja, mein Kind. Wir müssen stets so fertig zum Vergeben sein, als es andere sind, uns zu beleidigen. Und wenn

kein Mensch in der Welt mehr großmüthig wäre: so wollen wir es beide seyn. Bittere Beschuldigungen anhören, ist eine große Marter für ein ehrliebendes Herz, allein sie nicht verdienet haben, ist ein weit größeres Vergnügen. Ich kann Ihre Mama nicht besser strafen, als daß ich das alles bleibe, oder das werde, wofür sie mich nicht hält. Sie denkt, ich meyne es nicht gut mit Ihnen. Doch sie wird erschrecken, wenn es der Ausgang zeigt, daß ich Ihr Glück dem meinigen vorgezogen habe.

Christianchen. Wie werden wir es aber anfangen, daß mich meine Mama mit Ihnen reisen läßt? So bald sie hören wird, daß Sie Herr Simons Braut sind: so wird sie wieder böse werden, und mich nicht reisen lassen.

Lorchen. Dafür lassen Sie mich sorgen. Eins bitte ich Sie nur: wenn Herr Simon kömmt, denn er wird bald da seyn, so thun Sie nicht so furchtsam gegen ihn. Es fehlet Ihnen nicht an dem Vermögen, zu reden. Sie sind nur zu schüchtern, und benehmen sich durch Ihre Furcht die Sprache. Herr Simon ist nicht mehr Ihr Bräutigam, sondern der meinige; also können Sie schon etwas freyer und ungezwungener mit ihm umgehen. Wollen Sie es thun, mein liebes Kind?

Christianchen. Ja! Ich will recht aufrichtig und vertraut mit ihm reden. Aber werde ich nicht die Freundschaft beleidigen, wenn ich gegen Ihren Bräutigam freundlich thue? Ich bin ihm nunmehr recht herzlich gut, weil er mein Bitten erfüllte, und Ihnen sein Herz schenkte. Er muß von Natur recht gütig und liebreich seyn. Wie gut werden Sie nicht mit ihm auskommen! Die Mama konnte mir vorhin zumuthen, ich sollte ihn hassen, weil sie ihn haßte; aber das thue ich in meinem Leben nicht.

Lorchen. Nein, hassen Sie ihn nicht. Lieben Sie ihn, als Ihren Freund. Je mehr Sie ihn werden kennen lernen, desto liebenswürdiger wird er Ihnen vorkommen.

Christianchen. Aber wenn er mich wieder küssen wollte, das darf ich ihm wohl nicht mehr erlauben, weil ich nicht mehr seine Braut bin? Er wird es auch wohl nicht thun.

Lorchen. Diesen kleinen Eintrag in meine Rechte will ich Ihnen herzlich gern erlauben. Schlagen Sie ihm einen Kuß nicht ab, wenn er Sie darum bitten sollte. Sie sind ihm dieses Vergnügen für seine Liebe noch schuldig. Aber, mein liebes Kind, machen Sie auch, daß ich nicht zu viel dabey verliere. Sie sind schöner und reizender als ich.

Christianchen. Fürchten Sie nichts. Ich will lieber gar nicht mit ihm reden, wenn ich Ihnen etwa gefährlich seyn sollte. Ich dächte nicht, daß ich eben so schön wäre. Gefalle ich Ihnen denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Sie gefallen mir, und, wenn ich nicht irre, auch Herr Simonen mehr, als zu sehr. Wie lange wird es werden; so bringen Sie mich um meinen Bräutigam!

Christianchen. Quälen Sie mich nicht. Wie dächten Sie, daß ich zu so einer Bosheit geschickt wäre? Ach nein, ich bin Herr Simonen gewogen, weil er Ihnen gewogen ist, und ich habe nunmehr das größte Vertrauen zu ihm.

Lorchen. Wenn ich nun etwa bald sterben sollte, wollten Sie mirs wohl versprechen, ihn nach meinem Tode zu heirathen? Was meynen Sie?

Christianchen. O denken Sie doch nicht an den Tod! Ich höre gar nicht gern von dem Sterben reden; und Sie müssen noch lange leben*).

Lorchen. Aber wenn ich nun bald sterben sollte, wollten Sie ihn alsdann lieben?

Christianchen. Ja, weil Sie ihn geliebt haben, und weil er Sie geliebt hat, so würde ich ihn auch lieben. Lassen Sie aber

*) reden. Der Himmel lasse Sie noch lange leben.

die Gedanken vom Tode fahren; Sie machen sonst mich und Herr Simonen betrübt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Ferdinand.

Ferdinand. Nun, wie stehts um unsere Sachen? Hat sich meine Frau Muhme bald zufrieden gegeben? Sie hat in unser Quartier geschickt, und uns wieder herbitten lassen. Ich weis nicht, was wir sollen, ob sie uns vielleicht noch einige Grobheiten sagen will, die ihr in der Hitze nicht gleich beygefallen sind. Herr Simon wird gleich auch zugegen seyn.

Lorchen. Meine liebe Christiane, gehn Sie doch, und empfangen Sie Herr Simonen. Führen Sie ihn nur gleich in Ihre kleine Stube. Die Mama möchte sonst empfindlich werden, wenn er erst zu mir käme. Aber thun Sie mir nicht gar zu freundlich mit ihm; ich sage es Ihnen. Mehr, als drey= oder viermal, dürfen Sie sich nicht küssen lassen. Kommen Sie nur, her, ich will Ihnen ein Mäulchen geben, das können Sie Herr Simonen in meinen Namen wieder geben: so behalten Sie doch ein gutes Gewissen.

Christianchen. Nein, das muthen Sie mir nicht zu. Ich weis nicht, warum Sie so mit mir scherzen. Warten Sie nur ich will mich an Ihnen rächen, und es Herr Simonen gleich wieder sagen. Ich bin recht froh, daß ich Sie so aufgeräumt sehe.

Lorchen. Ja, das macht die Liebe, und Sie, daß ich so zufrieden bin. Und ich will es Ihnen nur sagen, ich möchte Sie auch gern verliebt, und gern so glücklich machen, als ich bin.

Christianchen. Itzt noch nicht. Lernen Sie mir nur die Liebe erst kennen. Wenn ich artiger bin, alsdann ist es Zeit genug. Ich höre jemanden, ich will gehen, es möchte Herr Simon seyn.

Lorchen. Geschwind, sehen Sie noch erst einmal in den Spiegel, ob Sie auch geputzt genug sind. Herr Simon giebt auf alles Acht.

Christianchen. Er wird nicht sehr auf mich sehen. Wenn er auf seine Braut sieht, so kann er meine Fehler nicht wahrnehmen.

Sechster Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Hörten Sie, was das lose Kind sagte? Sie kann wohl reden, wenn sie nur nicht so furchtsam wäre. Und sie wird in kurzer Zeit recht aufgeweckt und manierlich werden. Sie ist noch die bloße Unschuld.

Ferdinand. Ich habe das gute Kind niemals für einfältig gehalten. Ich will alles zu ihrer Erziehung anwenden; und ich bin versichert, daß sich der klügste Mann noch um sie Mühe geben soll.

Lorchen. Ja, wir wollen gewiß für sie sorgen. Sie hat mich glücklich gemacht, und ich denke, sie bald eben so glücklich zu machen. Da kömmt die Frau Muhme. Sieht sie doch so freundlich aus, als wenn sie zehn Thaler in der Lotterie gewonnen hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Richardinn.

Fr. Richardinn. Willkommen, lieber Herr Vetter, willkommen! Es ist alles vergessen. Mein liebes Lorchen, seyn Sie so gut, und lassen Sie Anstalt machen, daß Herr Simon und

der Herr Vetter diesen Abend einen Bissen Brodt bey uns essen können. Ich muß doch heute meine geistliche Uebungsstunde eingehen lassen, da ich so liebe Freunde bey mir habe. Herr Simon ist bey meiner Tochter. Sie mögen immer mit einander allein reden, ich will es ihnen nicht wehren. Sie sind doch schon so gut, als getraut. (Lorchen geht ab.)

Achter Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Ferdinand. Frau Muhme, glauben Sie denn, daß Herr Simon Christianchen noch heirathen wird? Ich glaube es nicht. Sie haben ihm ja den ganzen Handel aufgesagt.

Fr. Richardinn. Was reden Sie? Machen Sie mir das Herz nicht schwer. Nein, nein, meine Tochter ist ein ganz hübsches Mädchen, und Herr Simon ein hübscher Mann. Sie haben auch beide Geld, und also können Sie einander schon heirathen.

Ferdinand. Ja, es gienge an, und es wäre angegangen; allein Sie haben ja alles rückgängig gemacht. Herr Simon hat sich zu einer ganz andern Heirath entschlossen. Denken Sie denn, daß er sich so unhöflich begegnen läßt? Es ist ein angesehener geschickter Mann. Er bekömmt zehn Weiber aus den vornehmsten Häusern, wenn er sie nur haben will.

Fr. Richardinn. So? Also hat er meine Tochter nur in die Rede bringen wollen? Also will er sie sitzen lassen, der gottlose Mensch? und mich arme Frau vor der Zeit unter die Erde bringen? Solche Leute kann Er mir ins Haus führen, Herr Vetter, und fürchtet sich der Sünde nicht? Ich arme Wittwe! Ja, ja, arme Wittwen zu unterdrücken, das ist der Welt Lauf.

Ferdinand. Was reden Sie wieder, Frau Muhme? Warum heißen Sie Herr Simonen einen boshaften Mann, und warum beleidigen Sie mich? Haben wir denn nicht beyde die redlichsten Absichten gehabt? Und sind Sie nicht selbst Schuld, daß Herr Simon von Christianchen abläßt?

Fr. Richardinn. Was? Ablassen will er? Nein, nun und nimmermehr, und wenn mein ganzes Vermögen darauf gienge. Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande seyn. Ich will gehen, so weit mich meine Füße tragen. Ich will dem Landesherrn einen Fußfall thun. Ich will mir und meiner Tochter Recht schaffen. Ich will beten *), daß es dem ehrlosen Simon nimmermehr wohl gehen soll. Ich will — Ich arme Frau! Ja alles dieses will ich thun.

Ferdinand. Frau Muhme, ich weis nicht, wie Sie mir vorkommen. Können Sie denn nicht gelassen mit mir reden? Ich gehe den Augenblick aus Ihrem Hause, wenn Sie mir noch ein empfindliches Wort sagen. Ich kann Ihren Wandel und Ihre vielen Betstunden gar nicht zusammen reimen. Wenn man Sie reden und schmähen hört: so sollte man glauben, Sie hätten keine Religion, außer die Sie sich selber gemacht hätten. Und gleichwohl reden Sie so viel von Ihrer Andacht. Doch ich will billig seyn und Ihre Ausschweifung einer natürlichen Hitze und starken Wallung des Geblüts zuschreiben. Allein glauben Sie ja nicht, daß ich und Herr Simon Ihren Zorn anhören müssen. Der Weg, den wir hergekommen sind, steht uns alle Augenblicke wieder offen.

Fr. Richardinn. Lieber Herr Vetter, (Sie weint.) was soll ich aber anfangen? Nehmen Sie sich doch einer armen Wittwe an. Rathen Sie mir. Herr Simon, ein so steinreicher Mann, der fast eine Tonne Goldes im Vermögen hat, der will

*) Ich will zu Gott um Rache schreyen; ich will beten

meine Tochter, meine einzige Tochter, nicht haben? Ach! sie ist ja auch nicht arm. Sie hat ja auf dreyßig tausend Thaler. Sie ist jung, und schön, und christlich erzogen. Sie hat ihm ja vor ein paar Stunden angestanden. Warum will er sie denn itzt nicht haben?

Ferdinand. Weil Sie gesagt haben, daß er sie nicht verdiente; daß er sie mit Ihrem Willen nimmermehr bekommen sollte. Kurz, weil Sie ihm die größten Grobheiten unter die Augen gesagt haben.

Fr. Richardinn. Aber, ich habe es so böse nicht gemeynt. Ich will meine Sünde noch heute verbeten. Ich will Herr Simonen die versprochenen fünf tausend Thaler gleich mitgeben. Ich will ihn von nun an für einen frommen Menschen halten, und ihn alle Tage in mein Gebet einschließen. Ich will auch die Reisekosten bis Berlin für meine Tochter tragen. Ach so gewissenlos wird er nicht seyn, daß er meine arme Tochter sollte sitzen lassen! Was würde die böse Welt davon sagen? Würde sie die Schuld nicht auf mich schieben?

Ferdinand. Auf diese Art würde die böse Welt zum erstenmale wahr reden. Denn sind Sie nicht an allem Ursache? Die gute Christiane dauert mich selbst. Sie hätte in der Welt keinen bessern Mann bekommen können, als Herr Simon ist. Sein Reichthum ist das wenigste, was ich an ihm hochschätze. Sein Verstand und sein redliches Herz sind weit größere Schätze.

Fr. Richardinn. Ja doch! Sein Verstand und sein christliches Herz, das ist es eben, warum ihn meine Tochter nehmen soll. Und wenn er aller Welt Reichthümer besäße, und hätte nicht so viel Religion: so bekäme er sie nimmermehr. Der liebe Mann hat mir mit allerhand geistlichen und erbaulichen Büchern ein Geschenk gemacht. Ja, wenn er mir eine Grafschaft geschenket hätte, er hätte mir keinen größern Gefallen thun können. Daraus sehe ich, daß er fromm ist, und nicht bloß an dem Zeit-

lichen klebt. Meine Tochter wird bey ihm so gut aufgehoben seyn, als bey mir selber.

Ferdinand. Liebe Frau Muhme, Sie haben zweyerley Sprachen, und ich weis nicht, auf welche man sich verlassen soll. Eine klingt geistlich, und die andere ziemlich weltlich. Man sollte schwören, Sie müßten auch zwo Seelen haben; eine zum Beten und Singen, und eine zum Richten und Schelten. Doch das werden Sie am besten wissen.*) Indessen will ich mit Herr Simonen reden, ob er sich wohl entschließen kann, Ihr Schwiegersohn zu werden. Ich zweifle sehr daran —

Fr. Richardinn. Ich zweifle keinen Augenblick. Ja ich will eben daran erkennen, ob er ein rechtschaffen Herz hat, wenn er meine Tochter nimmt. Ich kann ihm zwar bey meinem Leben nicht mit vielem Gelde dienen, aber destomehr mit meinem Gebete; und daran wird ihm mehr gelegen seyn, als an etlichen tausend Thalern. Wir müssen ja alles zurück lassen, wenn wir sterben**). Ich arme Frau! wie lange wird es denn noch mit mir werden? Ja, lieber Herr Vetter, wenn Sie es nur sehen sollten, ich habe mir schon alle Kleider zurechte gelegt, die ich im Sarge tragen will. So gar die Breter zu meinem Sarge liegen schon da. Es sind feste und eichene Breter, ich weis nicht mehr, wie viel sie mich kosten. Ich habe sie von dem Gevatter Tischler statt der Interesse angenommen.

Ferdinand. Das ist alles gut. Ich will wünschen, daß Sie diese festen Breter noch lange nicht brauchen, und sie eher zu einem Brautbette, als zu dem Sarge anwenden mögen.

Fr. Richardinn. Der Himmel vergebe es Ihnen, Herr Vetter, daß Sie mit mir armen alten Frau so spotten. Ich

*) Es ist meine Profession nicht, einen Gewissensrath abzugeben.

**) sterben; aber das Gebet folgt uns mit ins Grab. Die böse Welt kann mir alles nehmen, aber die Andacht nicht.

könnte noch an das Heirathen denken? Schämen Sie sich doch. Es wird indessen schlimm genug seyn, wenn meine Tochter aus dem Hause ist. Wer soll mich künftig in meinem Alter warten und pflegen? Keinen Mann habe ich, der mir an die Hand gienge, und so einen, wie mein seliger Herr war, kriege ich in meinem Leben nicht wieder. Nein, Herr Vetter, rathen Sie mir ja nicht, daß ich wieder heirathen soll. Ein alter Mann ist unbehülflich, und ein junger hält mich nicht für gut, und verthut mir das Meinige. Ach denken Sie mir nicht an diese Schwachheit. Die Breter sind zu meinem Sarge bestimmt, der soll mein Brautbette seyn.

Ferdinand. Sie haben mich nicht recht verstanden, ich meynte zum Brautbette Ihrer Jungfer Tochter. Ich würde Ihnen nicht zur Ehe rathen, Frau Muhme, da ich weis, daß Sie in sechzig sind.

Fr. Richardinn. Warum nicht lieber in achtzig? Ich muß am besten wissen, wie alt ich bin. Es läßt sich mit meinen Jahren noch wohl halten, und meines Alters wegen könnte ich noch lange leben, wenn mich nicht Noth und Sorge vor der Zeit ins Grab brächten. Ich bin alle Tage bereit zum Tode. Doch möchte ich nur noch einige Jahre leben, damit ich sähe, wie es meiner Tochter gienge, und ob sie mich auch mit wohlgerathenen Kindern erfreuen würde. Wenn Sie nur nach Herr Simonen gerathen, so bin ich schon zufrieden.

Ferdinand. Frau Muhme, wir wollen noch nicht von den Kindern reden: denn es stößt sich noch an die Kleinigkeit, ob Herr Simon Christianchen zur Frau haben will.

Fr. Richardinn. Davon bin ich überzeugt. Ich will gehen, und den Bissen Essen zurechte machen lassen. Ueber Tische wollen wir die Versprechung zur Richtigkeit bringen.

Neunter Auftritt.

Ferdinand. Simon.

Simon. Wo ist denn meine Braut? Haben Sie noch nicht mit ihr gesprochen?

Ferdinand. Ja, ich weis nicht, welche Braut Sie meynen; ob die erste, oder die letzte? Ob Christianchen, oder Lorchen?

Simon. Wie können Sie doch fragen? Habe ich denn eine andere Braut, als Lorchen?

Ferdinand. Bey Ihnen ist es freylich Lorchen; aber bey meiner Frau Muhme ist es Christianchen. Sie will uns zu Tische behalten, und da soll die Versprechung vor sich gehen. Und wenn Sie Christianchen nicht zur Frau nehmen: so will meine liebwerthe Frau Muhme in eigener hoher Person ins Consistorium laufen, all ihr Vermögen daran setzen, und, wenn dieses nicht hilft, Sie durch ihr Gebet in das entsetzlichste Unglück beten.

Simon. Die Frau weis nicht, was sie will. Sie kann thun, was ihr gefällt. Lorchen ist meine Braut, und Christianchen dauert mich. Sie hat itzt wieder mit mir gesprochen, und recht artig gethan. Sie ist wirklich nicht so wohl einfältig, als furchtsam. Sie hat recht mit mir gescherzt, und Lorchen bey mir auf eine lose Weise verklagt. Freylich hat sie mir nichts sinnreiches gesagt; aber sie wußte es doch mit einer guten Miene vorzubringen. Sie bedankte sich recht zärtlich bey mir, daß ich auf ihr Bitten Lorchen hätte zu meiner Braut erwählen wollen. Ich hätte lieber über ihre Unschuld geweint. Doch, Herr Ferdinand, wo ist denn Lorchen? Haben Sie noch nicht mit ihr gesprochen?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen. Christianchen.

Lorchen. Hat mich Christianchen bey Ihnen verklagt, Herr Simon?

Simon. Ja wohl, meine liebe Braut; und ich wollte bitten, daß Sie sich selber eine Strafe auferlegten, damit ich es nicht in Christianchens Namen thun müßte.

Lorchen. Das ist doch ganz artig. Sie trauen der losen Christiane, und verdammen mich, ohne mich gehört zu haben. Bey wem soll ich mich denn über Sie selbst beklagen? Bey der kleinen Christiane? Ja, ja, da würden Sie mit einer sehr leichten Strafe davon kommen.

Christianchen. Mein liebes Lorchen, ich habe nichts mehr gesagt, als was wahr ist. Ich hätte gern noch etwas dazu gesetzt; aber ich konnte es nicht über das Herze bringen. Ich habe Sie gar zu lieb. Ich will es Ihnen auch gestehen, daß mir Herr Simon — doch er mag es Ihnen selber sagen.

Lorchen. Ich höre es schon, mein Herr Bräutigam wird Ihren kleinen Muthwillen mit etlichen Mäulchen bestraft haben, und Sie werden sich diese harte Bestrafung haben gefallen lassen. Sie sagen nichts, Herr Simon? Soll ich etwan auch stille schweigen, und Ihre erste Untreue gleich mit Gelassenheit ansehen?

Christianchen. O! reden Sie doch nicht von der Untreue. Sie haben mir es ja selbst befohlen. Herr Simon liebt Sie von Herzen, und wir haben von nichts, als von Ihnen, gesprochen. Er hat Ihnen die größten Lobsprüche beygelegt, und ich auch. Wenn ich von Ihnen rede, so werde ich recht beredt.

Simon. So, meine liebe Christiane! Immer vertheidigen Sie mich bey meiner Braut. Sie sehen wohl, daß sie eifersüchtig auf Sie ist. Aber, liebste Eleonore, wir wollen die wenigen

Augenblicke noch zu einigen Berathschlagungen wegen unserer morgenden Abreise anwenden. Weis es denn die Frau Richardinn, daß Sie meine Braut sind? Wird sie auch ihre Christiane mit Herr Ferdinanden reisen lassen?

Christianchen. Wie? Herr Simon! Ich soll nicht mit Lorchen reisen, und nur mit Herr Ferdinanden? Ist dieses Ihr Versprechen? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Nein, mein liebes Kind, Sie reisen mit uns, und was Sie in Berlin verlangen, das soll zu Ihren Diensten stehen.

Ferdinand. Sie sollen meine Tochter seyn, und ich will Ihnen mehr halten, als ich verspreche. Ich mache mir eine Ehre daraus, ein Frauenzimmer in meinem Hause zu haben, das so angenehm und sittsam ist, als Sie sind. Sie wissen es nicht, wie liebenswürdig Sie Ihre Unschuld macht; und desto mehr verdienen Sie, hochgeschätzt zu werden. Jungfer Lorchen und meine Frau sollen alles zu Ihrem Umgange und zu Ihrem Vergnügen beytragen.

Lorchen. Ich will nichts weiter sagen, meine liebe Christiane. Genug, Sie sollen bald sehen, daß mir Ihre Zufriedenheit so lieb, wo nicht gar noch lieber, als die meinige, ist.

Christianchen. So wollen wir immer gehen, die Mama wird ganz gewiß schon mit dem Essen auf uns warten. Herr Simon und Herr Ferdinand, ich verlasse mich auf Ihren Fürspruch. Nehmen Sie es nur nicht übel, wenn die Mama wieder verdrießlich werden sollte. Sie meynt es nicht so böse.

Simon (zu Lorchen). Also kommen Sie, meine liebe Braut. Wir wollen sehen, wie wir mit der Frau Richardinn aus einander kommen. Ich habe noch für ein größer Präsent gesorgt, sie wird sich schon befriedigen lassen.

Lorchen. Meine liebe Christiane, gehen Sie immer voran. Wir wollen gleich nachkommen. Thun Sie nur indessen gegen

Entweder Christianchen ist Ihre Braut, oder keine von uns beiden.

Ferdinand. Ach Lorchen! Wozu bringen Sie Herr Simonen? Uebereilen Sie sich doch nicht, ich bitte Sie.

Lorchen. Ich übereile mich nicht. Antworten Sie mir, mein lieber Herr Simon. Ist Christianchen Ihre Braut, und soll ich mit ihr nach Berlin reisen?

Simon. Lassen Sie mich doch nur von meiner Bestürzung zu mir selber kommen. Sie verfahren gewiß zu strenge mit mir. Ich weis ja nicht, ob die unschuldige Christiane sich entschließen kann — Also darf ich mir keine Hoffnung machen, Sie zu besitzen, meine Eleonore? Verdiene ich nicht länger, als etliche Augenblicke, von Ihnen geliebt zu werden? Träume ich, oder schlagen Sie mir wirklich Ihr Herz ab? Darf ich gar nicht mehr hoffen?

Lorchen. Nein, Sie dürfen nicht mehr hoffen. Beruhigen Sie sich, wenn ich Ihnen gestehe, daß es mir so sauer ankömmt, dieses zu sagen, als es Ihnen seyn kann, es anzuhören. Genug, ich opfere die Liebe der Freundschaft auf, mein Herz mag dawider sagen, was es will. Sie gehören Christianchen zu, und ich will mich vollkommen glücklich schätzen, wenn Sie dieses liebenswürdige Kind von meiner Hand annehmen. Sie liebt Sie gewiß; allein sie hat, aus Liebe zu mir, mich durch Sie glücklich machen, und sich selber vergessen wollen. Ich bin also nicht einmal so großmüthig, als Christianchen. Was ich thue, ist nur eine Belohnung, oder eine Erkenntlichkeit für die Freundschaft, die sie mir freywillig erwies. Erfüllen Sie meine Bitte, lieber Herr Simon, und nehmen Sie meine unschuldige Freundinn von mir an. Ich reise mit ihr nach Berlin, und es bleibt bey meinem Versprechen. Geben Sie diesen Abend Ihr Wort von sich, und verschieben Sie das Hochzeitfest noch ein Jahr. Ihre Ehe wird

alsdann ein Beyspiel der besten Ehen seyn. Denken Sie nicht mehr an mich; sondern von diesem Augenblicke an, an Christianchen. Ich bitte Sie bey der Zuneigung, die Sie mir heute geschenkt haben, denn ich weis nichts kostbarers.

Simon. Ich kann nichts weiter sagen, als daß ich Christianchen von Ihrer Hand annehmen, und Ihre Großmuth, und mein Schicksal zeitlebens bewundern werde. Ach Herr Ferdinand, wer hätte diesen Ausgang vor einer Stunde vermuthet? Ich gehorche dem Verhängnisse und der Liebe. Christianchen sey zum andernmale meine Braut, und auf ewig die Meinige. Wird sie mich auch lieben? Wie unruhig ist ein Herz, wenn es liebt! und was ist gleichwohl süßer, als die unschuldige Liebe? Liebste Eleonore, glauben Sie wohl, daß Christianchen mich liebt?

Lorchen. Ja. Sie liebt Sie, Herr Simon, und ich freue mich über den glücklichen Ausgang Ihrer Liebe. Ich will mit Christianchen reden; verlassen Sie sich auf mich, und auf Ihren eignen Werth. Wie zufrieden will ich seyn, wenn ich Sie beyde in dem Glücke sehe, das Sie verdienen, und wenn ich den süßen Gedanken mit mir herumtragen kann, daß ich zu diesem Vergnügen etwas beygetragen habe! Kommen Sie, wir wollen zur Frau Richardinn gehen, sie wird diesen guten Erfolg mehr, als einmal, ihrem Gebete zuschreiben.

Ferdinand. Das heißt Großmuth! Das heißt Freundschaft! Wenn doch viele solche weltlichgesinnte Frauenzimmer in der Welt wären, wie Lorchen und Christianchen, und keine einzige so heilige Frau, wie meine Frau Muhme, die Betschwester! [illegible] ich habe kein Kind. Sie sind meine Tochter. Nehm[illegible] fünf tausend Thaler von Herr Simonen nicht an [illegible] allein glücklich machen. Kommen Sie, meine

Personen.

Herr Orgon.
Frau Orgon.
Herr Damon.
Frau Damon.
Carolinchen, eine Anverwandtinn der Frau Damon.
Herr Simon.
Herr Anton, Carolinchens Bräutigam.

Der Schauplatz ist in Damons Hause.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Fr. Damon. Bringen Sie mir etwan eine gute Nachricht wegen der Berlinischen Lotterie? Haben Sie die Liste noch nicht erhalten?

Hr. Orgon. Nein, zur Zeit noch nicht, meine liebe Frau Schwägerinn. Aber ich bekomme sie entweder mit der heutigen Post, oder doch mit der morgenden gewiß. Und ich will Ihnen im voraus von Herzen wünschen, daß Ihr Loos den größten Gewinnst mag erhalten haben.

Fr. Damon. Sie wünschen mir mehr, als ich verlange. Ich habe nicht in die Lotterie gelegt, um reich zu werden, sondern um andern gutes zu thun, wenn ich etwas gewönne. Sie wissen wohl, daß mein lieber Mann mit meiner Freygebigkeit nicht wohl zufrieden ist, und mich durch seine gar zu große Sparsamkeit außer den Stand setzt, jemanden Gefälligkeit zu erzeigen. Wenn ich nun zum Exempel hundert Thaler gewönne: so wollte ich ihm die eine Hälfte davon geben, damit er mir erlaubte, die andre Hälfte meiner Schwester Tochter, Carolinchen, zu schenken, welche sich einige gute Bücher und musikalische Sachen dafür kaufen würde. Es ist ein recht artiges und geschicktes Mädchen, die von den meisten Fehlern unsers Geschlechts frey ist.

Hr. Orgon. Ja, ja. Sie mag ein gut Gemüthe haben. Wenn ich Herr über mein Vermögen wäre: so wollte ich ihr selber dienen. Allein unsere beiden Haushaltungen sind einander gleich entgegen gesetzt. Bey Ihnen hat der Mann das Geld allein, und bey mir die Frau.

Fr. Damon. Aber warum geben Sie denn Ihrer Frau Liebste alles, und benehmen sich die Gelegenheit, gegen Ihre Anverwandten und Freunde gefällig und liebreich zu seyn?

Hr. Orgon. Ich habe recht viel Ursachen dazu, Frau Schwägerinn. Erstlich will es meine Frau haben, daß ich ihr alles Geld geben soll. Und warum sollte ichs nicht thun, da mir nicht viel an dem Gelde liegt? Zum andern, was sollte ich mit dem Gelde anfangen? Die Arten, wodurch man es verthut, sind mir fast alle zu beschwerlich. Ich spiele nicht gern, weil es mühsam ist, und man dabey lange nachsinnen muß. Ich trinke nicht gern, weil ich mich vor dem Kopfweh fürchte. Und in dem Weinkeller sind auch immer so viele Leute. Diese muß ich entweder grüßen, wenn ich hinkomme, oder ich muß gar mit ihnen reden, oder doch zuhören. Und alles dieses beunruhiget mich; denn ich bleibe gar zu gern in meiner Gelassenheit, und lasse mir alles gefallen, wobey ich mich leidend verhalten kann.

Fr. Damon. Wobey Sie sich leidend verhalten können? Was soll denn das eigentlich heißen?

Hr. Orgon. Ich weis es selber nicht recht; aber ich wollte nicht erst lange herum sinnen. Denn was sollte man sich eines Wortes, oder Gedankens wegen, lange quälen? Ich bin von dem vielen Reden schon recht müde. Wenn nur meine Frau käme, daß sie an meiner Statt mit Ihnen sprechen könnte.

Fr. Damon. Herr Schwager, das ist auch gar zu bequem. Sie werden doch Ihrer Frau Liebste nicht zumuthen, daß sie in Ihre Seele reden soll?

Hr. Orgon. Ja, warum soll sie nicht in meinem Namen reden können, da sie mein ganzes Herz kennt und im Besitze hat? Sie thut es auch gern. Denn sie redt lieber, als ich. Und so wenig ich spreche; so läßt sie es doch selten bey dem, was ich sage, bewenden. Sie verbessert es entweder, oder sie führt es weitläuftiger aus, oder sie zeigt mir das Gegentheil davon. Und dieses lasse ich mir von Herzen gefallen. Denn auf diese Art habe ich keine Mühe. Meine liebe Frau denkt für mich und redt auch für mich.

Fr. Damon. Herr Schwager, Sie sind gar zu treuherzig. Warum sagen Sie mir alles dieses? Ich hätte geglaubt, Sie nähmen es übel, wenn man Ihnen nur die Hälfte von denen Eigenschaften beylegte, die Sie sich ganz zueignen.

Hr. Orgon. Ich rede die Wahrheit. Die Verstellung kömmt mir allemal weit beschwerlicher an, als wenn ich sage, wie mirs ums Herze ist. Gesetzt, daß auch meine Lebensart nicht recht nach der Mode wäre: so ist sie doch ruhig; und ein ruhig Leben ist das vernünftigste.

Fr. Damon. Mich deucht, Sie vermengen das gar zu Bequeme mit dem Ruhigen.

Hr. Orgon. Das mag seyn. Ich habe es Ihnen ja schon gestanden, daß mich ein Wort nichts verschlägt. Ueber diese mühselige Pedanterey bin ich lange hinweg. Bedenken Sie nur, ob dieses keine ruhige Lebensart ist, wenn man wenig oder nichts thun darf, und sogar der verdießlichen Mühe, sich zu entschliessen, überhoben seyn kann.

Fr. Damon. Nun überlege ich erst, wie viel Ihnen mein Lotteriezeddel Mühe gekostet haben mag. Urtheilen Sie nur. Erstlich haben Sie meine Bitte, mir einen zu verschaffen, anhören müssen. Dieses ist eine Mühe. Dann haben Sie sich entschliessen müssen, daß Sie mir ein Loos ausnehmen wollen. Dieses ist die andere Mühe. Ferner haben Sie das Geld dafür nach

Berlin geschickt. Dieses ist die dritte Mühe. Und wenn Sie heute oder morgen die Liste von der gezogenen Lotterie von Ihrem Correspondenten erhalten: so habe ich Ihnen die vierte Mühe gemacht. Derjenigen nicht zu gedenken, die ich Ihnen itzt verursache, da Sie mit mir davon haben reden müssen.

Hr. Orgon. Sie vergrößern meinen Dienst gar zu sehr. Ich weis doch wohl, daß man einer lieben Freundinn zu Gefallen sich auch einmal Gewalt anthun muß. Indessen bleibe ich dabey, daß ein ruhiges Leben ein vernünftiges Leben ist. Ueberlegen Sie nur, liebe Frau Schwägerinn, wie glücklich man ist, wenn man niemals daran denken darf, was man thun will, und sogar nicht einmal zu wollen braucht. Meine Interessen kommen, ohne daß ich daran gedacht habe. Ich denke auch ferner nicht daran, wenn ich sie habe; ich überlasse sie meiner Frau. Wenn meine Frau sagt: mein Schatz, wir wollen essen; so esse ich. Wenn sie spricht: wir wollen Caffee trinken; so trinke ich, wenn sie mir einschenkt. Kurz, meine Frau lenkt meine Seele, meine Wünsche, mein Geld, wohin sie will. Und ich erspare mir auf diese Art die größte Mühe, die das menschliche Leben, wo nicht verkürzt, doch gewiß beschwerlich macht.

Fr. Damon. Aber auf diese Art, Herr Schwager, sind Sie ja, wenn Sie meine Vergleichung nicht übel nehmen wollen, fast nichts in Ihrem Hause, als ein Gängelwagen, der nicht eher laufen kann, als bis man ihn in Bewegung setzet.

Hr. Orgon. Wie ich höre, können Sie auch spotten. Lassen Sie es gut seyn. Ich befinde mich, als ein lebendiger Gängelwagen, sehr wohl, und will es bis an meinen Tod bleiben. Doch wir haben viel geredet. Lassen Sie uns nun etwas ausruhen, sonst möchte ich vor Müdigkeit nicht Caffee trinken können.

Fr. Damon. Soll ich Ihnen etwa ein Küssen holen, wenn Sie sich mit dem Kopfe ein wenig auf den Tisch legen wollen? Doch hier kömmt Ihre Frau Liebste.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Weil Sie es also befohlen haben, Frau Schwester, so stelle ich mich ein. Aber meine erste Bitte ist, daß Sie sich unsertwegen nicht die geringste Ungelegenheit machen.

Fr. Damon. Befürchten Sie nichts, liebe Frau Schwester. Sie wissen schon, daß mein Mann kein Freund von großen Gastereyen ist, und daß er an seinem Geburtstage eben so wenig verschwendet, als zu einer andern Zeit. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gehen und ihn herbey rufen.

Dritter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat sich ja ganz erstaunlich geputzt. Ich hätte sie für eine Hofdame angesehen, wenn sie mir im Dunkeln begegnet wäre. Gewiß, wenn ich argwöhnisch wäre, so könnte ich mir allerhand Gedanken machen, daß ich meinen Mann ganz allein bey einer Frau antreffe, die wohl nicht ohne Ursache ihren völligen Staat angelegt hat.

Hr. Orgon. Hat sich die Frau Schwägerinn so geputzt, mein liebes Kind? Ich habe nicht Achtung darauf gegeben.

Fr. Orgon. Sie mögen nun Achtung darauf gegeben haben oder nicht: so sagen Sie mir nur, warum Sie eher hieher gegangen sind, als ich?

Hr. Orgon. Du hast mirs ja geheißen, mein gutes Herze!

Fr. Orgon. Gut! habe ich Ihnen deswegen befohlen, daß Sie sich ganz allein zu der Frau Schwägerinn setzen, und wer weis was für Reden mit ihr führen sollen? Was für sinnreiche und angenehme Sachen haben Sie denn von ihr gehört?

Hr. Orgon. Ich weis kein Wort mehr von unserer ganzen Unterredung. Warum sollte ich mir die Last machen, und das behalten, was ich höre?

Fr. Orgon. Mit dieser Entschuldigung, so wahr oder erdichtet sie auch ist, werden Sie diesesmal nicht auskommen. Ich frage Sie kurz und gut, ob Sie mich lieben, oder nicht?

Hr. Orgon. Ach ja, mein Schatz.

Fr. Orgon. Nun so befehle ich Ihnen bey dieser Liebe, daß Sie mir sagen, was Sie mit der so schön geputzten Frau Schwägerinn gesprochen haben.

Hr. Orgon. Ja, wenn ichs nur wüßte. Ich redte, glaube ich, davon mit ihr, daß mir das Reden sauer würde.

Fr. Orgon. Man höre nur, was das für eine boshafte Antwort ist. Wie kommen Sie denn zu dem sinnreichen Einfalle? Ich glaube, die Frau Schwägerinn hat es Ihnen eingegeben, was Sie Ihrer rechtschaffenen Frau antworten sollen. Sie wissen doch wohl, daß ich Ihre Frau bin, oder soll ich Ihnen noch mehr sagen? Ich kündige Ihnen meine Liebe und alles auf, wenn Sie mir nicht den Augenblick sagen, was Sie mit der eingebildeten, närrischen, stolzen, ungeschickten und verführerischen Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Mein Engel, beunruhige mich nicht. Ich glaube, ich schliefe ein, wenn ich lange nachsinnen wollte.

Fr. Orgon. Und wenn Sie auf zehen Jahre einschliefen: so muß ich wissen, was Sie mit der Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Itzt besinne ich mich. Wir redeten von der Berlinischen Lotterie.

Fr. Orgon. Was ist denn das für ein Geheimniß?

Hr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat mich vor einiger Zeit ersucht, ein Loos in der Berlinischen Lotterie für sie auszunehmen. Nun ist die Lotterie gezogen, und sie möchte gern wissen, ob sie für ihre vier Thaler etwas gewonnen hätte.

Fr. Orgon. Das ist ja recht artig. Sie bemühen sich für die Frau Schwägerinn, und sagen Ihrer Frau kein Wort davon. Ich darf also nicht wissen, was Sie mit ihr vorhaben? Und Sie befürchten auch nicht, daß es herauskommen wird? Ich weis nicht, warum die Männer so einfältig sind, etwas geheim anzufangen, da sie doch nicht geschickt sind, es geheim zu halten?

Hr. Orgon. Laß mich nicht so viel reden, mein Kind, es möchte mir schädlich seyn.

Fr. Orgon. Aber wenn Sie mit der Frau Schwägerinn reden, und etwas heimlich einfädeln sollen: so haben Sie diese Sorge nicht. Ich redliche, rechtschaffene Frau, gehe mit Ihnen so vertraut um; und Sie hintergehen mich?

Hr. Orgon. Nicht doch. Die Frau Schwägerinn bat mich, ich sollte es niemanden sagen, damit es nicht vor ihren Mann käme, daß sie Geld in die Lotterie legte.

Fr. Orgon. Also weis es ihr Mann nicht? Das gefällt mir. Ist das die so vernünftige, die tugendhafte Frau, von der alle Leute als von einem Wunder ihres Geschlechts reden? Sie hintergeht ihren wackern Mann. Sie entwendet ihm das Seinige und setzt es in die Lotterie, um Geld zu gewinnen, damit sie Staat davon machen, und es andern ehrlichen Weibern in den Moden zuvor thun kann. Warum putzt sie sich denn so sehr, wenn sie keine Anbeter sucht? Entschuldigen Sie doch Ihre Frau Schwägerinn, wenn ich ihr Unrecht thue.

Hr. Orgon. Ich glaube wohl, daß man sie entschuldigen könnte; aber ich mag mich in diese Arbeit nicht einlassen.

Fr. Orgon. Heißt dieses nicht so viel, als Ihre Frau hat Unrecht? Halten Sie mich denn für eine Verläumderinn? Eins von beiden muß wahr seyn. Entweder Ihre Frau Schwägerinn ist das, wofür ich sie ausgebe, oder ich bin eine Verläumderinn. Welches behaupten Sie?

Hr. Orgon. Ich behaupte keines von beiden.

Fr. Orgon. Und ich behaupte, daß ich Recht habe. Wer ist Ihnen lieber? Ihre Frau, oder Ihre Schwägerinn? Wer wartet und pflegt Sie?

Hr. Orgon. Ja, mein Kind. Du hast Recht; sie hat Recht; kurz, wir haben alle mit einander Recht. Doch, wenn Du es lieber siehst: so sollst du allein Recht haben. Laß mich in Ruhe, und komm her, und umarme mich.

Fr. Orgon. Sie verdienen diese Belohnung eben nicht. Doch, damit Sie sehen, daß ich nicht halsstarrig bin: so — (Sie küßt ihn.) Nicht wahr, mein liebster Schatz, Sie hatten Unrecht?

Hr. Orgon. Ja wohl.

Fr. Orgon. (Sie küßt ihn.) Ist es nicht andem, daß die Frau Schwägerinn lange nicht so schön aussieht, als es die Leute machen?

Hr. Orgon. Ja, mein Engel, du bist viel schöner.

Fr. Orgon. Habe ich nicht Recht, daß die Frau Schwägerinn (sie küßt ihn) lange nicht so verständig, so tugendhaft und artig ist, als man sie in allen Gesellschaften ausschreyt?

Hr. Orgon. Ja, du übertriffst sie in allem. Laß mich nicht so viel reden, sonst wird mir das Küssen zu sauer.

Fr. Orgon. Ach mein englischer Mann! Itzt besinne ich mich, daß ich mein Spielgeld zu Hause in meinem Putzschranke vergessen habe: und die Magd mag ich nicht in meinen Schrank gehen lassen. Willst du nicht so gut seyn, und mirs holen? nicht wahr, du kannst mirs nicht abschlagen?

Hr. Orgon. Das wird mir sehr sauer werden. Ich dächte, du gäbst mir vier Groschen zu einer Sänfte; denn sonst entkräfte ich mich zu sehr.

Fr. Orgon. Hier ist das Geld, gehen Sie nur. Da kömmt ja mein lieber Herr Damon.

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Ich bin von Herzen erfreut, wertheste Frau Schwägerinn, Sie heute bey mir zu sehen. Nur bitte ich, daß Sie mit einer schlechten Bewirthung vorlieb nehmen, und sichs bey uns gefallen lassen wollen.

Fr. Orgon. Mir ist es das größte Vergnügen, daß ich die Ehre haben soll, diesen Nachmittag bey Ihnen zuzubringen; noch angenehmer aber ist mir der heutige Tag, weil es Ihr Geburtstag ist, wozu ich Ihnen von Grund meiner Seele gratulire, und Ihnen zu dem zurückgelegten Halbenhunderte noch ein Halbhundert Jahre wünsche.

Hr. Damon. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meynung, geehrteste Frau Schwägerinn, und wünsche auch Ihnen und Ihrem lieben Manne ein langes Leben, gutes Auskommen und alles, was Sie sich selber wünschen. Aber auf hundert Jahre werde ichs wohl nicht bringen. Nein, ich fühle schon, daß meine Kräfte abnehmen. Ach die Haussorgen nehmen einen sehr mit! Sie wissen, daß ich mir das Meinige angelegen seyn lasse. Wer wirthschaften und in der Welt ehrlich leben will, hat stets zu sorgen, stets zu thun. Genug! daß ich mich keine Mühe dauern, und auch um einen Pfennig keinen Weg verdrießen lasse. Leider ist das Geld schwer verdient, und leicht verthan, und man braucht gleichwohl so gar viel. Ich pflege immer zu meiner lieben Frau zu sagen, daß niemand wüßte, ob er mit seinem Vermögen auskommen würde, als bis er todt wäre. Es sind der Fälle in der Welt gar zu viel, wodurch man in seiner Nahrung zurück gesetzet werden kann.

Fr. Orgon. Sie haben vollkommen Recht, lieber Herr Schwager. Ihre Frau Liebste ist meine Herzensfreundinn; ich

liebe wie sie mich; aber mit ihrer Freygebigkeit, oder soll ich es Leichtsinnigkeit nennen, bin ich eben nicht zufrieden. Sie meynt es gut; aber — doch eine Freundinn soll nicht von der andern reden. Ach es kostet viel, wenn ein Frauenzimmer alle neue Moden mitmachen will. Sehen Sie nur, wie schlecht und recht ich gehe. Und meiner Jahre wegen könnte ich doch in der Kleidung noch sehr jung thun.

Hr. Damon. Ja, Frau Schwester, Sie helfen mir auf das rechte Capitel. Es ist wahr, meine Frau ist schön, und jung, und tugendhaft, und darum gefällt sie mir: aber sie ist auch galant in Kleidern, gar zu freigebig; und darum gefällt sie mir nicht. Ich schwöre Ihnen zu, daß sie mir niemals besser, als in ihrem Nachtkleide, gefällt; nicht darum, weil es mich wenig kostet, sondern weil es ohne alle Pracht, bald geschafft, und nicht leicht verderbt ist. Sie hat mir heute zu meinem Geburtstage versprochen, künftig alle Groschen umzuwenden, ehe sie einen ausgiebt. Und wenn sie recht haushältig wird, so kann ich mir keine bessere Frau wünschen.

Fr. Orgon. Daran zweifele ich gar nicht. Aber man muß auch mit dem Taschengelde wohl umzugehen wissen.

Hr. Damon. Taschengeld hat meine Frau gar nicht. Sie muß mir alle Heller abfodern.

Fr. Orgon. Nun wenn das ist, so haben Sie ja nichts zu befürchten. Denn sie wird doch nicht mehr forbern, als sie braucht.

Hr. Damon. Ja, liebe Frau Schwägerinn, das ist eben die Frage und meine Sorge. Sie hält gar zu viel auf die Tochter ihrer seligen Schwester. Und ob diese gleich nicht oft bey mir seyn darf: so fürchte ich doch, daß sie eins und das andre von meiner Frau geschenkt bekömmt. Doch verwünscht sey der Groschen, um welchen sie mich bringt! Ich will auch der Noth ein Ende machen, und meine Muhme an meinen Mündel, den

Herrn Simon, verheirathen: so bekömmt sie doch einen Mann mit Gelde. Und meine Frau hat alsdann keine Ursache mehr, für sie zu sorgen. Herr Simon und Jungfer Carolinchen werden heute mit uns speisen. Vielleicht können wir unversehens ein Paar aus ihnen machen.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager — Nein, ich bitte Sie, fragen Sie mich ja nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Es soll nimmermehr über meine Lippen kommen. Nein, nein! Ihre Frau Liebste ist meine gar zu gute Freundinn. Sie wird es doch so zu machen wissen, daß sie es an einem andern Orte wieder erspart.

Hr. Damon. Was? meine Frau will mich zum armen Manne machen? Ist dieses das Versprechen, welches sie mir heute gethan? Ich geplagter und unglückseliger Mann! Eben diejenige Person, die mir am nächsten ist; die keinen Heller zu mir ins Haus gebracht hat; durch diese soll ich mein sauer erworbenes Vermögen aus einander gehen sehen?

Fr. Orgon. Wie können Sie doch gleich so einen übeln Verdacht auf Ihre arme Frau werfen? Sie ist meine Freundinn; und wenn ich gewußt hätte, daß Sie so auffahren würden: so hätte ich kein Wort sagen wollen. Wenn hätte ich denn behauptet, daß sie Ihnen Ihr Vermögen durchbringt? Vor solchen Gedanken bewahre mich mein Gewissen. Wenn sie nun auch etliche Thaler ohne Ihr Wissen in die Lotterie legt, wird denn dadurch Ihre ganze Haushaltung zu Grunde gehen?

Hr. Damon. Wie? meine Frau legt Geld in die Lotterie? Das gottlose Weib! Ich darbe es meinem Leibe und Leben ab, und meine Frau ist so ruchlos und setzt das Meinige in die Lotterie? Ich möchte vor Aergerniß des Todes seyn. Ich weis es allen meinen Freunden, die mir zu dieser Heirath gerathen haben, schlechten Dank. Nur heraus mit der Sprache, Frau Schwägerinn! Nur gleich gestanden! Wie viel hat meine Frau

in die Lotterie gelegt? Ich mag nichts mehr von ihr hören und wissen. Ich übergebe sie der Obrigkeit, dem weltlichen Arme. Ja, ja, ich thue es. Es ist durch ein öffentliches Mandat verboten, daß man —

Fr. Orgon. Ich bitte Sie, Herr Schwager, begreifen Sie sich doch!

Hr. Damon. Ja, durch ein öffentliches Mandat ist es verboten, nichts in auswärtige Lotterien zu legen. Ich will die Obrigkeit um Hülfe anflehen. Ich will mich von ihr scheiden lassen; sie soll ins Zuchthaus, und ich gebe nicht einen Groschen zur Alimentation.

Fr. Orgon. Ist Ihre Hitze bald vorbey? Sagen Sie mir, was Sie mit allen den vergeblichen Reden haben wollen? Wenn nun Ihre Frau auch vier Thaler in die Lotterie gelegt hat, wollen Sie wohl so albern seyn, und sich bey Ihrem Verluste noch vor Gerichte auslachen lassen?

Hr. Damon. Nein, das will ich nicht thun. Klagen will ich nicht. Sie haben Recht, Frau Schwägerinn. Es kömmt nichts heraus, als Sporteln, als Advocatengebühren. Sie könnten meiner Frau den Eyd deferiren, und sie könnte, um bey mir zu bleiben, schwören, und —

Fr. Orgon. Nun, nun, Herr Schwager. Nur nicht so verächtlich gesprochen. Sonst kommen wir vor Gerichte. Eines Mannes wegen wird keine Frau falsch schwören. Das sage ich! Verstehen Sie mich?

Hr. Damon. Ja doch. Ich will meine Frau selbst bestrafen. Ich will sie zu mir in mein Hinterstübchen kommen lassen. Ich will die Thüre zuschließen. Sie soll mir eine kniende Abbitte thun. Sie soll mir acht Tage lang nicht vor die Augen kommen, so wahr ich heute meinen Geburtstag begehe.

Fr. Orgon. Herr Schwager, halten Sie mit solchen Reden inne. Das heißt das ganze weibliche Geschlecht, und also

auch mich beschimpft. Wenn Ihre Frau einfältig genug ist: so können Sie mit ihr machen, was Sie wollen. Aber in meiner Gegenwart müssen Sie mit mehr Ehrerbietung von den Weibern reden, sonst will ich Ihnen zeigen, was eine Frau ist. Wollen Sie Ihre Frau nicht etwan gar schlagen? Ich sollte Ihre Frau seyn, ich wollte Ihnen —

Hr. Damon. Ernst muß in der Ehe seyn. Mein Vater, der ein rechtschaffener Mann war, hat meine Mutter einmal die ganze Treppe hinunter gestoßen, weil sie ihm widersprochen hatte. Meine Frau soll es schon empfinden. Ich will gleich gehen und —

Fr. Orgon. Wo wollen Sie hin? Sind Sie denn so leichtgläubig, daß Sie die Sache mit der Lotterie für Ernst halten? Merken Sie nicht, daß ich Sie nur auf die Probe habe stellen wollen, um zu erfahren, ob Sie ein böser Mann sind? So lernt man die lieben Männer kennen. Ihre rechtschaffene Frau hat wohl in ihrem Leben an keine Lotterie gedacht. Und Sie sind so argwöhnisch, daß Sie das Aergste den Augenblick von ihr glauben? Schämen Sie sich!

Hr. Damon. Ach liebe Frau Schwägerinn! also ists nicht wahr? O! wie froh bin ich, daß Sie mich hintergangen und mir eine Gelegenheit gegeben haben, meine Uebereilung zu erkennen! Ich bin gar zu leichtgläubig. Ich will es meiner armen Frau tausendmal abbitten.

Fr. Orgon. Nein! Sie müssen mirs zuschwören, daß Sie Ihrer Frau Liebste kein Wort von der ganzen Sache sagen wollen; sonst betrete ich Ihre Schwelle mit keinem Fuß mehr.

Hr. Damon. Ja, von Herzen gern. Ich will ihr kein Wort sagen. Hier kömmt sie. Sehen Sie nur, Madam, habe ich nicht eine schöne Frau?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Liebe Madam, wo wollen Sie den Caffee am liebsten trinken? Im Garten, oder auf dem Altane, oder hier?

Fr. Orgon. Wo Sie befehlen. In Ihrer Gesellschaft wird er mir allezeit gut schmecken.

Hr. Damon. Wir wollen ihn lieber im Garten trinken, Frau Schwägerinn. Da kann ich Ihnen die Geschicklichkeit meiner Frau sehen lassen. Sie hat mein Gärtchen allerliebst angelegt.

Fr. Damon. Beschämen Sie mich nicht, mein lieber Mann. Der Lobspruch kömmt mehr dem Gärtner, als meiner Anstalt zu.

Hr. Damon. Ich will immer gehen und den Garten aufschließen. So bald alles fertig seyn wird, werde ich die Ehre haben, die Frau Schwägerinn abzuholen.

Sechster Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon.

Fr. Orgon. Es geht mir recht nahe, daß ich Ihnen so viel Ungelegenheit verursache. Aber, liebste Frau Schwester, das sind ganz vortreffliche Ohrringe. Diese habe ich ja noch niemals bey Ihnen gesehen. Haben Sie sich diesen kostbaren Staat selber geschafft, oder ist es ein Präsent von Ihrem Herrn Liebsten?

Fr. Damon. Nein, Frau Schwester, weder mein Mann, noch ich, würden so viel für einen Schmuck geben, den man gar wohl entbehren kann. Es ist ein Geschenke, das mir ein guter

Freund von meinem Manne, ein Juwelierer aus Augspurg, gemacht hat. Er reisete vorige Woche hier durch und trat bey uns ab, weil er auf der Reise krank geworden war. Er blieb etliche Tage bey uns, um sich wieder zu erholen. Kurz, er schenkte mir bey seiner Abreise diese Ohrgehenke, nebst einer Zitternadel, für die Mühe, wie er sagte, die er mir durch seine Unpäßlichkeit verursachet hätte. Ich wollte, daß er mir das Vergnügen gelassen hätte, ihm umsonst gedienet zu haben. Es war der rechtschaffenste und liebreichste Mann von der Welt, der durch die Gelassenheit, mit der er die größten Schmerzen ertrug, mich und alle zum Mitleiden bewog.

Fr. Orgon. In Wahrheit, Frau Schwester, Sie sind recht glücklich bei den Mannspersonen. Ich glaube, daß alle Geschenke, die ich in meinem ganzen Leben von dem andern Geschlechte bekommen habe, nicht halb so viel austragen, als Ihre Ohrgehenke. Er gab Ihnen auch noch eine Zitternadel dazu? Ach lassen Sie mich sie doch sehen! Ich habe eine herzliche Freude darüber, daß Sie so reichlich beschenkt worden sind. Ist die Nadel mit Brillanten besetzt?

Fr. Damon. Ja sehr stark. Sie liegt in meinem Putzschranke. Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erzeige, so will ich sie gleich holen, wenn Sie etliche Augenblicke allein bleiben wollen.

Fr. Orgon. Von Herzen gern. Ach da kömmt ja auch mein armer Mann wieder.

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Hr. Orgon. Hier ist das Spielgeld. Ich bin ganz entkräftet, mein lieber Schatz. Die Esel, die Sänftenträger, setzten die Sänfte so stark nieder, daß es mir durch alle Glieder fuhr.

Mein ganzes Blut ist in Unordnung gebracht. Das grobe Volk fragt den Henker darnach, wenn ich auf den Abend nicht essen, oder schlafen kann.

Fr. Orgon. Sind Sie schon unwillig, daß Sie mir einen kleinen Dienst erwiesen haben? Ich muß alles für Sie thun; aber wenn Sie sich meinetwegen nur über die Gasse sollen tragen lassen: so werden Sie schon an Händen und Füßen contract. Was ist denn das für eine Kaltsinnigkeit? Warum geben Sie denn nicht auf mich Achtung? Sehen Sie mirs denn nicht an, daß ich bis zur Ohnmacht krank bin?

Hr. Orgon. Nein, mein liebes Kind. Ich sehe nichts. Du kömmst mir ganz munter vor.

Fr. Orgon. Das wundert mich nicht. Sie möchten sich die Sehe etwa schwächen, wenn Sie mich recht genau ansehen sollten. Ich sage es Ihnen ein für allemal, daß mir recht sehr schlimm ist, und daß ich vor Mattigkeit kaum die Lippen mehr bewegen kann. Wie? Sie wollen mirs nicht glauben? Sie haben kein Mitleiden mit mir?

Hr. Orgon. Werde nicht böse, meine liebe gute Frau. Ich höre es nunmehro wohl, daß dir nicht recht ist. Was fehlet dir denn?

Fr. Orgon. Was mir fehlet? das weis ich nicht, aber das weis ich wohl, daß ich eine arme unglückliche Frau bin, der nichts in der Welt nach Wunsche geht. Ich diene meinem Nächsten. Ich liebe Sie, als meinen Mann, und thue alles, was einer ehrlichen Frau zukömmt. Und wenn ich mich gegen meine Frau Schwägerinn, die eingebildete Närrin, die weder keusch, noch wirthschaftlich ist, ansehe: so bin ich eine unglückliche Frau, und ihr hingegen läuft das Glück auf dem Fuße nach. Bedenken sie nur! Vorige Woche hat sie ein Paar mit Brillanten besetzte Ohrgehenke und eine Zitternadel geschenkt bekommen. Wer weis, von wem? Sie spricht von einem Juwelierer.

Und wenn es auch wahr wäre: so ist die Frage, was sie ihm für einen Liebesdienst dafür erwiesen hat. Umsonst wirft man ein solches Geschenke nicht weg. Die eitle, stolze und verführerische Frau! Warum macht man denn mir keine solchen Präsente, wenn man sie unschuldigen Weibern geben kann? Wenn Sie nur die Zitternadel sehen sollten, Sie würden über die Kostbarkeit erschrecken.

Hr. Orgon. Wo haben Sie sie denn gesehen?

Fr. Orgon. Was ist das wieder für eine einfältige Frage? Gehört es denn zur Sache? Ich mag sie gesehen haben, wo ich will. Und kurz, ich habe sie nicht gesehen; aber es ist so gut, als ob ich sie hundertmal gesehen hätte. Ich sage nichts, was ich nicht muthmaßen kann; und was ich muthmaße, ist gewisser, als das, was andere Leute sehen. Genug, ich bin die unglücklichste Frau von der Welt. Keine Mannsperson giebt sich die geringste Mühe meinetwegen; und daran ist Ihr schläfriges, Ihr verdrießliches und albernes Wesen Schuld. Die Männer schließen von Ihnen auf mich, und halten mich für das, was Sie sind, weil ich gütig genug gewesen bin, Sie zum Manne zu nehmen. Können Sie es läugnen?

Hr. Orgon. Was denn? Ich habe nicht recht darauf gehört. Ich dachte noch an die groben Sänftenträger. Sie wollten, über die vier Groschen, noch ein Biergeld haben; ich hatte aber nicht mehr, als die vier Groschen, die du mir gegeben hattest, und habe sie also an dich gewiesen. Die Narren lachten mich aus. Zum Glück habe ich mich gar nicht darüber geärgert; aber das verdroß mich, daß sie mich so hart niedersetzten. Es war nicht anders, als wenn mir alle Glieder auf einmal gelähmt würden.

Fr. Orgon. Mit Ihrer verwünschten Sänfte! Thun Sie doch, als wenn Ihr Körper eine Spinnewebe wäre, die so leicht erschüttert werden könnte. Die Sänftenträger sind alte verstän-

dige Leute, die Ihnen keinen Schaden thun werden. Sagen Sie nur, warum Sie mich nicht fragen, wie ich mich befinde? Sehen Sie nicht, daß mir immer schlimmer wird? Die verwünschten Ohrgehenke! Ach die heillose Zitternadel! Gab mirs nicht einen Stich ans Herze!

Hr. Orgon. Wenn Du es für nöthig befindest, so schicke nach dem Doctor. Vielleicht ist Deine Unpäßlichkeit eine Frucht unserer ehelichen Liebe.

Fr. Orgon. Schweigen Sie ja mit solchen Reden still. Zehn Jahre habe ich mir schon einen Sohn gewünscht. Aber — ich mag nichts sagen.

Hr. Orgon. Ach liebe Frau, Kinder sind ganz gut, aber auch eine Last mehr. Man kann ohne Kinder viel bequemer leben. Nicht wahr, Du hast mich doch lieb? Wenn nur der Caffee bald käme! Ich werde ganz schläfrig. Ich weis nicht, was es bedeuten muß, ich habe in der Sänfte auf dem Hinwege zweymal; da ich das Spielgeld aus dem Schranke nahm, wieder zweymal; und auf dem Herwege drey bis viermal gegähnet. Die Männer liefen so stark mit der Sänfte; wenn sie mir nur nicht etwan Gewalt gethan haben.

Fr. Orgon. Hören Sie ja von der Sänfte auf! Es wird mir allemal noch schlimmer, wenn ich Sie so einfältig reden höre. Was wollen Sie denn mit der Sänfte? Es ist ja die Rede von meiner Krankheit, und von den Ohrgehenken, und von der Zitternadel.

Hr. Orgon. Mein Engel, kaufe Dir doch ein Paar Ohrgehenke. Der Verwalter brachte vorhin fünf Gülden, weil ich zu Hause war. Er hatte sie, glaube ich, aus Haber oder Heu gelöset. Nimm dieses Geld und kaufe Dir —

Fr. Orgon. Fünf Gülden! Sie sind der einfältigste Mann von der Welt. Funfzig langen nicht zu, wenn meine Ohrgehenke der närrischen Frau Schwägerinn ihren gleichkommen

sollen. Und damit ist mir nicht gedienet. Meine müssen noch besser seyn, als ihre, weil ich klüger und vornehmer bin, als sie ist.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Sie sehen ja ganz verdrießlich. Was fehlet Ihnen?

Fr. Orgon. Ach englische Frau Schwester, machen Sie, daß ich gleich in die frische Luft komme. Es ist mir gar nicht wohl. Ich habe mich bald zu Tode geärgert. Mein Mann hat einen Verdruß mit den Sänftenträgern gehabt. Das grobe ungeschliffene Volk! Sie haben ihn so stark niedergesetzet, und ihm noch die leichtfertigsten Reden angehangen, und er will sie nicht verklagen. Haben Sie die Zitternadel nicht bey sich?

Fr. Damon. So bald wir Caffee getrunken haben, werde ich die Ehre haben, sie Ihnen zu zeigen. Kommen Sie doch, Herr Orgon, wir wollen die Frau Liebste in die Mitte nehmen, daß ihr das Gehen in den Garten nicht so sauer wird.

Hr. Orgon. Ist es weit in den Garten? Ich bin schon sehr müde. Doch er ist ja gleich am Hause.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Nun, wie gefällt Ihnen mein Gärtchen? Verwundern Sie sich nicht, daß ich so viel Geld darein stecke? Meine Frau hat ihre Lust daran. Manchmal geht mir der Auf-

wand wohl im Kopfe herum; aber, wenn sie mir eine Blume bringt, oder ein hübsches Gartengewächs aufträgt, und mich dabey mit ihrer liebreichen Miene ansieht: so vergesse ich, wie viel er mich kostet.

Hr. Orgon. Ich habe nichts an dem Garten auszusetzen. Der Caffee schmeckt recht gut darinnen: aber ich wollte, daß ich nicht hinein gegangen wäre. Ich bin ganz unruhig. Es hat mich eine Mücke auf den Fuß gestochen. Nun juckt mich das Schienbein abscheulich; und wenn ich es reibe, so wird mir das Bücken und das Reiben sauer. Und endlich werde ich auf die Nacht nicht schlafen können.

Hr. Damon. Sie sind auch sehr zärtlich, Herr Schwager. Haben Sie nur Geduld, Sie werden an der Wunde nicht sterben. Doch, daß Sie mich meines Gartens wegen nicht etwan für einen Verschwender halten, so muß ich Ihnen sagen, wie ichs damit mache. Sie wissen, daß ich starke Capitale von meinem Mündel, dem Herrn Simon, in den Händen habe. Diese verleihe ich gegen acht und zehn Procent, und verrechne nach den Landesgesetzen nur fünfe. Diesen Profit nun stecke ich in meinen Garten. Ich kann es mit gutem Gewissen thun; aber meine Frau darf ichs nicht wissen lassen. Diese dächte gleich, ich verlöre um der paar Thaler willen allen Segen. Wenn ich, wie meine Frau, gesinnt wäre: so würden wir, um der lieben Tugend willen, manchmal nichts in der Küche haben. Ich lobe mir die Mittelstraße, und mache mir über Kleinigkeiten kein Gewissen. Welches ist vernünftiger, tugendhaft und reich zu seyn? oder tugendhaft und dabey aus Einfalt arm seyn?

Hr. Orgon. Mich müssen Sie nicht fragen, Herr Schwager. Ich lasse mich in keine Streitfrage ein, und dabey will ich bis an mein Ende bleiben. Mit Einem Worte, ich lasse die Tugend in ihren Würden; und wenn ich zeitlebens einen guten Tisch, bei Tage meine Bequemlichkeit, und bei Nacht meine

Ruhe behalte: so mag meinetwegen Geld in der Welt seyn, oder nicht.

Hr. Damon. Ja, ja, ich höre es wohl, Herr Schwager. Sie hätten sich gut in eine Welt geschickt, wo die Einwohner alle Tage funfzehn Stunden schlafen, und neun Stunden essen und trinken.

Hr. Orgon. Ich sehe eben nichts unvernünftiges in einer solchen Welt. Halten Sie denn etwa die Arbeit höher, als das Vergnügen? Warum arbeiten wir? Um vergnügt und ruhig zu leben. Wenn ich nun das Vergnügen ohne Arbeit und Mühe haben kann: so ist ja nichts vernünftiger.

Hr. Damon. Aber, wenn man nun gar nichts in der Welt gethan hat, wie wird es nach unserm Tode mit dem Nachruhme aussehen?

Hr. Orgon. Herr Schwager, ich kann die lächerlichsten Dinge eine ganze Stunde ohne Lachen anhören; aber wenn man mir mit dem Nachruhme kömmt: so muß ich nothwendig lachen, daß sich die Leute um ein Ding bekümmern, das nichts ist.

Hr. Damon. Herr Schwager, Sie stoßen alle Philosophie über den Haufen. Ist dieses nichts, wenn die Leute nach unserm Tode sagen: Der rechtschaffene Mann! Er ließ sichs blutsauer werden. Er wußte, wie schwer das Geld zu verdienen war. Er bauete das große Haus. Er legte den schönen Garten an. Er hat zehn reiche Vormundschaften mit vieler Sorgfalt verwaltet. Er hat dem Landesherrn jährlich so und so viel an Steuern und Gaben eingebracht. Er trank das ganze Jahr kein Glas Wein, außer an seinem Geburtstage, oder wenn seine Frau in die Wochen kam. Halten Sie diesen Nachruhm für nichts: so müssen Sie, so wenig ich auch von der Philosophie verstehe, doch gar keine haben.

Hr. Orgon. Ich bin etliche Jahre auf Universitäten gewesen, und habe das gelehrte Gewäsche mit angehört; aber wer

mag wissen, was die Leute haben wollen. Meine Philosophie besteht in Ruhe und Bequemlichkeit. Und wem sie nicht gefällt, der arbeite sich zu Tode. Ich weis nicht, es fängt mich ganz an zu hungern. Ich möchte wohl etwas auf den Caffee essen. Ich habe heute zu viel Bewegung gehabt und gar zu viel geredt. Herr Schwager, erzählen Sie mir etwas. Ich will mir einen Stuhl bringen lassen und sehen, ob ich dabey einschlafen kann, damit die Beule von der Mücke sich setzet, es möchte sonst eine Entzündung dazu kommen, wenn ich so lange stünde.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ich weis nicht, die frische Luft will mir auch nicht recht bekommen. Es ist ein rechtes Elend, wenn mir einmal etwas fehlet, so sind mir nach dem die gesündesten Dinge schädlich. Ich will es einige Augenblicke in der Stube versuchen. Sie erlauben mir es doch, Herr Schwager?

Hr. Damon. Von Herzen gern. Wenn ich etwas zu Ihrer Gesundheit beytragen könnte: ich wollte selber in die Apotheke laufen.

Fr. Orgon. Hören Sie es, mein Schatz, wie mitleidig und galant der Herr Schwager ist? Ich glaube, wenn ich in den letzten Zügen läge, Sie machten mir kein solch Compliment.

Hr. Orgon. Ja, Complimente sind mein Werk nicht. Ich meyne es gut; aber viele Worte machen, und laufen und rennen, das leidet mein Körper und meine Gemüthsruhe nicht. Werde ja bald wieder gesund, mein Schatz, sonst werde ich dir zu Liebe krank.

Fr. Orgon. Ja, das glaube ich, daß Sie mit krank werden, nur damit Sie mir keine Handreichung thun dürfen.

Hr. Damon. Ich höre es wohl, Sie scherzen gern mit Ihrem Herrn Liebsten. Er hat ein redliches Herz.

Fr. Orgon. Ja, sein Herz ist ganz redlich. Aber wenn viel solche redliche Herzen unter den Menschen wären: so würde die Welt bald aus großer Redlichkeit zu Grunde gehen. Mit Vorsatz beleidiget er Niemanden; aber mit Vorsatz hat er auch noch keiner Seele gedienet. Sagen Sie mir, könnte ich wohl kränker sein, als ich bin, und könnte er bey meiner Krankheit wohl weniger thun, als er thut?

Hr. Orgon. Ich pflege zu sagen, keine Entschuldigung ist die beste. Ich weis es schon, meine Frau hat mich lieb, und ich habe sie auch lieb. Nimm etwas ein, mein Kind. Vielleicht hat der Herr Schwager Schauerischen Balsam.

Hr. Damon. Den habe ich nicht. Aufrichtig zu reden, so stecke ich nicht gern viel Geld in die Arzney. Die Natur ist der beste Doktor. In meinem Hause curire ich mit einem Mittel alle Patienten, und zwar durch gute Diät. Wenn mir etwas fehlet: so hungere ich. Und so bald sich eines im Hause klaget: so verbiete ich ihm das Essen, bis es mich versichert, daß es sich vollkommen besser befindet.

Fr. Orgon. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie Ihre Hungercur an mir auch probiren wollen.

Hr. Damon. Nichts weniger! Ich will gleich einen Löffel Krebsaugen holen lassen, wenn ich Ihnen damit dienen kann.

Fr. Orgon. So glauben Sie, daß sich meine Krankheit durch sechs Pfennige Krebsaugen heben läßt? Sie müssen keine gar zu hohe Meynung von mir haben.

Hr. Damon. Nicht doch, liebe Frau Schwägerinn, ich habe geraspeltes Hirschhorn; dieses wollen wir darunter thun. Es schlägt vortrefflich nieder.

Hr. Orgon. Mein liebes Kind. Du nimmst ja sonst immer Bibergeil ein. Laß dir doch welches holen. Du hast zu Mittage blähende Sachen gegessen.

Fr. Orgon. Sind Sie nicht ein unvernünftiger und unverschämter Mann? Wenn ich noch nicht krank wäre, so würde ichs über Ihre niederträchtigen Reden. Können Sie mir sonst keine Krankheit andichten, die mir weniger Ehre bringt? Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so verlassen Sie mich, sonst sterbe ich vor Aergerniß. Hören Sie, gehen Sie eine halbe Stunde in den Garten; ich will ohnedieß gern mit dem Herrn Schwager ein paar Worte allein reden.

Hr. Orgon. Warum soll ich aber gehen? Lassen Sie mich immer hier bleiben, ich will nicht zuhören. Und wenn es auch das größte Geheimniß wäre: so will ich darüber einschlafen, wie ich hoffe.

Fr. Orgon. Nein, weil Sie im Guten nicht wollen, so befehle ich Ihnen, in den Garten zu gehen, und zwar aus Sorge für Ihre Gesundheit. Wie? Sie wollen mir noch widersprechen?

Hr. Orgon. Ach nein! Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Wenn es mir auch noch so sauer wird: so kann ich Dirs doch nicht abschlagen. Ach wie spannt michs auf dem Schienbeine! Die verzweifelten Mücken! Wenn es nur nicht ein offener Schade wird.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Fr. Orgon. Wenn Sie gelassen bleiben wollen, so will ich Ihnen etwas erzählen, dazu mich meine Aufrichtigkeit verbindet, wenn mich anders meine Maladie reden läßt. Wollen Sie also nicht böse werden, und meine Bitte Statt finden lassen?

Hr. Damon. Bitten Sie alles in der Welt, nur nicht, daß ich einem guten Freunde mit Gelde dienen soll. Es sind

itzt gar zu schlechte Zeiten. Die Preußische Contribution verwinde ich zeitlebens nicht, und es wäre mir unmöglich, jemanden auch nur mit einem Ducaten zu dienen.

Fr. Orgon. Es hat Sie ja noch Niemand darum angesprochen, Herr Schwager; und ich habe auch endlich so viel, daß ich Niemanden ein gut Wort geben darf. Im Vertrauen also: die Sache mit der Lotterie, wovon ich vorhin mit Ihnen gesprochen habe, ist mehr, als zu gewiß.

Hr. Damon. Ach ich bin des Todes!

Fr. Orgon. Ich meyne es gut. Aber es ist nicht anders. Ihre Frau Liebste hat vier Thaler in die Berliner Lotterie gelegt.

Hr. Damon. Was? Vier Thaler zum Fenster hinauszuwerfen? Eine Frau, die das ganze Jahr keinen Groschen verdient, die nicht einmal ein Tischtuch zu mir ins Haus gebracht hat! Ich unglücklicher Mann! Wo soll der Segen herkommen, wenn man so viel in die Lotterie wirft? Ihrem öffentlich angetrauten Ehemann das Geld heimlich zu entwenden.

Fr. Orgon. Thun Sie mirs zu Liebe und werden Sie nicht böse. Wissen Sie, was Sie thun können? Das Geld ist noch nicht ganz verloren. Suchen Sie nur die Schränke und Kisten der Frau Liebste durch. Wenn Sie das Loos heimlich wegnehmen könnten: so fände sich noch wohl jemand, der es Ihnen abkaufte, weil die Lotterie noch nicht gezogen ist. Ihrer Frau Liebste brauchen Sie nichts davon zu sagen, so ersparen Sie sich den Verdruß. Sie wird am Ende doch errathen, daß Sie hinter die Sache gekommen sind, und sich also schämen, und nicht mehr so leichtsinnig mit dem Gelde umgehen. Ja, wenn ich wüßte, daß sie etwas gewönne: so wollte ich ihr die Freude wohl gönnen, wenn sie auch den Gewinnst zu nichts anders anwenden sollte, als zu neuen Moden, um mich und andere stille Weiber durch ihren Staat zu beschämen.

Hr. Damon. Sie haben mich ganz wieder aufgerichtet. Ja, englische Frau Schwägerinn, ich will es so machen, wie Sie gesagt haben. Ich will meiner Frau ihren Putz- und Wäschschrank durchsuchen. Ich will den Zeddel wegnehmen, und ihn an den ersten den besten heimlich verkaufen, wenn ich auch vier Groschen fallen lassen sollte. Kurz, ich will mich überwinden, und meiner Frau heute und lange Zeit kein Wort davon sagen. Ich will den Tag, da ich zur Welt gebohren bin, nicht mit Zank und Streit zubringen. Wer weis, ob ich ihn wieder erlebe, und wenn es geschieht, ob ich ihn übers Jahr wieder aus Armuth begehen kann, wenn die Verschwendung so fortgeht.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager, gesetzt, es sollte Ihnen über lang oder kurz einkommen, der Frau Liebste diese Sache vorzuhalten; wollen Sie mir auch zuschwören, daß Sie mich nicht verrathen wollen?

Hr. Damon. Ja, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich will Ihren Namen nicht nennen. Seyn Sie ohne Sorgen. Itzt aber erlauben Sie mir, daß ich Sie auf einige Zeit verlassen und den Lotteriezeddel suchen darf. So bald ich ihn finde, so bin ich wieder bei Ihnen, und will Ihnen die Hand tausendmal für Ihre Aufrichtigkeit küssen.

Fr. Orgon. Aber soll ich denn so ganz allein bleiben? Wenn mir nun bey meiner Maladie eine Ohnmacht zustieße, so wäre ich ohne Hilfe.

Hr. Damon. Ich will Ihnen meine Frau herauf schicken.

Fr. Orgon. Ja, da wird die Ohnmacht warten, bis Ihre Frau Liebste kömmt. Warten Sie doch. Der Puls fängt sehr heftig an zu schlagen.

Hr. Damon. Nur Geduld! Ich kann unmöglich länger warten. Ach, wenn ich den Lotteriezeddel nur schon hätte! Die leichtfertige Frau! Vier Thaler so wegzuwerfen!

Fr. Orgon. Gehen Sie nur. Ich höre Ihre Frau auf dem Vorsaale reden. Sie wird sehen wollen, wie ich mich befinde. Hier kömmt sie, die mitleidige liebe Freundinn!

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon. Jungfer Carolinchen.

Fr. Damon. Wir haben die Frau Schwägerinn schon lange gesucht. Haben Sie etwan einen Augenblick geruhet? Wie befinden Sie sich? Hat der Schwindel noch nicht nachgelassen?

Fr. Orgon. Ich kann es selber nicht sagen, wie mir ist. Manchmal wird mir einen Augenblick besser, aber bloß deswegen, damit die Noth desto heftiger angeht. Das geringste Aergerniß kann mich so sehr mitnehmen, als andere Leute ein hitziges Fieber. Ueberlegen Sie nur die ungeschliffenen Reden, welche die groben Sänftenträger meinem Manne angehangen haben; und die ich Ihnen im Garten erzählet habe. Ich kann alles vertragen, man mag mir noch so unhöflich begegnen; aber wenn man meinen lieben frommen Mann angreift: so komme ich so sehr aus meiner Gelassenheit, als ob ich gar keine hätte. Heute Vormittage habe ich fast ein eben solches Aergerniß mit meiner Magd gehabt. Die bösen Leute bringen einen noch unter die Erde.

Carolinchen. Ach Madame! vergessen Sie doch die verdrießlichen Sachen. Sie möchten sich sonst noch größern Schaden thun.

Fr. Damon. Ja wohl, Frau Schwägerinn, beruhigen Sie sich. Können wir Ihnen mit etwas dienen? reden Sie, befehlen Sie.

Fr. Orgon. Nichts, nichts in der Welt! Ach wie warm wird mir um das Herze! wenn ich nur nicht eine Blutstürzung kriege! Liebste Frau Schwägerinn, meine Krankheit thut mir nicht so weh, als die Sorge, daß ich Sie mit meiner Unpäßlichkeit an einem Tage beschwere, da alles fröhlich seyn sollte. Nehmen Sie es nicht übel. Wenn Sie nur wüßten, wie lieb Sie mir wären! Ich wollte das Leben mit Ihnen theilen, wenn ich Ihnen damit dienen könnte. Die Ohrgehenke stehen Ihnen ganz vortrefflich wohl. Aber warum zeigen Sie mir die Zitternadel nicht?

Fr. Damon. Hier ist sie. Ich habe Bedenken getragen, sie Ihnen zu zeigen, weil ich befürchtete, es würde Ihnen bey Ihrer Unpäßlichkeit nicht damit gedienet seyn.

Fr. Orgon. (Sie sieht die Nadel an.) Ach, das ist ja was englisches! Eines solchen Putzes darf sich eine Gräfinn nicht schämen. Der rechtschaffene Herr muß sehr großmüthig gewesen seyn. Und wenn er mich damit beschenkt hätte, es könnte mir nicht so angenehm seyn, als daß er es Ihnen gegeben hat. Wenn ich nur alle meine Freunde glücklich sehen sollte! Das ist mein täglicher Wunsch. Aber wenn die Steine nur auch ächt sind. Es könnten doch wohl Böhmische Diamanten — Nein, das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Es sind gute Brillanten. Sie können sich darauf verlassen. Ich bin ganz beschämt, daß Sie mir Ihre Liebe auf eine so zärtliche Art sehen lassen.

Fr. Orgon. Hatten Sie denn viel Mühe mit dem rechtschaffenen Mann? Lag er lange krank?

Fr. Damon. Drey Tage. Er hat mir wenig Mühe gemacht. Ich versorgte ihn mit Essen und Trinken. Und in derselben Nacht, da er so gefährlich krank war, ersuchte er mich, ihm aus einem geistlichen Buche etwas vorzulesen. Ich ergriff Saurins Reden, und las ihm eine vor. Für diesen Dienst, sagte

er den andern Tag, bin ich Ihnen weit mehr verbunden, als für alle Wartung. Ich habe nicht gewußt, daß so ein schönes Buch in der Welt ist. Und da er mir bey dem Abschiede das Präsent machte, so sagte er, dieses ist für Saurins Rede.

Fr. Orgon. Das muß ich bekennen! der rechtschaffene Mann!

Fr. Damon. Ich schenkte ihm das Buch, da er in den Wagen steigen wollte. Ich nehme es an, sagte er. Wenn ich sterbe, so will ich Ihnen oder Ihrer Jungfer Muhme (denn Carolinchen stund gleich bey mir) das Buch wieder vermachen, und noch etwas zu mehr Büchern.

Fr. Orgon. Ist es möglich? Ach wie beklemmt mirs das Herz! So wird er Sie wohl gar noch in seinem Testamente bedenken? Wenn er nur nicht etwa auf der Reise stirbt! Ich wäre des Todes über diesen Zufall. Aber, Mamsell, wie haben Sie sich denn so beliebt bey ihm gemacht?

Carolinchen. Ich, Madame? Ich besuchte meine Frau Muhme etlichemal in seiner Anwesenheit. In der Stube neben derjenigen, wo er lag, stund ein Clavier, darauf habe ich einige Choräle und Lieder gespielt, weil er es verlangte. Keine andere Gefälligkeit habe ich ihm nicht erzeigt. Und der gute Mann hat mich doch genöthiget, diesen Ring anzunehmen.

Fr. Orgon. Wie? er hat Sie auch beschenkt? Sie müssen in einem glücklichen Zeichen geboren sein. Das ist ja ein auserlesener Ring. Ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen, mein schönes Kind. Doch ich bedaure Sie zugleich. Ein solcher kostbarer Ring erfordert auch kostbare Kleider. Wenn nun auch ein großmüthiger Herr ungefehr krank würde, und Ihnen etliche Stücke gute Stoffe zu Adriennen schenkte. Vielleicht kömmt dieser Putz im Testamente nach. Sehen Sie doch, wie der große Diamant spielet! Er blendet mich, daß mir die Augen überlaufen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Wertheste Frau Schwägerinn, ich möchte Ihnen gern etwas in meinem Garten zeigen. Wollen Sie sich nicht heraus bemühen? Meine Frau und Jungfer Carolinchen sollen hier auf Sie warten.

Fr. Orgon. Wie Sie befehlen. Nur daß ich mich nicht zu lange in der Luft aufhalten darf.

Sechster Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Nun wundert michs nicht, daß Sokrates, wie ich im Zuschauer gelesen habe, durch seine Frau hat können zum Philosophen werden. Eine solche Xantippe, wie die Frau Orgon, muß einem Mann mehr Dienste thun, als die ganze Moral. Ich habe sie das erstemal, da ich sie vor einem Vierteljahre gesehen, nicht so gefunden. Sie ziert sich ja, wie ein Kind von acht Jahren. Hat sie nicht im Garten, gegen den Herrn Simon, ganz unerträgliche, und gegen ihren Mann ganz unerlaubte Dinge gesagt!

Fr. Damon. O mein gutes Kind, Sie kennen die Frau Orgon noch nicht. Wenn man das erstemal bey ihr ist, so sollte man schwören, es wäre keine bessere und artigere Frau auf der Welt. Wenn man neu bey ihr ist, so thut sie sich alle Gewalt an, um bewundert zu werden. Und diese Begierde besiegt auf kurze Zeit ihren Geiz, ihren Neid, ihren Stolz, ihre Grobheit gegen ihren Mann, und ihre Liebe zur Verläumdung. Aber diese Freude dauert nicht lange. Die Natur kömmt wider ihren

Willen hervor, und wird eine Verrätherinn an ihr. Kurz, wenn man sie das andremal besucht, so sieht man ihre schlimme Seite schon halb, denn es wird ihr zu sauer, sich zu verbergen. Kömmt man das dritte und vierte mal, so sieht man anstatt der lieben Frau, die man bewundert und hochgehalten hat, nichts als das Gegentheil.

Carolinchen. Das ist ein vortrefflicher Charakter! Hat sie nicht auch etwa die Tugend, daß sie ihrem Manne untreu ist?

Fr. Damon. Nein, das glaube ich nicht. Sie hat Eitelkeit genug, und sucht bey aller Gelegenheit von den Mannspersonen bewundert zu werden. Doch so lächerlich sie über dieser Bemühung wird; so schweift sie doch nie auf eine strafbare Art aus.

Carolinchen. Aber glauben Sie denn, daß sie wirklich krank ist?

Fr. Damon. Nichts weniger! Ich wollte wetten, daß ihr kein Finger weh thut. Aber sie stellt sich krank, um sich wegen des Verdrusses zu rächen, den ihr mein Präsent gemacht hat. Auf diese Art kann sie mir die Last auflegen, daß ich allerhand Umstände mit ihr machen, und mich wegen Ihrer Maladie besorgt stellen muß.

Carolinchen. Aber, Frau Muhme, wo nehmen Sie die Geduld her, mit so einer Frau umzugehen? Ich würde es ihr nicht mit deutlichen Worten sagen, daß sie eine Närrinn wäre, wenn ich viel mit ihr umgehen sollte; aber ich wollte sie mit so vieler Gleichgültigkeit peinigen, und mit so vielen Stichelreden bestrafen, daß sie meinen Umgang nie suchen sollte.

Fr. Damon. Dieser Anschlag kömmt recht aus dem Innersten Ihres Herzens. Und wenn man nicht genöthiget wäre, mit allerhand Leuten umzugehen, und besonders mit Blutsfreunden: so würde ich Ihrem Rathe vielleicht folgen. Allein wissen Sie nicht, daß es eine größre Kunst ist, eine Närrinn mit Ge-

duld zu ertragen, als sich von ihr los zu machen, und öffentliche Spaltungen in der Freundschaft zu verursachen? Geben Sie nur Achtung, wie gelassen ich mich heute bey alle den Schwachheiten meiner Frau Schwägerinn aufzuführen suchen werde. Das erfordert die Menschenliebe.

Carolinchen. Ich bewundre Sie, liebe Frau Muhme. Möchte ich doch, da ich so viel von Ihnen gelernt habe, auch Ihre Geduld lernen können! Da sich die Frau Orgon so gütig gegen ihre Freunde aufführet; wie muß sie vollends mit ihrem Gesinde umgehen?

Fr. Damon. Bey der Frau Orgon ist eine Bediente nicht allein eine Maschine, die von früh bis in die Nacht, ohne zu ruhen, sich bewegen muß. Nein, sie hat noch mehr zu ertragen. Sie ist das Werkzeug, an dem sie alle den Gift ausläßt, den ihr Stolz, ihr Geiz, ihr Neid und ihre übrigen fruchtbaren Neigungen den Tag über hervorbringen. Ihr Herz mag von dieser oder jener Seite durch andere Leute oder durch sich selbst aufgebracht werden: so hat es ihre Magd zu genießen. Wenn Sie nur eine einzige solche Standrede mit anhören sollten, als sie ihrer Magd alle Tage hält: Sie würden über die wütende und von Schimpfwörtern und neu erfundenen Schmähungen recht strotzende Beredsamkeit erschrecken.

Carolinchen. So muß wohl eine Magd etwas großes gethan haben, die bestimmt ist, in ihren Diensten zu leben. Eine Stelle im Zuchthause muß dagegen eine rechte Glückseligkeit seyn.

Fr. Damon. So tyrannisch sie mit dem Gesinde umgeht: so sind doch ihre Mägde zu gewissen Stunden ihre Vertrauten, denen sie ihr ganzes Herz ausschüttet, und das Uebelste von ihrem Manne und ihren Freunden entdecket.

Carolinchen. Ihre Magd zu werden, ist die größte Strafe; aber ihr Mann zu seyn, das muß ein Unglück seyn, bey dem einem der Selbstmord leicht einfallen kann.

Fr. Damon. Seyn Sie ruhig! Ihr Mann ist der Unempfindlichste und Gleichgültige im höchsten Grade, und fühlet sein Elend, bey einer solchen Frau zu leben, eben so wenig, als er das Vergnügen der Ehe schmecken würde, wenn er eine vernünftige und zärtliche Frau hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Mein Schatz, ich habe die Frau Schwägerinn wieder in den Garten geführt. Gehe doch zu ihr, und unterhalte sie ein wenig. Sie sagte, sie könnte nicht ruhig seyn, wenn sie Dich nicht sähe.

Fr. Damon. Ich will ihr das Vergnügen gleich machen. Kommen Sie, Carolinchen.

Hr. Damon. Gehe immer voraus, mein Kind. Ich will mit der Jungfer Muhme schon nachkommen.

Achter Auftritt.

Herr Damon. Carolinchen.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ich will Ihnen einen Vorschlag thun, der Ihnen aus mehr als Einer Ursache lieb seyn muß. Ich bin Ihnen meiner Frau wegen stets gewogen gewesen, und also —

Carolinchen. Auf diese Versicherung kann ich eben nicht stolz werden. Wenn Sie mir bloß der Frau Muhme wegen gewogen sind: so scheint es, daß ich eben nicht viel eigenthümliche Verdienste haben muß.

Hr. Damon. Wer wird denn nun alle Worte auf die Goldwage legen? Was kann Sie denn das verschlagen, ob ich

Ihnen aus dieser oder jener Ursache gewogen bin? Genung, wenn ichs bin, und mir alle Mühe gebe, für Sie zu sorgen.

Carolinchen. Recht gut, Herr Vetter. Ich will mit der Ehre Ihrer Gewogenheit zufrieden seyn, gesetzt, daß ich sie auch nur dem Zufalle zu danken hätte, daß meine Frau Muhme Ihre Frau ist. Was haben Sie mir denn für einen Antrag zu machen?

Hr. Damon. Es geht Ihr Glück an, und dieß will ich machen.

Carolinchen. Das ist sehr großmüthig, Herr Vetter. Aber ohne Maaßgebung, wissen Sie denn schon, ob ich das für mein Glück halte, was Sie dafür ansehen? Ich fürchte, daß wir verschiedene Meynungen haben werden.

Hr. Damon. Nun! man sollte denken, ich, als ein funfzigjähriger Mann, sollte wohl wissen, was ein Glück wäre. Und wenn Sie anderer Meynung sind: so müssen Sie wissen, daß Sie jung sind und keine Erfahrung haben.

Carolinchen. Es ist wahr, ich bin jung. Aber vielleicht habe ich alte Bücher gelesen. Wie heißt denn mein Glück, Herr Vetter?

Hr. Damon. Es heißt Herr Simon.

Carolinchen. So hat es ja gar einen Mannsnamen? Wollen Sie sich nicht weiter erklären?

Hr. Damon. Ich dächte, ein Frauenzimmer, das sich rühmet, alte Bücher gelesen zu haben, könnte schon verstehen, was ich meyne.

Carolinchen. Ja! Aber Sie möchten es übel nehmen, wenn ich, als ein junges Mädchen, so witzig wäre und gleich erriethe, was ein Mann, der viel zu denken pflegt, mit einem einzigen Worte hätte sagen wollen.

Hr. Damon. Diese Bescheidenheit gefällt mir. Man kann alten Leuten nie zu viel Hochachtung erweisen. Sie sagen oft mit einem Worte mehr, als die Jugend in einem Jahre nicht

fassen kann. Ich pflege allen jungen Leuten eine Regel von zwey Worten zu geben: Bete und arbeite! Und so kurz sie ist: so haben sie doch zeitlebens daran zu lernen. Seyn Sie ja nicht vorwitzig, Jungfer Muhme, wenn Sie mit erfahrnen und begüterten Leuten zu thun haben. Ein Mann wird recht gut mit Ihnen fahren, wenn Sie diesen Fehler ablegen und nicht klüger thun wollen, als es sich für Ihre Jahre schickt.

Carolinchen. Also muß ich thun, als ob ich gar nichts wüßte, und als ob mein Verstand nichts als ein leeres Behältniß wäre, darein Sie und andere wackere Leute ihre verjährten Meynungen hinein tragen könnten? Kurz, ich muß so lehrbegierig seyn, wie ein Kind.

Hr. Damon. Recht so, Jungfer Muhme. Die Natur hat Ihnen schöne Gaben gegeben, wenn Sie so bleiben. Und was Ihnen ja noch fehlt, das wird ein Mann schon zu verbessern wissen. Durch den Mann wird ein Frauenzimmer erst klug.

Carolinchen. Ich danke Ihnen gehorsamst für diese Schmeicheley.

Hr. Damon. So gefallen Sie mir. Da ich Ihre Bereitwilligkeit mir zu folgen kenne, so kann ich Ihnen nunmehr ohne Bedenken die ganze Sache offenbaren. Herr Simon, mein Mündel, den Sie schon kennen, ein junger, artiger und gelehrter Mensch, der funfzigtausend Thaler im Vermögen hat, und nur kürzlich von Reisen gekommen ist, braucht eine Frau, und Sie brauchen einen Mann. Also wäre mein Rath, daß Sie ihn nähmen. Ich wüßte keine bessere Gelegenheit in der ganzen Welt für Sie. Kurz, geben Sie mir Ihr Wort, Sie sollen ihn haben.

Carolinchen. Darf ich mir nicht einige Bedenkzeit ausbitten, oder muß ich gleich Ja sagen?

Hr. Damon. Wozu brauchen Sie denn Bedenkzeit? Darf sich ein Mädchen, die keine Aeltern, kein Vermögen und nichts, als ein roth und weißes Gesichte, zu ihrer Aussteuer hat, wohl

noch Bedenkzeit ausbitten, wenn sie einen jungen reichen Mann nehmen soll? Ist dieß der Gehorsam, den Sie meinen Jahren und meiner guten Absicht schuldig sind?

Carolinchen. Halten Sie denn eine Heirath, ein so genaues Band, das zeitlebens dauern soll, für eine Kleinigkeit, bey der man sich gar nicht bedenken darf?

Hr. Damon. Nein, ich halte es für etwas sehr wichtiges, und eben deswegen sollen Sie gleich Ja sagen.

Carolinchen. Will mich denn Herr Simon zur Frau haben?

Hr. Damon. Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie gefallen ihm, und mir zu gefallen wird er alles thun.

Carolinchen. Wenn mich also Herr Simon nimmt, so nimmt er mich, um Ihnen einen Gefallen zu thun, und mir eine unverdiente Wohlthat zu erzeigen. Ich habe Sie gefragt, ob mich Ihr Herr Mündel heirathen will. Seyn Sie nunmehr so gütig, und fragen Sie mich, ob ich ihn auch haben will.

Hr. Damon. Also wollen Sie ihn haben?

Carolinchen. Nein, so lange ich meinen Verstand behalten werde, so schwöre ich Ihnen zu, daß ich nicht in die Versuchung gerathe, ihn zu lieben, und wenn er noch sechsmal nach Paris reisete.

Hr. Damon. Sind Sie nicht bey sich selbst? Warum steht er Ihnen denn nicht an? Denken Sie denn, daß ein Marquis aus Frankreich nach Deutschland kommen wird, um sich in Sie zu verlieben? Warum wollen Sie ihn denn nicht haben?

Carolinchen. Aus eben den Ursachen, weswegen Sie glauben, daß er sich vortrefflich für mich schickte, aus eben den Ursachen, sage ich, begehre ich ihn nicht. Erstlich verlange ich ihn nicht, weil er so reich ist.

Hr. Damon. Ich bitte, verrathen Sie Ihren Unverstand nicht so sehr. Wenn er nicht reich wäre: so möchte er hingehen, wo er wollte. Aber weil er reich ist, und Sie arm sind: so ist

es ein Mann für Sie. Was wollen Sie denn mit einem Armen anfangen? Sich aus Liebe bey ihm zu Tode hungern? Ist ein Mann mit funfzig tausend Thalern kein Glück?

Carolinchen. Das Glück, das ich bey Ihrem reichen Herrn Mündel haben werde, besteht ungefähr darinne: Er wird mich heirathen, und unter der Gestalt seiner Frau werde ich anders nichts, als seine Speisewirthinn und Haushälterinn, kurz, eine Sklavinn seyn, die ihre Freyheit, ihre Neigung, und alles dem Stolze und den Schwachheiten eines reichen und ungeschickten Mannes aufopfern muß, und zwar aus dem Grunde, weil sie den Fehler hat, daß sie arm ist.

Hr. Damon. O über Ihren Stolz! Sagen Sie mir nur, ob Ihnen mein Mündel nicht gut genug ist? Sie sind ja keine Prinzessinn. Ich weis ja wohl, daß Ihr Großvater ein guter ehrlicher Pachter war, und Ihr Herr Vater hatte die Weisheit auch nicht vom Himmel geholet. Wenigstens hatte er bey seiner großen Gelehrsamkeit nicht so viel verlassen, daß er unter die Erde gebracht werden konnte. Ich will es Ihnen in meinem Buche zeigen, wie viel ich zu seinem Leichenbegängnisse vorgeschossen habe. Soll ich Sie etwa auch auf meine Kosten begraben lassen, wenn Sie sterben?

Carolinchen. Herr Vetter, Sie thun mir recht viel Ehre an, daß Sie mir meine Aeltern, oder vielmehr ihre Armuth vorwerfen. Ich bin auf nichts so stolz, als daß ich einen rechtschaffenen und gelehrten Vater gehabt habe, der mir eine vernünftige Erziehung geschafft, ob er mir gleich nichts hinterlassen. Sein guter Name, den er bey Vernünftigen hat, ist in meinen Augen ein Ansehen, das ich um Ahnen und Rittergüter nicht hingeben wollte. Und wenn Sie die ausgelegten Leichenkosten gar zu sehr beunruhigen: so will ich Ihnen den Ring, den ich letztens geschenkt bekommen habe, so lange zum Pfande geben, bis ich das Geld bezahlen kann.

Hr. Damon. Ich habe Ihnen nichts vorgeworfen, so ein Mann bin ich nicht. Ich habe nur gesagt, was wahr ist. Sie mögen sich nun so kostbar machen, als Sie wollen: so dächte ich nach meinen einfältigen Gedanken doch, daß Herr Simon Ihrer alle Stunden werth wäre, wenn Sie auch zehn tausend Thaler hätten, da Sie doch nicht so viel Groschen haben. Verstehen Sie mich?

Carolinchen. Ich verstehe Sie ganz wohl. Sie reden mit der deutlichen und bündigen Beredsamkeit eines reichen Mannes an seine arme Clientinn. Ich will Ihnen meine Meynung kurz sagen: Wenn Herrn Simons Verstand so gut wäre, als seine Person ist, und er ein gutes Gemüthe hätte: so würde er ein ganz liebenswürdiger Mann seyn. Allein, seine reichen Kleider blenden mich nicht, daß ich nicht seine freche, oder, wie er es nennt, galante Lebensart einsehen könnte. Und wenn er einen Anspruch auf alle Goldbergwerke hätte: so werde ich ihn nicht lieben. Die Ehe ist das wichtigste Geschäffte in der Welt, von dem mehr Vergnügen und Quaal abhängt, als daß man das erste der Mode und dem Reichthume aufopfern sollte, um sich das andere recht förmlich dadurch zu erkaufen. Was quälen Sie mich mit einer Heirath? Lassen Sie mir meine Freyheit, oder lassen Sie mir wenigstens Zeit, bis mich ein Mann wählet, der vernünftig und zärtlich ist, und bey dem ich das werden kann, was er ist. Alsdann werden Sie sehen, ob ich Ihnen ungehorsam, oder ob ich zu stolz zur Ehe, oder zu albern zur Liebe bin.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, soll ich Ihnen sagen, wie mirs ums Herze ist, ohne Umstände zu machen?

Carolinchen. Wie können Sie mich erst fragen? Es ist Ihnen nichts anständiger, als diese Freyheit, zu der Sie Ihr Alter, Ihr Vermögen, und Ihr ganzer Charakter bevollmächtigen.

Hr. Damon. Kurz, Ihr vieles Bücherlesen, Ihr Bischen Französisch, Ihr Clavierspielen macht Sie närrisch, und Ihr

Spiegel und Ihre Armuth machen Sie stolz und sorglos. Da haben Sie in wenig Worten Ihr ganzes Bildniß.

Carolinchen. Das ist ja ein vortreffliches Verzeichniß meiner Eigenschaften und ihrer Quellen. Sie werden ja recht sinnreich, wenn Sie mich beschimpfen wollen. Merken Sie sich doch diesen Charakter. Sie können ihn weiter ausführen und an den Bruyere drucken lassen, und sich noch etliche Groschen Geld damit verdienen. Gut; weil Sie mich mit aller Gewalt närrisch machen wollen, so will ich Ihnen sagen, daß ichs bin. Aber Sie werden es meiner Narrheit zu gute halten, wenn ich sage, daß ich Sie auch nicht für den klügsten Mann halte.

Hr. Damon. Sie mögen von mir halten, was Sie wollen. Mir ist es sehr gleichgültig. Ein Mann, der beynahe zwanzig Jahre in einem öffentlichen Amte steht, von dem kann man mit Rechte vermuthen, daß er im Schlafe klüger ist, als ein achtzehn- oder zwanzigjähriges Mädchen im Wachen.

Carolinchen. Das Amt macht wohl satt; aber nicht allemal klug. Doch, Herr Vetter, Sie haben mir Ihr Herz eröffnet, und ich Ihnen das meinige. Ich glaube also, daß Sie mir nichts mehr werden zu sagen haben; denn ich wüßte fast keine Galanterie, die Sie vergessen haben sollten an mir zu verschwenden. Ich will in den Garten zur andern Gesellschaft gehen, wenn Sie es erlauben wollen.

Hr. Damon. Ha! Ha! Ich verstehe diese Sprache. Je spröder sich ein Mädchen stellt, desto verliebter ist sie. Vielleicht würde Sie die Gesellschaft nicht so an sich ziehen, wenn Herr Simon nicht dabey wäre. Ich habe es lange an Ihren Mienen gemerkt, was in Ihrem Herzen vorgeht. Verstellen Sie sich nicht, loses Kind. Ich wollte Ihnen alles aufs Blatt schreiben, was Sie fühlen.

Carolinchen. Das würde ein sehr lächerliches Journal von meinem Herzen werden. Herr Simon würde gewiß darinnen das seyn, was das Geld bey Ihnen ist.

Herr Vetter, ich will Ihnen zeigen, daß ich die Billigkeit Ihrer Gründe einsehe. Ich will von funfzig Thalern bis auf dreyßig nachlassen. Wenn Sie mir diese gleich zu einem Hochzeitsgeschenke baar auszahlen wollen: so sollen Sie noch heute das Vergnügen haben, mich Jungfer Braut zu heißen.

Hr. Damon. Hören Sie nur. Kurz und gut. Wenn Sie Herr Simonen nehmen wollen: so soll das ausgelegte Geld für Ihres seligen Herrn Vaters Leichenbegängniß, welches acht Thaler acht Groschen beträgt, Ihnen geschenkt und hiemit getilget seyn.

Carolinchen. Frau Muhme, ist das nicht großmüthig? Kommen Sie, Herr Vetter. Ich will Sie in den Garten führen. Wir wollen heute schon noch eins werden. Wenn Ihnen der Wein bey der Mahlzeit in den Kopf kömmt, so geben Sie mir lange eine Verschreibung von hundert Thalern zum Brautschatze.

Hr. Damon. Wie? Hundert Thaler? Was sagen Sie? Ich hätte mich zu hundert Thalern verstanden? Mein Kind! sage es auf Dein Gewissen, habe ich mit einer Sylbe daran gedacht? Was? Nehmen Sie, wen Sie wollen, Jungfer Muhme. Ich will mich in Ihre Heirath nicht mengen. Sie sind ein gefährliches Mädchen, das merke ich.

Fr. Damon. Carolinchen weis es doch, daß Sie es gut meynen. Sie will sich vielleicht ein Bischen rächen, daß Sie sie mit einer Heirath geplagt haben. Kommt ja, sonst stirbt die Frau Schwägerinn.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Hier sehen Sie das Loos. Es kostet vier Thaler. Wenn Sie diese daran wagen, und Ihr Glück versuchen wollen: so steht es zu Ihren Diensten. Ich thäte es, wenn ich wie Sie wäre.

Hr. Simon. Wenn es vierzig Thaler kostete, so wollte ichs weit lieber annehmen, als da es nur vier Thaler beträgt. Meinen Namen bey vier Thalern? Es ist wider meine Ehre. Alle Leute wissen, daß ich eine Tonne Goldes im Vermögen habe.

Hr. Damon. So wissen alle Leute etwas sehr falsches. Ich dächte, Ihr Vormund sollte am besten wissen, wie hoch sich Ihr Vermögen beliefe. Funfzigtausend Thaler haben Sie, und keinen Groschen mehr. Es wird sich zeigen, wenn ich in vier Wochen die Vormundschaft aufgebe, und Ihnen die Rechnung vorlege. Könnten Sie mir doch anstatt funfzigtausend Thaler hunderttausend abfordern. Was? Ich wäre kein ehrlicher Mann? Ich sollte Sie um eine halbe Tonne Goldes betrogen haben?

Hr. Simon. Wer hat denn das gesagt? Es mag seyn, daß ich nur funfzigtausend Thaler im Vermögen habe; dem ungeachtet werde ich stets von hunderttausend Thalern sprechen. Leute von Stande müssen allemal mehr haben, als sie haben. Wenn ich an den Hof gehe, und eine reiche Heirath thue, so kann ichs wohl auf eine Million bringen.

Hr. Damon. Sie haben eine leichte Art zu rechnen, und nach dieser können Sie sehr reich werden. Doch wieder auf den Lotteriezeddel zu kommen. Sie dürfen ja Ihren Namen nicht

entdecken. Es geht nach der Nummer und nach der Devise. Wollen Sie das Loos nicht haben? Wer weis, wie viel Sie damit gewinnen!

Hr. Simon. Geben Sie es nur her, und bringen Sie das Geld dafür in meine Rechnung. (Er sieht es an.) Aber was ist denn das für eine hypochondrische Devise? Pour la vertu! Von wem haben Sie Französisch gelernt, Herr Vormund? Sie sind gewiß auf das Wort vertu gefallen, weil Sie kein anders gewußt haben. Hätten Sie denn nicht etwas galantes wählen können? Die Devise kann ich nicht leiden. Ich streiche sie aus, und setze dafür pour la petite Jeannette, oder so etwas.

Hr. Damon. Nein, Herr Simon, die Devise muß bleiben, oder das ganze Loos geht verloren. Steht denn etwas gefährliches in den französischen Worten? Es hat sie mir ein guter Freund darauf gesetzt.

Hr. Simon. Es mag gewesen seyn, wer es will, so muß er wenig Lebensart gehabt haben. Ich will Ihnen die Devise verdeutschen. Sie heißt: Für die Tugend! Können Sie etwas trockeners und frostigers träumen, als dieses Sprüchelchen ist? Wenn haben Sie bey einem Hofmanne eine solche Devise gesehen?

Hr. Damon. Ich bin ja kein Hofmann. Und hören Sie nur, Herr Simon, die Tugend lasse ich mir nicht nehmen. Mein Vater und unsere ganze Familie hat stets den Ruhm der Tugend gehabt. Die Tugend ist ganz gut. Wo Tugend ist, kömmt Segen ins Haus. Ich dürfte fast das Loos nicht verkaufen, weil die Tugend darauf steht. Wer weis, wie viel sie gewinnt?

Hr. Simon. Und ich dürfte fast das Loos nicht nehmen, weil die Tugend darauf steht. Wer weis, wer es sieht, und mich für einen Milzsüchtigen hält? Hier haben Sie es wieder.

Hr. Damon. Nein! Nein! Ich nehme es nicht wieder an. Was gehandelt ist, ist gehandelt. Ich wünsche Ihnen viel Glück dazu.

Hr. Simon. Gut, gut. Ich will das tugendhafte Loos behalten. Mich soll es nicht anstecken. Es giebt ja Pöbel genung, dem ich eine Freude damit mache, wenn ichs ihm schenke.

Hr. Damon. Verschenken müssen Sie es nicht. Lassen Sie nur mit sich reden. Das Loos kostet freylich nicht mehr, als vier Thaler. Allein das Postgeld und die übrigen Unkosten betragen noch acht Groschen. Mit diesen acht Groschen wollen wir es also machen. Ich will sie nicht in Rechnung bringen, sondern zu der Masse der vier Thaler schlagen. Von vier Thaler acht Groschen ist acht Groschen der dreyzehnte Theil. Wenn also das Loos gewinnt: so kriege ich den dreyzehnten Theil des Gewinnstes. Verstehen Sie mich?

Hr. Simon. Ich verstehe Sie; aber ich werde den Vorschlag nicht eingehen. Es läßt nicht für meinen Stand.

Hr. Damon. Aber für mich läßt es ganz wirthschaftlich und vernünftig. Wissen Sie was, das Loos ist Ihre. Aber sagen Sie meiner Frau nichts davon. Sie kann die Lotterien gar nicht leiden, und würde mir den größten Vorwurf machen, wenn sie erführe, daß ich das Geld darein wagte.

Hr. Simon. Machen Sie sich keinen Kummer deswegen. Ich und Ihre Frau Liebste sind nicht so gar vertraut. Sie mag so schön aussehen, als sie will: so ist sie doch in meinen Augen eine Marionette, deren Augen und Hände von nichts, als den gemeinen Meynungen des Pöbels bewegt werden. Ma foi! Wenn Ihre Frau in eine Gesellschaft nach Paris käme, man würde denken, sie wäre eine Bürgerinn aus dem Monde.

Hr. Damon. Ich habe es ja nicht zu wissen verlangt, ob Ihnen meine Frau gefällt oder nicht. Wenn sie mir gut genug ist, so werde ich deswegen nicht krank werden, daß sie Ihnen mißfällt. Vielleicht ist mirs gar lieb. Doch das gehört nicht zur Sache. Ich kriege doch den dreyzehnten Theil, wenn Ihr Loos

glücklich seyn sollte, und zwar wegen meiner zur Masse gegebenen acht Groschen.

Hr. Simon. Das wird sich schon geben; aber wo bleibt die Madam Orgon? Sie hat mir versprochen, die verdrießliche Gesellschaft in dem Garten zu verlassen, und sich mit mir hier allein zu unterhalten. Das ist doch eine Frau, mit der ein Chapeau ein Wort reden kann. Sie ist auch noch nicht galant genug; aber sie hat doch Attachement für eine Mannsperson. Ich muß sie suchen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Hr. Simon. Ha, liebste Madam, kommen Sie endlich? Haben Sie mich lange genug entbehrt? Ja, ja. Wir schicken uns besser zusammen, als wenn wir einander angetraut wären. Wenn ich Sie nicht in dem Garten gehabt hätte, ich wäre eingeschlafen. Es geht hier zu, wie in einer Leichenpredigt. Die Leute mögen gar nicht wissen, daß sie gebohren sind, um lustig zu seyn. Aber, wie befinden Sie sich, Madam? Ist Ihr Zufall vorüber.

Fr. Orgon. Wie glücklich wäre ich, wenn ich so bald wieder gesund werden könnte, wie andere Leute! Ach! bey mir hält es immer lange an. (Zu Herrn Damon.) Wissen Sie wohl, Herr Schwager, daß Ihre Frau Liebste und mein Mann nach Ihnen gefragt haben? Es hat auch ein gewisser Herr hergeschickt und sich erkundigen lassen, ob Sie ein Capital von etlichen tausend Thalern gegen Wechselbriefe vorschießen wollten.

Hr. Damon. Ist es möglich? Ich muß doch hören, wer es ist.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Es ist recht schön, daß der närrische Mann fort ist. Er dünkt sich recht klug zu seyn, und darum hat er weniger Hoffnung klug zu werden, als alle Narren. Lassen Sie uns lustig seyn, liebste Madam. Bey mir soll Ihnen die Zeit nicht lang werden. (Er küßt ihr die Hand.) Sie haben eine recht weiße Hand, fast weißer, als meine. Ja, ja. Sie sind eine recht drollichte Frau.

Fr. Orgon. Wenn Sie erlauben, so werde ich mich niedersetzen. Das Stehen wird mir gar zu sauer.

Hr. Simon. (Er langt einen Stuhl her.) Sehen Sie, Madam, so bedient man das Frauenzimmer in Paris. Den Stuhl kann ein jeder Deutscher hersetzen; aber mit einer bonne grace, das ist die Seele von der Höflichkeit.

Fr. Orgon. Sie sind der galanteste Herr, den ich noch gesehen habe. Ach wie matt bin ich nicht!

Hr. Simon. O Madam! Eine kleine Erfrischung! (Er küßt sie.) Sie sind eine recht englische Frau. Ich möchte oft die Ehre Ihrer Gesellschaft genießen.

Fr. Orgon. Mein lieber Herr Simon, Sie sind (sie schlägt ihn mit dem Fächer) sehr leichtfertig. Ich werde Ihnen bald einen Verweis geben. Wenn es jemand sähe, so würde er gewiß auf eine starke Vertraulichkeit schließen.

Hr. Simon. Madam, reden Sie nicht so, wie eine Deutsche. Ich habe ungefähr vor drey Monaten eben diese Galanterie gegen eine Marquisinn in Paris gebraucht. Ah, mon cher Baron, sagte sie, que vous êtes conquerant! Ihr seyd der Ueberwinder selbst! Sie verstehen doch Französisch, Madam?

Fr. Orgon. Französisch? Ach ja, aber es wäre kein Wunder, wenn ich diese Sprache bei meinem albernen Manne vergessen hätte.

Hr. Simon. So lassen Sie uns doch mit einander parliren, Madam. Pourquoi differer?

Fr. Orgon. Nein, sprechen kann ich die französische Sprache nicht mehr; aber ich höre sie sehr gern reden. Sie hat so etwas einschmeichelndes.

Hr. Simon. Ah! que dites vous! Sie können kein Französisch sprechen, und Ihre fromme Frau Schwägerinn kann es? Ach das ist ewig Schade! Wie viel schönes wollte ich Ihnen, ma belle Dame, nicht vorsagen, wenn Sie diese Sprache verstünden! Vive la langue françoise! Ich weis nicht, es klingt im Deutschen alles so hölzern. Man kann in dieser Wendischen Sprache gar keinen charmanten Gedanken anbringen. Serieusement, wenn ich ein großer Herr in Deutschland wäre, so dürfte kein Mensch deutsch reden, als die Fuhrleute. Die deutsche Sprache ist zur Fuhrmannssprache gebohren. Alle Frauenzimmer müßten Französisch sprechen, und alle Gelehrte in meinem Lande Griechisch reden, damit man die Narren nicht verstünde.

Fr. Orgon. Schimpfen Sie doch nicht so auf die deutsche Sprache. Es ist ja Ihre Muttersprache.

Hr. Simon. Ja, tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn es meine Muttersprache nicht wäre, und zehntausend Thaler, wenn ich sie auf ewig vergessen könnte.

Fr. Orgon. Aber, daß die französische Sprache allein nicht klug macht, das sehe ich an meiner Frau Schwägerinn und ihrer Jungfer Muhme. Sie parliren alle beyde, und sind doch so unmanierlich, als ob sie in einer Dorfschenke gebohren und erzogen wären.

Hr. Simon. Oui Madame! Aber Sie müssen auch wissen, daß sie beyde von Herzen schlecht parliren, und ihr Fran-

zösisch in Deutschland gelernt haben. Nach Frankreich sollten unsere Frauenzimmer reisen; da würden sie erst witzig werden.

Fr. Orgon. Sollten sie denn etwan in Gesellschaft der jungen Herren reisen?

Hr. Simon. Warum nicht? Die Schule für die Damen sind die Mannspersonen. Und der Chapeau muß unter dem Frauenzimmer die Lehrjahre ausstehen; und beydes in Paris. Da lernt man das gezwungene Wesen ablegen, und munter und geistreich werden. Alles übrige sind Possen. Auf der Studirstube, oder vor dem Nährahmen bei einem Buche sitzen, sind Possen. Nein! Die große Welt; da muß man sich formiren, und die altfränkischen Meynungen und den religiösen Aberglauben vergessen lernen, den man mit der deutschen Muttermilch eingesogen hat. Englische Madam, wenn Sie mit mir parliren könnten, ich wollte mir ein Glied vom Finger ablösen lassen.

Fr. Orgon. Sie sind gar zu gütig gegen mich gesinnt. Gesetzt, ich verstünde die französische Sprache vollkommen: so würde sie doch nicht zureichen, die Hochachtung auszudrücken, die ich gegen einen so artigen Herrn trage.

Hr. Simon. Quel mot flatteur! Ich weis nicht, womit ich Ihre Schmeicheley belohnen soll. Es klingt zu albern, wenn ich Ihnen auf deutsch sagen wollte, daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochschätze, daß ich Sie anbete. Ah! mon petit coeur gauche. Wie zärtlich klingt dieses im Französischen, und wie albern, wenn ich im Deutschen sagte, mein kleines linkes Herz!

Fr. Orgon. Sie irren sich, Monsieur. Was Sie sagen, das klingt in jeder Sprache schön. Sie haben Verstand, und können einen recht mit Lachen gesund machen; so witzig sind Sie! — Verwünscht! meine Frau Schwägerinn!

Hr. Simon. Diese Vestale hätten wir entbehren können.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Hr. Simon. Was bringen Sie uns, Madame?

Fr. Damon. Ihre Magd bringt die Kleider, Frau Schwägerinn. Wollen Sie sich nicht umkleiden lassen?

Hr. Simon. Nur hergeschickt, Madame! Ich verstehe das so gut, als die beste femme de chambre.

Fr. Damon. Und wenn Sie es auch nicht so gut verstünden, so würde Ihnen diese Unwissenheit zur Ehre gereichen. Ich will Sie der Mühe überheben, Herr Simon.

Hr. Simon. Was, Madam? Denken Sie denn, daß ich noch ein junger Student bin, der nicht weis, wie er einem Frauenzimmer das Halstuch stecken soll? Sie müssen mich doch für einen großen Pedanten halten, und ich weis nicht, wie Sie meine Aufführung in diesem Irrthume bestärken könnte. Sie werden gleich sehen, ob ich das erste Frauenzimmer in der Welt bediene. Ich will der Madam Orgon die Haare frisiren, und zwar so, wie man sie vor zween Monaten in Paris trug. Nehmen Sie es nicht ungütig, Madam Damon, wenn ich Ihnen aufrichtig sage, daß Ihre Coëffure gar nichts taugt, und daß in Ihren Locken nicht der geringste gute Geschmack ist.

Fr. Orgon. Frau Schwägerinn, seyn Sie nur so gütig, und schicken mir meine Magd in das Nebenzimmer. Ich will weder Herr Simonen, noch Ihnen Mühe machen.

Fr. Damon. Wie Sie befehlen. Ich will Sie hier wieder erwarten, und den Herrn Simon indessen unterhalten, wenn ich anders galant genug bin.

Hr. Simon (zur Frau Orgon). Ich soll nicht mit Ihnen gehen? Madam, ich will Sie anputzen, wie einen Engel. Erlauben Sie mir das Vergnügen, Sie nach meinem Geschmacke anzukleiden, und —

Fr. Orgon. Verlieren Sie kein Wort mehr. Sie erweisen mir viel Ehre; aber ich, als ein verheirathetes Frauenzimmer, werde Ihre Galanterie als eine Beleidigung ansehen, wenn Sie mich nicht damit verschonen.

Hr. Simon. Gehen Sie, gehen Sie, Madam. Sie fangen an wie eine Deutsche zu reden. Daran muß eine Frau in Gesellschaft gar nicht denken, daß sie verheirathet ist; sonst wird sie lächerlich. Machen Sie nur, daß Sie bald wieder kommen. Ich will gewiß an Ihrem Anzuge noch etwas zu bessern finden.

Fünfter Auftritt.

Hr. Simon. Frau Damon.

Hr. Simon. Wo haben Sie denn Ihre Jungfer Muhme? Warum kömmt sie nicht herauf? Doch vielleicht will sie die Zeit im Garten recht gelehrt zubringen. Sie wird wohl gar in einem Buche lesen.

Fr. Damon. Nein, sie unterhält den Herrn Orgon, sonst wäre er im Gartenhause ganz allein. Vielleicht hilft sie auch Anstalt zur Abendmahlzeit mit machen.

Hr. Simon. O Madam! warum lassen Sie Ihre Jungfer Muhme so verderben? Durch den Umgang mit den Büchern wird sie todt und düster. Lebendige Gesellschaft muß sie suchen, wenn sie aufgeweckt werden will. Und was hat sie mit der Abendmahlzeit zu thun? Will sie, über eine deutsche Pedantinn, auch noch eine deutsche Köchinn abgeben?

Fr. Damon. Ein Frauenzimmer kann sich um die Wirthschaft bekümmern, ohne eine Köchinn abzugeben. Sie muß wissen, was dazu gehört, und sorgfältig genug zur Aufsicht seyn. Es mag Ihnen nun so unfranzösisch vorkommen, als es will: so ist es doch ein Unglück für einen Mann und eine Frau, wenn

sie die Wirthschaft nicht versteht. Die größten Damen halten sich zu dieser Beschäfftigung in einem gewissen Verstande nicht zu vornehm.

Hr. Simon. Wofür hat man denn Köche, Köchinnen, Ausgeberinnen, Tafeldecker und Maitres d'Hôtel, wenn die Weiber für die Tafel sorgen sollten? Da würde ich meine Frau bald satt werden, wenn sie niederträchtig genug wäre, sich um das Hauswesen zu bekümmern. Sie hat mit mir, mit der Wahl ihres Anzugs und mit dem Theetische, den ganzen Vormittag zu thun. Nach Tische lebt sie nicht für mich, sondern für die Gesellschaft. Will sie in dieser ihre Person gut spielen, und die freye Lebhaftigkeit, die die Seele des Umganges ist, recht sehen lassen: so muß sie nicht an das geringste denken. Sie muß sich bloß sich selber überlassen; alsdann wird sie mir Ehre machen.

Fr. Damon. Aber, wenn ein solcher Mann nicht alle Monate eine neue Grafschaft geschenkt bekömmt, so wird er bald mit seiner galanten Frau aus dem Lande gehen, oder sich sonst zu einer Handthierung verstehen müssen.

Hr. Simon. Sie reden nach Ihrem Stande, und haben die große Welt noch nicht gesehen. Ich sage es Ihnen, wenn ich eine Frau kriege, welche die Gesellschaften nicht liebt: so will ich zwo Maitressen ihr zum Possen halten.

Fr. Damon. Eine zu halten, wäre schon galant genug. Aber kennen Sie denn die schlimmen Folgen nicht, die aus großen Gesellschaften für eine Frau entstehen? Wie wird es mit Ihrer Eifersucht und mit der Tugend Ihrer Frau aussehen?

Hr. Simon. Madame, ein Mann, der eifersüchtig ist, ist ma foi! ein Narr, der der Munterkeit in der Republik mehr Schaden thut, als zehn schwarze Gesetzprediger. Und was wollen Sie mit der Tugend einer Frau haben? Wie lange werden doch die Deutschen träumen? Das nenne ich Tugend, seinem Stande gemäß leben, und sich die Hochachtung der

Welt erwerben. Was ist das Leben ohne Freyheit, ohne Zufriedenheit?

Fr. Damon. Mein Herr, ich streite nicht wider die Zufriedenheit. Es ist der größte Schatz, nach dem ein Vernünftiger streben kann. Aber ich glaube, daß eben die Dinge, worinne Sie Ihre Zufriedenheit suchen, zu nichts, als zur Unruhe, geschickt sind. Ich will es Ihnen kurz sagen. Zur Profession eines Freydenkers, den Sie vermuthlich vorstellen wollen, gehört nichts mehr, als wenig Verstand, ein wildes Herz, etliche englische oder französische Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas Wein, ein gesunder Körper, der Besuch gewisser Häuser, die ich ohne Schamröthe nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorsichtigkeit und Klugheit angestellte Reise in fremde Länder.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Herr Orgon.

Hr. Simon. Es ist gut, daß Sie kommen, Herr Orgon. Ihre Frau Schwägerinn hat mich sehr erbaulich unterhalten. Wenn ich sterbe, so soll sie mich zum Tode zubereiten. Suchen Sie vielleicht Ihre Frau Liebste?

Hr. Orgon. Ach nein. Sie hat sich umgekleidet und ist im Garten, und hat nicht ehe zu bitten nachgelassen, bis ich herauf gienge, Sie, mein Herr, zu holen, damit die Gesellschaft muntrer würde.

Hr. Simon. Sie haben eine recht allerliebste Frau. Wenn ihr Gesicht gleich nicht mehr so gar schön ist: so verdient es doch ein Dosenstück abzugeben. Ich muß gehen. Kommen Sie nach, wenn Sie wollen. (Zur Frau Damon.) Ihnen, Madam, darf ich wohl nicht zumuthen, mit mir in den Garten zu gehen. Vergessen Sie Ihren Aberglauben nicht.

Fr. Damon. Nein, mein Herr, ich werde ihn nicht vergessen. Das, was Sie Aberglauben nennen, ist das, was die größten Männer, die scharfsinnigsten Geister, zu allen Zeiten mit Ehrfurcht geliebt und bewundert haben.

Hr. Simon. Madam, wir sind gute Freunde. Hören Sie auf zu winseln. Ich will heute lustig seyn. Kommen Sie bald nach. Mich fängt schon an zu hungern. Haben Sie auch guten Burgunder, Champagner? Ich werde mir heute einen derben Rausch trinken. Adieu Madame et Monsieur, je suis votre valet.

Siebenter Auftritt.

Hr. Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. Ich will ihn nur voran gehen lassen, damit ich nicht die Quaal habe, von ihm geführt zu werden. Ich dachte, Herr Orgon, Ihre Frau Liebste wäre noch in der Nebenstube, und mit ihrem Anputze noch nicht fertig; denn sie versprach wieder hieher zu kommen, sonst hätte ich gar nicht hier gewartet. Herr Simon ist der unerträglichste, der leichtsinnigste und verwegenste Mensch, den ich noch gesehen habe. O, was ist doch unsinniger, als ein Mensch, der sich eine Ehre daraus macht, nicht vernünftig zu seyn, weil es die meisten Leute sind.

Hr. Orgon. Ist er ein großer Narr? Ich habe nicht recht Achtung auf ihn gegeben. Das habe ich wohl gehört, daß ihm das Maul nie stille steht, und daß er immer mit französischen Brocken um sich herum wirft. Aber ich bin glücklich, daß ich leicht in den Schlaf kommen kann. Ich habe indessen meine Pfeife Taback geraucht, und wechselsweise ein Bischen mit geschlafen. Aber Ihr Herr Liebster hat mich zuerst aufgeweckt, und alsdann auch Carolinchen, und da haben wir geredt, ja, und

so ist mir die Zeit vergangen. Wenn ich mir nunmehr was wünschen sollte, so möchte ich nun bald was gutes essen. Doch, Frau Schwägerinn, lassen Sie ja alles recht weich kochen und braten, daß ich nicht sehr kauen darf. Es wird mir gar zu sauer, und es geht auch so sehr über die Zähne; und diese möchte ich gern bis an mein Ende erhalten.

Fr. Damon. Ich will Ihr Verlangen bald befriedigen. Itzt ist es ungefähr um sechs Uhr; um sieben wollen wir essen. Und von acht bis neun Uhr können wir noch in dem Garten ein wenig spazieren gehen; alsdann ist es erst recht kühl! Doch, Herr Schwager, ist die Berliner Post noch nicht gekommen?

Hr. Orgon. Noch nicht. Die Magd sagte, sie wäre selber auf der Post gewesen, und ich habe ihr befohlen, nach sechs Uhr noch einmal hinzugehen, und, wenn Briefe an mich da sind, sie gleich herzubringen. Denn so wenig ich sonst zu Freude und Leid geneigt bin: so möchte ich doch selber gerne wissen, ob Ihr Loos unter den Treffern, oder Fehlern stehen würde.

Fr. Damon. Ach was würde mein Mann für eine Freude haben, wenn ich etwas gewönne! Auf diese Art vergäße er es vielleicht, daß ich wenig zu ihm gebracht habe, oder ließe sich durch mein Bitten desto eher von seiner gar zu großen Sparsamkeit abbringen, die mir oft das Leben bey ihm sauer macht. Endlich wollte ich, wie ich Ihnen im Anfange schon gesagt habe, meine Muhme, Carolinchen, gern mit etwas beschenken. Wenn ich nur das Mädchen in meinem Hause haben dürfte. Ich wollte Ehre an ihr erziehen, und ich hoffte, daß sie bald des vernünftigsten Mannes werth seyn sollte. Sie hat freylich noch ihre Fehler, so wie ich unter andern den habe, daß ich gern von ihr rede. Sie ist etwas hitzig; sie läßt ihre Geschicklichkeit zuweilen zu sehr merken; aber, das sind Fehler, die ein Mann durch die Liebe bald mäßigen und zu Schönheiten machen wird.

Hr. Orgon. Ja, ja, Carolinchen ist ganz gut. Sie wird schon einen Mann kriegen. Machen Sie sich keine Sorge.

Fr. Damon. Ich wünsche ihr nicht allein einen Mann, sondern auch einen solchen Mann, der sie liebt, und ihre guten Eigenschaften recht erkennt.

Hr. Orgon. Das versteht sich von sich selbst, daß der, der sie heirathet, sie auch lieben wird. Wenn man einmal beysammen ist, so findet sich die Liebe wohl.

Fr. Damon. Ich denke, das ist nur ein Trost, den ein geiziger Vater oder Mutter für ihre Kinder erdacht haben, die sie wider Willen zu einer Liebe zwangen.

Hr. Orgon. Das dächte ich nicht. Als ich meine liebe Frau heirathete, so war ich ihr weder gram, noch gut. Mein Sohn, sagte meine selige Mutter zu mir, es ist ein hübsches, stilles, haushältiges Mädchen, die nach ihres Vaters Tode einen feinen Thaler Geld kriegt; nimm sie auf mein Wort; du wirst nicht übel fahren. Ich nahm sie also, und ich hätte auch eine andere eben so gut genommen, wenn es meine Mutter verlangt hätte. Und ich bin nicht übel gefahren, wir vertragen uns ganz gut.

Fr. Damon. Wider ihr eigen Exempel, das Sie mir anführen, darf ich nichts einwenden. Aber, überhaupt von den Ehen zu reden, glauben Sie denn, daß es schon zu einer zärtlichen Liebe genug ist, wenn man sich verträgt?

Hr. Orgon. Ist es denn nicht einerley, sich vertragen, sich nicht zanken, und sich lieben? Kömmt nun noch der Ehesegen von Kindern dazu: so sehe ich nicht, wie eine solche Ehe ohne Liebe seyn könnte.

Fr. Damon. Das ist, wie mich deucht, ein sehr mißlicher Beweis. Die Uebereinstimmung der Gemüthsart, eine gewisse Gleichheit in unsern Meynungen und Neigungen, ein innerlicher Trieb, dem Andern zu gefallen, und eine brennende Sehnsucht,

des Andern sein ganzes Herz, seine ganze Hochachtung zu besitzen; das ist der Grund der ehelichen Liebe. Daraus entstehen die emsigen Bemühungen, sich einander auf die redlichste Art verbindlich zu machen, einander stets durch neue Gefälligkeiten zuvor zu kommen, und sich immer mehr Verdienste zu erwerben, durch welche die Liebe ermuntert und befriediget wird; das ist die Zärtlichkeit der Ehe. Meynen Sie es nicht, Herr Schwager?

Hr. Orgon. Das wäre eine sehr beschwerliche Ehe. Sie werden es auch wohl nicht im Ernste gesagt haben; sonst müßte ich denken, daß ich noch nicht verehlicht wäre; und ich bin doch schon zehn Jahre ein Mann, wenn ich gleich keine Kinder habe. Unsere Vorfahren waren rechtschaffene Leute, und liebten einander ohne solche Grübeleyen anzustellen. Wollen wir nicht wieder in den Garten gehen? Ich möchte wohl wieder eine Pfeife Taback rauchen. Den Stich von der Mücke fühle ich immer noch. Wenn nur keine Pulsader verletzt ist! Kommen Sie! Frau Schwägerinn, was geht uns die Liebe mehr an? Sie haben Ihren Mann, und ich meine Frau. Und wer versorgt ist, der ist versorgt.

Fr. Damon. Möchte doch auch jedes versorgt werden, wie es wünscht. Aus Gehorsam gegen die Aeltern wird man oft einer ungleichen Ehe aufgeopfert. Doch man muß sein Schicksal mit Großmuth sich geneigter zu machen suchen.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Damon. Frau Orgon.

Hr. Damon. Ja, wie Sie sehen. Auch an meinem Geburtstage kann ich nicht ohne Arbeit seyn. Der Handel mit den

Wechselbriefen ist geschehen. Und wenn es gut geht, so kann ich wohl ein Paar tausend Thaler dabey gewinnen. Ja, das habe ich Ihnen wohl in dem Garten erzählt, Frau Schwägerinn, daß ich den Lotteriezeddel gefunden habe. Er lag, wie gesagt, in meiner Frauen Kasten, wo sie die Spitzen hat. Er lag uneingewickelt; recht, als ob es so seyn müßte, daß ich hinter ihre Schliche kommen, und das Meinige mir wieder zueignen sollte. Aber das werden Sie noch nicht wissen, daß ich ihn schon wieder verhandelt habe, und zwar mit Profit?

Fr. Orgon. An wen denn? Sie sind ja ein rechtes Glückskind. Aber hätten Sie ihn mir denn nicht auch für meine geleistete Aufrichtigkeit anbieten können? Für die Hälfte hätte ich ihn selber annehmen wollen. Und was wäre es denn gewesen, wenn Sie mir die andere Hälfte geschenket hätten?

Hr. Damon. Ja, ich hätte es thun können, wenn ichs bedacht hätte. Aber es ist einmal geschehen. Mein Mündel, Herr Simon, hat das Loos schon in den Händen. Ich kriege vier Thaler dafür, und wenn das Loos gewinnt, den dreyzehnten Theil des Gewinnstes, und zwar aus billigen Ursachen. Ich habe meiner Frau den Fehler schon vergeben. Es ist eine fromme, rechtschaffene und schöne Frau, die mir viel Liebe erzeigt, wenn sie gleich etwas leichtsinnig mit dem Gelde umgeht. Sie wird mit den Jahren schon anders werden.

Fr. Orgon. Ich kann mich gar nicht in Sie finden. Bald heben Sie Ihre Frau in den Himmel, und bald schelten Sie aufs ärgste auf sie.

Hr. Damon. Was sagen Sie? Ich hätte meiner Frau etwas übels nachgeredet? Das sey ferne von mir! Ich müßte es in der Hitze, im Zorne gethan haben. Meine Frau ist die beste Frau. Ich bin mit ihr zufrieden, und den will ich sehen, der etwas an ihr zu tadeln findet. Ist sie arm gewesen: so geht es niemanden etwas an, daß ich sie reich gemacht habe.

Fr. Orgon. Nur gelinde, Herr Schwager. Mir zu gefallen mögen Sie Ihre Frau in den Adelstand erheben lassen. Ich will es Ihnen nicht wehren. Aber daß Sie alle andre ehrliche Weiber verachten, und Ihre Frau die beste Frau heißen, dadurch finde ich mich beleidiget. Der Streich mit dem Lotteriezeddel ist doch keine feine Sache.

Hr. Damon. Frau Schwägerinn, wenn ichs ihr vergeben kann: so werden Sie wohl auch nicht viel dabey zu erinnern haben. Was haben Sie an meiner Frau auszusetzen! Mann und Weib ist Ein Leib. Wer meine Frau angreift, greift auch mich an.

Fr. Orgon. Man sehe doch, wie sich die Männer geschwind ändern können. Ist das der Dank für die Entdeckung wegen des Lotteriezeddels? Da Sie das Geld dafür wieder haben, und sich noch einen Theil des Gewinnstes versprechen: so hat Ihre Frau nichts unrechtes gethan.

Hr. Damon. Je nun, das ist vorbey. Sind Sie denn gar böse auf mich, daß ich Ihnen den Lotteriezeddel nicht geschenkt habe? Ist dieses Ihre Absicht gewesen, um deren willen Sie meine Frau bey mir angegeben: so darf ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit eben nicht gar zu sehr verbunden seyn.

Fr. Orgon. Wenn Sie alle Regeln der Höflichkeit vergessen wollen: so vergessen Sie doch wenigstens nicht, daß Sie eine kranke Frau und eine Blutsfreundinn vor sich haben.

Hr. Damon. Fällt es Ihnen itzt erst wieder ein, daß Sie krank sind? Es kömmt mir bald vor, als wenn Sie die Gabe hätten, so oft krank zu werden, als es Ihre Absichten erfordern. Was hat Ihnen denn meine rechtschaffene Frau in den Weg gelegt, daß Sie solche bey mir angeben? Vier Thaler sind viel Geld; aber deswegen wäre ich noch nicht zu Grunde gegangen. Ich liebe das Geld, aber auch die Ehre und meiner Frauen Ehre. Und wenn Sie denken, daß meine Frau keine Wirthinn

ist, so will ich ihr Ausgebebuch holen! holen will ichs und es Ihnen zeigen.

Zweyter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Sind Sie mir wieder davon gelaufen, englische Madam? Was macht der alte Geldkasten bey Ihnen?

Fr. Orgon. Dergleichen grober und unverschämter Mann, als dieser ist, muß zwischen Himmel und Erden nicht mehr seyn. Er hat mir solche Grobheiten gesagt, daß ich den Augenblick aus seinem Hause gegangen seyn würde, wenn Sie nicht gekommen wären. Aber, um Ihre angenehme Gesellschaft zu genießen, will ich mich überwinden, und meinen Zorn diesen Abend gegen ihn verbergen. Er soll es zu andrer Zeit schon empfinden, was es heißt, ein Frauenzimmer zu beleidigen, das noch dazu krank ist.

Hr. Simon. Lassen Sie den alten Gecken gehen. Es ist ein Bourgeois. Er taugt in Frankreich zu keinem Thürsteher, und hier ist er, glaube ich, gar ein Aufseher über eine öffentliche Casse. Mir muß er mit aller Hochachtung begegnen, und sichs für die größte Ehre schätzen, daß ich sein Mündel gewesen bin. In vier Wochen soll er mir Rechnung ablegen, da will ich ihm den Kopf schon zurechte rücken.

Fr. Orgon. O thun Sie es doch um meinet willen. Er hat mir ein Lotterieloos verkaufen wollen. Und da ichs verlangte, so spricht er, er hätte es nicht mehr, und begegnet mir, wie einer gemeinen Frau. Der ehrvergeßne Mann!

Hr. Simon. Hier, ma chère Madame, ist das Loos zu Ihren Diensten. Nehmen Sie es ohne Complimente an. Ich habe in Paris den Sträußermädchen wohl ehe einen Louisdor gegeben.

Fr. Orgon. Ists möglich? Hat er Ihnen das Loos verkauft? O! behalten Sie es. Es ist in schönen Händen. Nein, es wäre eine Unhöflichkeit, ich kann es nicht, (sie langt darnach) ich kann es nicht annehmen. Doch weil Sie so befehlen, so —

Hr. Simon. Thun Sie nicht so kleinstädtisch mit mir. Sie müssen es annehmen, ohne sich zu weigern, und ohne sich zu bedanken, wenn Sie meinem Charakter gemäß handeln wollen.

Fr. Orgon. Ach, Monsieur, was ist für ein Unterschied, wenn ich den närrischen Damon und meinen tölpischen Mann gegen Sie betrachte! Sie sind die Galanterie selbst, und recht zum Troste der Damen gebohren. Wenn ich einen Sohn hätte, er müßte, wie Sie werden, oder er dürfte nicht sagen, daß er unter meinem Herzen gelegen hätte. Da lassen die Aeltern ihre Söhne auf der Universität über den Büchern liegen, und wenn sie nach Hause kommen, und ein Frauenzimmer bedienen sollen, so thun sie nicht anders, als wenn sie die Daumenstöcke an Händen und Füßen bekommen hätten.

Hr. Simon. Ja wohl, Madam. Schulen und Universitäten sind nicht halb so gut, als die schlechtesten Caffeehäuser. Anfangs hatte ich einen Hofmeister auf der Akademie; und wenn ich ihn nicht fortgejagt hätte, so wäre ich ein Stockfisch geworden, wie er war. Er hat mich gezwungen, gewisse Bücher zu lesen, die ich itzt nicht kann nennen hören. Freyheit, Gesellschaft, Französisch und Reisen in fremde Länder, das macht gelehrt. Alles andere sind Possen und Schulfüchsereyen. O Madam! itzt besinne ich mich, ich habe Sie lange nicht geküßt. Ma foi, ma chère!

Fr. Orgon. Ach, ma cher Monsieur! ich höre jemanden —

Hr. Simon. Sachte Madam, mon cher Monsieur heißt es; nicht ma cher.

Fr. Orgon. Ja, mein werthester Herr, ich höre jemanden über den Gang, der nach dem Garten hinunter geht, heran

kommen. Daß wir nur nicht etwa behorcht werden! Es komme, wer da will: so will ich gleich gehen, und mich stellen, als ob ich böse auf Sie wäre; aber Sie müssen ja nicht gleich hinter mir herkommen. Es möchte sonst Verdacht erwecken. Hören Sie?

Dritter Auftritt.

Herr Simon. Jungfer Carolinchen.

Carolinchen. Ist die Madam Orgon nicht hier? Ich sollte mich erkundigen, ob es ihr gefällig wäre, noch eine halbe Stunde bis zur Abendmahlzeit mit meinem Herrn Vetter im Brete zu spielen. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie gestört habe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Hr. Simon. Madam Orgon ist nicht mehr bey mir. Aber warum wollen Sie gleich laufen? Fürchten Sie sich denn mit einer Mannsperson allein zu seyn? Sie müssen mir und Ihnen nicht viel zutrauen.

Carolinchen. Und Sie müssen mich für sehr leutescheu und sich für sehr gefährlich ansehen, wenn Sie glauben, daß ich deswegen forteile, um nicht allein mit Ihnen zu sprechen. Ich will mit Ihnen und mit jeder anderen Mannsperson allemal reden, wenn gleich nicht sieben Zeugen dabey sind. Haben Sie mir etwas zu sagen, so werde ichs beantworten; oder wollen Sie auch gleich mit mir in den Garten gehen, so können wir da genug reden.

Hr. Simon. Ja, ja, Sie fürchten sich vor mir. Ich weis nicht, wie die Schönen in Deutschland sind. Kein Frauenzimmer in Paris wird vor einer Spinne so laufen, als ein deutsches Mädchen vor einem jungen Menschen. Sie dauern mich, Mamsell. Sie sind so gut gebildet, und würden die Hochach-

tung der Chapeaux vollkommen erhalten, wenn Sie den verdrießlichen Charakter einer Spröden aufgeben wollten. Sie reden zu wenig, sprechen so studirt, und vergessen das Lustige in Gesprächen. Kurz, Sie denken stets daran, daß Sie ehrbar seyn wollen, und darüber werden Sie so ernsthaft, als eine Matrone.

Carolinchen. Sie reden sehr offenherzig. Ich glaube, wenn ich mit Ihnen auf Reisen gewesen wäre, Sie könnten mich nicht vertrauter tadeln. Doch vielleicht ist Ihr Tadel ein Lobspruch für mich. Ein sprödes Frauenzimmer, das das Gesichte und ihren Fächer erst zehnmal in die Falten legt, ehe sie ja oder nein sagt, ist sehr lächerlich. Aber wollen Sie uns denn um alle Sittsamkeit und um allen Wohlstand bringen? Ich will nicht traurig seyn; doch warum soll ich denn auf eine ausgelaßne Art lustig seyn? Soll man denn alles sagen, was uns einfällt, und gar nicht an das denken, was man sagt? Dazu kann man bald kommen, daß man immer plaudert; aber wehe der Gesellschaft, die gezwungen ist, den Witz anzuhören, den wir aus Schwatzhaftigkeit nicht bey uns behalten können, und wenn wir ihn auch auf Reisen gesammelt hätten.

Hr. Simon. Wer gesellschaftlich und galant seyn will, muß viel reden, und von lustigen Sachen; sonst schläft man ein. Man muß durch gute Einfälle; durch artige Scherze, durch Mienen, durch ungezwungene Bewegungen einander beleben und ermuntern. Wenn wir einmal in Gesellschaft sind; so kann man nie zu aufgeweckt seyn. Leute von Geschmack nehmen einander nichts übel.

Carolinchen. Ich möchte Ihre Meynung eben nicht öffentlich vertheidigen. Die Munterkeit in der Gesellschaft muß stets durch die Hochachtung und durch den Wohlstand eingeschränkt werden, sonst wird sie zur lustigen Grobheit. Doch, mein Herr, ich sehe, daß wir einander nicht bessern werden. Ich dächte, wir giengen in den Garten zur übrigen Gesellschaft.

Hr. Simon. Fällt es Ihnen schon wieder ein, daß Sie eine Jungfer sind? Wollen Sie flüchten?

Carolinchen. Ich würde, ungeachtet meines Jungfernstandes, gern mit Ihnen reden, wenn Ihre Einfälle nicht so stark wären. Sie benehmen mir gleich die Sprache; so durchdringend und nachdrücklich sind Sie.

Hr. Simon. Sie wollen gar spotten? Denken Sie denn, daß ich noch in keiner vornehmen und witzigen Gesellschaft gewesen bin, und nichts da gelernet habe?

Carolinchen. O nein! Man hört es aus Ihrer Art zu reden wohl, daß Sie in der Welt gewesen sind, wenn Sie es gleich nicht selbst gestünden. Ihr Umgang ist stets lehrreich, und ich habe in Ihrem kurzen Gespräche schon so viel gelernet, daß ich Ihren Tadel ferner anhören will, ohne böse zu werden. Ich werde schon ganz munter. Vielleicht falle ich auch in das Lustige, wenn Sie mich länger unterhalten. Geben Sie mir nur Anweisung.

Hr. Simon. Diese Bitte mag Ihr Ernst seyn oder nicht, Mamsell: so bin ich doch so aufrichtig, daß ich Ihnen rathe, öfter in Gesellschaften zu gehen, und Ihre Bücher wegzuwerfen. Sie werden sehen, wie lebhaft Sie mein Rath in kurzem machen wird.

Carolinchen. Es ist mir lieb, daß Sie noch nicht alle Hoffnung von mir verloren haben. Aber welche Gesellschaft soll ich besuchen? Sie müssen erst reformiren, ehe der Umgang in unserm Orte manierlich werden wird. Und wo wissen Sie denn, ob ich Bücher lese, und daß sie schlecht sind?

Hr. Simon. Ich habe es von Andern gehört. Und Sie selber verrathen sich mit Ihren zuversichtlichen Orakelsprüchen, daß Sie mehr lesen, als reden. Im Ernste, Mamsell, was lesen Sie für Bücher? Ich will mich nicht rühmen, daß ich studirt habe, aber Sie werden mir doch zutrauen, daß ich einige

Kenntniß von Büchern habe. Ein Buch früh bey dem Thee, oder des Abends, wenn man nicht einschlafen kann, ist allemal eine gute Sache.

Carolinchen. Ich zweifle, daß mein Büchervorrath nach Ihrem Geschmacke seyn wird, und will Ihnen die Mühe ersparen, sich über das Verzeichniß, das ich Ihnen davon geben könnte, lustig zu machen.

Hr. Simon. Nun lassen Sie doch nur wunders halben Ihre Lecture hören.

Carolinchen. Gut; wenn ich Ihnen denn den Zuschauer nennte.

Hr. Simon. Den Zuschauer, ein Buch von acht oder neun Bänden? Der Zuschauer ist ein schwermüthiger Engelländer, den es verdrießt, daß andere Leute nicht melancholisch sind. Er kriechet unter lauter Kleinigkeiten herum und phantasieret, daß ihn die Leute für gelehrt halten sollen. Ich habe dieses Buch einem Geistlichen geschenkt, weil ich ihm kein schlechteres zu geben wußte.

Carolinchen. Der Mann kann mit Ihrem Irrthum sehr wohl zufrieden seyn. Aber was soll ich denn für Bücher lesen, wenn die klugen schädlich sind?

Hr. Simon. Französische müssen Sie lesen, französische, sage ich Ihnen.

Carolinchen. Ich lese sie auch, und zwar recht gern. Ich habe nur neulich des ältern Racine seine Tragödien, und des jüngern sein Gedichte von der Religion gelesen, und über den letztern vor Freuden geweinet, so vortrefflich hat er mir gefallen.

Hr. Simon. Nun weis ich genug. Wenn Sie des Racine Gedichte de la Religion haben lesen können: so können sich alle Gebetbücher viel Aufmerksamkeit von Ihnen versprechen. Fahren Sie nur fort. Vielleicht heirathen Sie einmal einen Schul-

mann: so wird Ihnen Ihre Gelehrsamkeit recht gut zu statten kommen. Sie können eine Stunde in Sentenzen und die andere in adagiis mit einander reden. Nachdem wird Ihnen der Kuß oder die Mahlzeit recht gut darauf schmecken.

Carolinchen. Mein Herr, ich lese nicht, um gelehrt zu werden, sondern um meinen Verstand und mein Herz zu verbessern. Ich dächte, jeder vernünftige Mann sollte das Frauenzimmer dazu aufmuntern. Je klüger wir bey unsern weiblichen Geschicklichkeiten uns zu werden bemühen, desto glücklicher sind die Männer, die mit uns leben wollen. Im Ernste, bleiben Sie bey Ihren witzigen Büchern, und lassen Sie mir meinen bösen Geschmack, und reden Sie nicht mit einer so unverschämten Art von guten Schriften. Sie verachten des Racine Gedichte, und ich sage Ihnen aufrichtig, daß Sie es gar nicht zu lesen im Stande sind. Solche Schriften zu lesen, dazu gehört mehr Französisch, als Sie verstehen. Ein paar Worte zu plaudern, die vor dem Spieltische und bey der Mahlzeit nöthig sind, darinnen besteht Ihr ganz Französisch, und deswegen hätten Sie nicht nach Paris reisen dürfen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Das habe ich wohl gedacht, daß ich Sie beysammen antreffen würde. Was sich neckt, das liebt sich gern. Im Garten thaten Sie, als wenn Sie einander nicht leiden könnten; aber hier stehen Sie so gelassen, wie Braut und Bräutigam. Nun, nun, erschreckt nicht über meine Ankunft. Ich weis schon, wie junge Leute sind; ich bin auch jung gewesen. Man kann einander in allen Ehren lieben.

Carolinchen. Herr Vetter, an wen halten Sie diese Traurede? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mein Herz mit

diesem Herrn in Verdacht haben? Ich verstehe mich gleich zur Feuerprobe, um zu beweisen, daß mir Herr Simon sehr gleichgültig ist. Und ihm wird es auch nicht schwer fallen, seine Unempfindlichkeit mit einem Duzend Eidschwüren zu bestätigen.

Hr. Damon. Ich glaube, was meine Augen sehen. Wenn Ihnen Herr Simon zuwider wäre, so würden Sie gewiß nicht an dem Orte seyn, wo Niemand, als er, ist. Doch verstellen Sie sich nur. Ihr Geschlecht hat einmal das Gelübde über sich genommen, Nein zu sagen, wenn es Ja denkt, und frostig zu thun, wenn es im Herzen brennt. Die Schamhaftigkeit will es also haben. Nicht wahr, Herr Simon, Sie sind offenherziger? Gefällt Ihnen Jungfer Carolinchen nicht?

Hr. Simon. Ach ja. Wenn sie nur mehr Welt hätte, und anstatt der verdrießlichen Bücher —

Carolinchen. Ich werde meine Lobrede nicht auswarten. Urtheilen Sie von mir, wie es Ihnen gefällt. Lassen Sie mir nur meine Gewissensfreyheit auch.

Fünfter Auftritt.

Herr Simon. Herr Damon.

Hr. Simon. Ha, ha! sie wird eilen, daß sie vor Ihrer Frau Liebste das Herz ausschütten kann. Ich habe ihr die Wahrheit ein wenig gesagt; doch mit einer galanten Art. Es ist Schade um das Mädchen, daß sie nicht zu leben weis. Doch, Herr Damon, wie ich aus Ihren vorigen Reden gehört habe, so ist mir Mamsell Carolinchen wohl gar im Herzen gewogen. Das gute Närrchen! Mein Sieg hat mich wenig Mühe gekostet.

Hr. Damon. Warum sollte sie Ihnen nicht gewogen seyn? Sie sind jung und artig, und meine Muhme ist auch jung und empfindlich. Fahren Sie nur fort. Sie ist schon unruhig. Sie

mögen ihr sehr gefallen, und sie mag es doch verbergen wollen. Das ist ein gutes Zeichen.

Hr. Simon. Es ist ganz gewiß, daß ich ihr gefalle, und ich habe es gleich aus den zwey oder drey ersten Blicken gemerkt, daß es ihr unmöglich seyn würde, mich nicht zu lieben. Gleichwohl habe ich meine Zauberkünste noch gar nicht angewandt. Ich habe ihr nur gemeine Schmeicheleyen gesagt; ich habe ihr die Hand nicht geküßt; ich habe meine siegende Miene nicht angenommen; ich habe keinen artigen Scherz gemacht, weder mit meinem Witze, noch mit meiner Hand. Ich habe ihren Fächer, ihren Palatin, alles bisher noch in Ruhe gelassen. Aber lassen Sie mich nur erst in mein Feld kommen. Carolinchens Verstellung wird nicht lange währen. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so soll sie mir noch heute eine vollkommene Liebeserklärung thun. Ich habe solche Mädchen mehr vor mir gehabt, die wild gegen mich gethan; aber sie sind bald zahm geworden.

Hr. Damon. Das wäre vortrefflich, wenn Sie meine Jungfer Muhme recht verliebt machen könnten. Versuchen Sie doch Ihr Heil. Ihnen traue ich alles zu; denn Sie sind artig und galant.

Hr. Simon. Ob ichs bin, das will ich eben nicht sagen. Aber Sie sind auch nicht der erste, der michs aufrichtig versichert hat. Und wenn ich meine Lebensgeschichte seit drey oder vier Jahren durchgehe: so finde ich Beweise genug, daß ich dem Frauenzimmer gefährlich seyn muß. Als ich über Brüssel reisete, so ließ ich mich in eine vornehme Familie introduciren. Die Tochter vom Hause war ein allerliebstes Mädchen, und sprach französisch, wie ein Engel.

Hr. Damon. Das verschlägt mich nicht viel.

Hr. Simon. Hören Sie nur, wie es ward. Ueber der Tafel kam ich ihr gegen über zu sitzen. Ich that etliche Machtblicke auf sie, und sie that sehr sicher bey diesem Anfalle. O,

dachte ich, mein schönes Kind, du sollst bald empfinden, daß ich mehr, als ein bloßer Deutscher, bin.

Hr. Damon. Sagen Sie mir itzt nicht, was Sie gedacht haben; sondern nur, was geschehen ist. Die Erzählung möchte sonst zu umständlich werden.

Hr. Simon. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Ueber der Tafel gieng weiter nichts merkwürdiges vor, als daß ich ihr einige hübsche Flatterien machte, und ihr mit dem Fuße einen und den andern Druck gab, weil ich ihr gleich gegen über saß.

Hr. Damon. Ich dächte, das wäre unhöflich gewesen. Zog sie denn die Beine nicht weg? Wie leicht hätten Sie ihr die Pantoffeln mit Ihren Schuhen schmutzig machen können!

Hr. Simon. Dafür lassen Sie mich sorgen. Ich trug damals schon Corduan-Schuhe. Nach der Tafel hatte ich die Ehre, als ein Fremder, den Ball mit der Tochter vom Hause zu eröffnen. Hier zeigte ich mich in meiner ganzen Stärke. Jeder Blick, den ich auf sie schoß, that die Wirkung eines Pfeils, und —

Hr. Damon. Also wird das Frauenzimmer bald zu Boden gefallen seyn. Wenn ich bitten darf, so versparen Sie den Ausgang der Erzählung bis nach Tische. Oder noch besser. Wir wollen nach Tische, weil es ohnedem mein Geburtstag ist, ein Ehrentänzchen thun. Da mag Carolinchen die Jungfer in Brüssel seyn, und da können Sie mir an ihr zeigen, was mit jener vorgegangen ist.

Hr. Simon. Ja, ja. Doch hören Sie nur zu. Ich tanzte den ganzen Abend mit ihr. Alle Glieder an mir, alle Schritte und Wendungen, lebten. Ich glaube auch, daß man selten wird schöner haben tanzen sehen; so viele Mühe gab ich mir.

Hr. Damon. Gut, machen Sie es die'en Abend nur auch schön, und lassen Sie Carolinchen nicht aus dem Garne. Wenn

sie gleich nicht reich ist: so ist sie doch schön, guter Geburt, und hat, wie alle Leute sagen, viel Verstand.

Hr. Simon. Auf dem Balle bemerkte ich nun ganz deutlich, wie die Liebe von Minute zu Minute in meiner Brüsselischen Schönen zunahm. Endlich stieg die Zärtlichkeit so hoch, daß sie ohnmächtig ward, und sich von dem Balle mußte wegtragen lassen. Den andern Tag bekam sie ein hitziges Fieber, und —

Hr. Damon. Aber woher wissen Sie, daß sie aus Liebe krank geworden ist? Vielleicht hat sie sich im Tanzen zu sehr erhitzt.

Hr. Simon. Sie hat es im Phantasieren mehr, als einmal gesagt, daß ich die Ursache von ihrer Krankheit sey.

Hr. Damon. Im Phantasieren? Mir wäre es lieber gewesen, sie hätte es nach dem Paroxysmo gestanden. Hat sie denn auch dazu gesagt, daß sie aus Liebe gegen Sie krank geworden wäre?

Hr. Simon. Das versteht sich, aus Haß wird sie nicht in ein Fieber fallen. Hören Sie nur weiter.

Hr. Damon. Ich merke es schon, der Vater von der Tochter wird Sie nicht mehr ins Haus gelassen haben. Und ich will es Ihnen nur sagen, wenn ich eine Tochter hätte, und Sie wollten auch so grausam mit ihr umgehen: so ließ ich Sie nicht über die Schwelle. Ich bin nicht dawider, daß Sie Carolinchen in sich verliebt machen sollen. Es ist vielmehr mein Wunsch. Aber bis auf das Fieber müssen Sie die Sache nicht treiben. Nein, wenn Carolinchen Ihnen gut ist, und Sie ihr, wie Sie gesagt haben, auch gewogen sind; so will ich, als Vormund, die Sache nicht hindern, sondern vielmehr dazu helfen. Indessen will ich Ihnen hier zeigen, daß ich die vier Thaler wegen des Looses in der Lotterie angemerkt, und zugleich der acht Groschen Erwähnung gethan habe, die ich mit zur Masse gegeben. Es ist um Lebens und Sterbens willen. Sehn Sie nur her, mein Herr Simon.

Hr. Simon. Es ist ja schon gut. Wir werden darum keinen Proceß anfangen. Kurz, die Schöne in Brüssel ist nicht eher wieder gesund geworden, bis ich die Stadt verlassen habe. Ist dieses nicht etwas merkwürdiges?

Hr. Damon. Ja. Sehen Sie nur das Papier an; denn um es Ihnen zu zeigen, bin ich mit hieher gekommen.

Hr. Simon. Man wird in Brüssel gewiß an mich denken. Es war ein allerliebstes Kind. Ich will heute noch ihre Gesundheit trinken.

Hr. Damon. Hier, mein Herr, steht es, „vier Thaler für ein Loos in der Lotterie, und acht Groschen, welche ich —"

Hr. Simon. O quälen Sie mich nicht länger! Ich sehe es ja. Wenn Sie mich verdrießlich machen, so werde ich Carolinchen schlecht bezaubern.

Hr. Damon. Hier kömmt ja gar Herr Orgon. Was muß der wollen? Gehen Sie nur, Herr Simon, und versuchen Sie Ihr Glück bey Carolinchen, und machen Sie, daß wir Ihnen noch heute gratuliren müssen.

Hr. Simon. Sie sollen bald sehen, daß es mir etwas leichtes ist, ein Herz in Brand zu stecken.

Sechster Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Orgon. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß mich sehr hungert, und daß Sie machen sollen, daß wir bald zu Tische kommen. Nach neun Uhr gehe ich gern zu Bette. (Er gähnt.) Und ich habe Hoffnung, diese Nacht gut zu schlafen, wenn die Wunde von der Mücke sich nicht entzünden sollte.

Hr. Damon. Dafür bin ich Ihnen gut. Die Mücken in meinem Garten sind keine Schlangen. Wir wollen auch bald essen. Eins muß ich Ihnen nur noch sagen, Herr Schwager.

Mein Mündel ist reich, und Carolinchen möchte ich gern versorgt wissen, damit meine Frau nicht weiter Ursache hätte, Geld für sie auszugeben. Meynen Sie nicht, daß sich diese beyden Leute für einander schicken sollten?

Hr. Orgon. Warum das nicht? Sie mögen heirathen. Was haben wir denn diesen Abend zu essen? Ich habe schönen Spargel in Ihrem Garten stehen sehen. Mit Eyersauce esse ich ihn sehr gern.

Hr. Damon. Wollen Sie nicht über Tische ein wenig auf meiner Seite seyn? Ich möchte gern, daß Herr Simon und Carolinchen ein Paar würden. Wenn er nur Ja sagt, und sich einmal fangen läßt, so darf er nicht wieder zurück. Denn ich habe Zeugen.

Hr. Orgon. Wie Sie meynen. Es wird schon gehen. Wenn nur die Erdbeeren schon groß wären. Ich möchte diesen Abend wohl eine kalte Schaale davon essen. Eine Pfeife Taback, eine kalte Schaale, und ein Gericht Spargel ist im Sommer mein liebstes.

Hr. Damon. Es wäre auch besser für mich, wenn Herr Simon Carolinchen heirathete: so könnte ich eher mit der Vormundschaftsrechnung von ihm los kommen. Wenn er mir nur nicht Händel macht!

Hr. Orgon. Ach ja! Schlägt es nicht itzt sieben? Kommen Sie. Ich habe schon vorhin in der Küche gesehen, daß die Capaunen braun genug waren. Sie möchten zu dürre werden. Ich habe heute keine Lust, mehr zu reden.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ach, lieber Schatz, lassen Sie sich doch meine Noth klagen. Ich arme kranke Frau möchte vor Aergerniß ver-

gehen. Ich saß mit Carolinchen in dem Garten; da kam der junge Laffe, Herr Damons Mündel, und nahm sich allerhand Freyheiten heraus. Der Geck muß sich etwa in mich verliebt haben. Er läuft mir auf allen Schritten nach. Ich stieß ihn fort, und machte ihm ein spitzig Compliment. Darüber ward er empfindlich, und sagte mir die unverschämtesten Dinge. Carolinchen hat alles mit angehört; und ich kann es ihr ewig nicht genug verdanken, so sehr hat sie meine Parthey genommen, und mich wider den jungen Hasen vertheidigt. Sie ist recht mein Schild gewesen. Das ist ein nichtswürdiger Mensch! Hält er mich denn gar für eine solche ehrlose Marquisinn, als er sich rühmt in Frankreich bedient zu haben.

Hr. Damon. Liebe Frau Schwägerinn, es thut mir leid, daß Sie heute in meinem Hause so viele Ursache sich zu beklagen finden. Ich will gleich gehen, und meinem Mündel den Fehler vorhalten. Er wird ihn gewiß bereuen, und Ihnen auf die demüthigste Art eine Abbitte thun. Ich selber bitte vielmal um Vergebung, wenn ich Sie vorhin etwa durch ein Wort beleidiget haben sollte. Ich bin etwas hastig; aber ich bin auch gleich wieder gut.

Achter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Orgon.

Fr. Orgon. Sie sagen also gar nichts dazu? Und wenn man mir Ehre und Leben nähme: so blieben Sie noch in Ihrer unbeweglichen Gelassenheit. Also verschlägt es Sie nichts, daß Sie eine tugendhafte Frau haben? Ich frage Sie, wollen Sie mir nicht helfen?

Hr. Orgon. Warum nicht? Ich bleibe Dir bis ins Grab treu! Herr Simon wird es nicht so böse gemeynt haben. Er

hat vielleicht einen Scherz machen wollen, den Du übel verstanden hast. Es ist ein junger Mensch. Was will man mit ihm machen?

Fr. Orgon. Also vertheidigen Sie den Menschen noch? Wollen Sie sich nicht wider ihn aufbringen lassen? Ich frage Sie noch einmal. Ehrerbietung und Höflichkeit soll mir ein junger Mensch erzeigen. Dazu habe ich, als ein Frauenzimmer, ein Recht, und ich kann es leiden, daß man mich bewundert, und mir Caressen macht. Aber muß denn so ein Narr gleich bis zur Unverschämtheit frey seyn? Sah er denn nicht, daß Carolinchen dabey saß? Konnte er denn nicht denken, daß ichs meinem Manne wieder sagen würde? Ich gab ihm einen häßlichen Verweis. Wie hat er mir darauf mitgespielet! Ich sterbe, wenn Sie mir nicht helfen. Ich klage auf die Ehescheidung. Hören Sie wohl? Wollen Sie mich nicht hochschätzen, daß ich so tugendhaft bin?

Hr. Orgon. Ja, ich schätze Dich hoch, mein Kind. Herr Damon wird es schon vermitteln, daß Herr Simon bei Dir um Verzeihung bittet.

Fr. Orgon. Wie? Sie können den Flegel noch Herr heißen? Ein Stockfisch, ein Narr, eine Hase ist er, und kein Herr. Sie wollen ihn also nicht zur Rede setzen?

Hr. Orgon. Ja doch.

Fr. Orgon. Was wollen Sie denn zu ihm sagen?

Hr. Orgon. Ich will sagen: Mein Herr, meine Frau ist böse auf Sie, und ich würde Ihnen noch mehr sagen, wenn mir das Reden nicht so beschwerlich fiele.

Fr. Orgon. So zornig wollen Sie ihn anlassen? Ihre Mutter muß doch gar keine Galle gehabt haben. Sie verdienen es nicht, daß Sie so eine gewissenhafte Frau besitzen, als ich bin.

Hr. Orgon. Wenn ich nun Herr Simonen anfahre, so fährt er mich wieder an, und mit dem Reden kann ichs nicht aushalten.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Carolinchen. Madam, geben Sie sich zufrieden, und kommen Sie mit Ihrem Herrn Liebsten zu Tische. Herr Simon wird Sie wegen seiner ausländischen Galanterie um Vergebung bitten. Ich habe ihm die Versicherung in Ihrem Namen gegeben, daß bei uns nur die Musquetier so galant thäten, wenn sie in der Schenke wären. Herr Damon hat ihm die Wahrheit auch ziemlich gesagt. Wir wollen ihn bey Tische schon demüthigen. Er ist eben so verzagt, als er unverschämt ist.

Hr. Orgon. Da hören Sies. So will ich denn immer hingehen. Das Essen möchte kalt werden, und kalt ist es Niemanden gesund.

Fr. Orgon. Gehen Sie doch nur. Wir brauchen Sie ja nicht. Wir können den Weg allein finden.

Zehnter Auftritt.

Frau Orgon. Carolinchen.

Fr. Orgon. Ach liebstes Carolinchen! Womit soll ich Ihnen doch Ihre Aufrichtigkeit belohnen, daß Sie mir so redlich beygestanden haben? Machen Sie ihn nur über Tische recht schamroth. Ich habe es schon gehört, Sie sind ihm gewachsen, und wissen seine Schwäche recht lächerlich zu machen. Sagen Sie mir nur, womit ich Ihnen dienen soll, daß Sie mich von so einem Ungeheuer befreyet haben?

Carolinchen. Mit nichts, als Ihrer Gewogenheit. Ihre Ehre ist mir so kostbar, als die meinige. Und einem Unverschämten muß jedes Frauenzimmer sehen lassen, daß wir Herz

genug haben, seine Verwegenheit auf die verächtlichste Weise zu bestrafen.

Fr. Orgon. Liebstes Kind, ich bin Ihnen ewig gut. Und da ich ohnedieß wegen der letzten Bemühung mit dem Einkaufe meiner Spitzen noch in Ihrer Schuld bin: so will ich Ihnen hier ein Lotterieloos, das ich heute geschenkt bekommen habe, als eine kleine Erkenntlichkeit geben. Gewinnen Sie auch nichts damit: so sollen Sie es doch zeitlebens bey mir zu genießen haben.

Carolinchen. Madam, lassen Sie mir das Vergnügen, wenn ich Ihnen anders gedienet habe, daß ich Ihnen ohne Belohnung gedient habe. Behalten Sie das Loos. Ich nehme es nicht an, und bin belohnt genug, wenn Sie mich für aufrichtig und dienstfertig halten. Darf ich mir aber eine andere Gefälligkeit ausbitten, so reden Sie bey Gelegenheit mit meinem Herrn Vetter, daß er seine Frau, meine liebe Frau Muhme, nicht mehr in dem Verdachte haben sollte, als ob sie etwas von seinem Vermögen an mich wendete. Ich versichere Sie, daß es nicht andem ist. Die alte Anverwandtinn, bey der ich wohne, giebt mir so viel, daß ich bey meinen andern Beschäfftigungen keinen Mangel, wenn gleich auch keinen Ueberfluß, habe.

Fr. Orgon. Ich lerne Sie nun erst recht kennen, und sehe, daß Sie mich lieb haben. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Aber itzt müssen Sie das Loos annehmen. Ich werde sonst nicht ruhig.

Carolinchen. Ich nehme es nicht an, Madam. Bleiben Sie nur meine gute Freundinn, und kommen Sie, damit sie nicht bey Tische auf uns warten dürfen. Herr Simon muß bey Tische entweder anders werden, oder so grausam gegen uns handeln und uns seine Gesellschaft entziehen.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. Was sagen Sie mir?

Hr. Orgon. Nicht anders. Hier ist der Brief von meinem Correspondenten in Berlin, und hier ist auch die Lotterieliste. Lesen Sie es nur selber, das Loos, Nummer 59, pour la vertu, hat zehn tausend Thaler gewonnen.

Fr. Damon. O das ist zu viel! Soll ichs auch glauben? Nein, nein, Herr Schwager, es muß ein Irrthum seyn. So viel verdiene ich nicht. Wenn es nur hundert Thaler sind, ich will gern zufrieden seyn, und noch dazu —

Hr. Orgon. Sie werden mir ja zutrauen, daß ich geschriebenes lesen kann? Den Briefträger und meine Magd haben Sie ja auch bey mir angetroffen. Zweifeln Sie denn gar, daß die Post noch nicht angekommen ist? Es ist recht gut, daß Sie glücklich gewesen sind.

Fr. Damon. Zehn tausend Thaler?

Hr. Orgon. Machen Sie mit dem Gelde, was Sie wollen. Ich mag nichts davon haben. Können Sie doch meiner Magd etliche Groschen Trinkgeld geben. Wenn ich nur den Brief schon wieder beantwortet hätte! Ich schreibe sehr ungerne Briefe; aber ich muß es doch thun. Binnen acht Tagen soll das Geld gegen den gesetzten Abzug ausgezahlet werden. Hier haben Sie die Liste, wenn Sie solche etwa Ihrem Herrn Liebsten zeigen wollen.

Fr. Damon. Zehn tausend Thaler! O wie theile ich so vieles Geld ein, daß ichs recht nützlich anwende? Nun will ich mein Carolinchen recht nach Wunsche versorgen. Ist es denn auch gewiß, oder betrügen mich meine Augen? Was für eine

Freude wird nicht mein lieber Mann haben! Herr Schwager, zehn tausend Thaler habe ich mit vier Thalern gewonnen? Das ist unerhört! Ach! ich muß gehen, und es meinem Manne sagen. O wie vielen wackern Leuten werde ich dafür gutes thun können! Nunmehr will ich erst zufrieden leben, wenn ich Andere zufrieden machen kann. Und womit belohne ich denn Ihre Mühe? Sagen Sie mirs.

Hr. Orgon. Frau Schwägerinn, mit nichts in der Welt. Wenn ich meine Pfeife Taback in dem Garten noch werde geraucht haben, so wird meine Schlafzeit bald kommen. Alsdann lassen Sie mir eine Sänfte holen, und geben Sie den Männern etliche Groschen mehr, als gewöhnlich ist, damit sie mich recht sanft tragen. Das wird mir die größte Gefälligkeit seyn. Wollen Sie mir auch bey dem Abschiede noch ein Gläschen Aquavit geben: so hoffe ich, daß die Verdauung desto besser vor sich gehen, und mein Schlaf desto ruhiger seyn soll.

Fr. Damon. Sie bitten sich auch sehr geringe Dinge aus. Befehlen Sie, was Sie wollen; alles soll zu Ihren Diensten stehen. Doch, lieber Herr Schwager, wird auch mein Mann mit tausend Thalern zufrieden seyn? Wird er mir auch erlauben, daß ich das Uebrige zu Carolinchens Heirath und andern Gutthaten anwenden darf?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Fr. Damon. Ach allerliebster Mann, ich kann es vor großen Freuden kaum —

Hr. Damon. Nun, mein liebes Kind, es ist mir recht lieb, daß Du an meinem Geburtstage so froh bist. Ich bin es auch. Ich habe ohne Dein Wissen die Musik bestellt, und will Dich eben zum Tanzen holen. Wer weis, wenn wir —

Fr. Damon. Ach mein lieber Mann, lassen Sie keine Musik kommen. Ich bin viel zu froh, als daß ich tanzen könnte. Wollen Sie mir wohl eine Bitte gewähren?

Hr. Damon. Was giebt es denn, meine liebe Tochter? Rede doch, ich will Dir alles versprechen. Du bist meine liebe Frau, wenn Du nur etwas genauer seyn wolltest. Ich will Dirs schon sagen, was ich auf dem Herzen habe, wenn wir wieder allein sind. Du hast es nicht böse gemeynt.

Hr. Orgon. Wenn Sie es sagen wollen, Frau Schwägerinn, so machen Sie. Ich gehe sonst, und stopfe meine Pfeife Knaster ein.

Fr. Damon (zu ihrem Manne). Wollten Sie mir wohl erlauben, wenn ich tausend Thaler in der Lotterie gewinnen sollte, daß ich die Hälfte —

Hr. Damon. Was redest Du, mein Kind? Wie wird mir denn! Ich bekomme solche Angst. Sollte ich denn ein Glas Wein zu viel getrunken haben? Was willst Du mit der Lotterie? Wo weißt Du, ob Du zehn Thaler, geschweige tausend — Bricht mir doch der Angstschweiß recht aus. Ahndet mir denn gar etwas? Was willst Du mit der Lotterie?

Hr. Orgon. Das wird mir zu lange. Ich halte meine Ordnung und gehe. Ein Leben ohne Bequemlichkeit ist schlimmer, als der Tod.

Fr. Damon. Gehen Sie nur. Aber sagen Sie der übrigen Gesellschaft nichts von der Sache, bis ich selber komme.

Dritter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Fr. Damon. Ist Ihnen denn immer noch angst? Hören Sie mich nur an, liebster Mann, es wird Ihnen bald besser werden. Ich bin so glücklich gewesen —

Hr. Damon. Der Schlag rührt mich. Was willst Du haben? Es kann nicht möglich seyn. Ich unglücklicher Mann! Ich zittere, sage mir nichts weiter.

Fr. Damon. Ich bitte Sie um unserer Liebe willen, was fehlt Ihnen denn? Hören Sie doch nur, es ist kein Unglück. Ich habe von den alten Thalern, die ich schon lange liegen habe, vier Thaler in die Berlinische Lotterie, ohne Ihr Wissen, gelegt. Eben itzt hat Herr Orgon die Lotterieliste mit der Post bekommen, und ich bin so glücklich gewesen, zehn tausend Thaler zu gewinnen.

Hr. Damon. Ich bin des Todes. Was sagte ich? Wie? Zehn Thaler hast du nur gewonnen?

Fr. Damon. Zehn tausend Thaler. Lesen Sie doch nur. Ich sehe, Sie sind vor Freuden ganz bestürzt. Lassen Sie sich doch den Reichthum nicht so einnehmen. Sinnen Sie vielmehr darauf, wie wir ihn gut anwenden wollen. Sehen Sie, das Loos, pour la vertu, hat zehn tausend Thaler gewonnen. Ich will gleich den Zeddel holen, er liegt in meinem Wäschkasten.

Vierter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Sie sind es doch, Herr Simon? Ach! Doch lassen Sie mich allein, ich muß es überlegen. Nein, bleiben Sie hier.

Hr. Simon. Ich will eben von Ihnen Abschied nehmen, und mich für die erwiesene Ehre bedanken.

Hr. Damon. Wenig Ehre genossen, wenig Ehre! Ach verziehen Sie doch noch einen Augenblick, und haben Sie die Gutheit, und erlauben Sie mir das Lotterieloos noch auf eine Minute. Ich will, um besserer Richtigkeit willen, eine Ab-

schrift davon nehmen, und sie, als einen Beleg, zu der Rechnung bringen.

Hr. Simon. Was braucht es einer Abschrift? Sie haben ja mit keinem Geldjuden zu thun. Leben Sie wohl, und bitten Sie mich nicht wieder zu einer so traurigen Gesellschaft.

Hr. Damon. Ich lasse Sie nicht allein gehen. Ich will Sie begleiten, allerwerthester Herr Simon. Sie sind mein großer Gönner und Patron. Ich küsse Ihnen die Hand mit Demuth. Bemühen Sie sich nur, und geben Sie mir das Loos zum Abcopiren. Ich bin ein ordentlicher Mann, und wenn ich ein Glas Wein getrunken habe, so mache ich mir über die geringste Sache den größten Kummer, und falle Stundenlang darüber in eine rechte Melancholey. Das Loos, Herr Simon, das Loos! um aller Barmherzigkeit willen!

Hr. Simon. Ich sehe es recht gern, daß Sie einen kleinen Rausch haben. Wenn Ihr Wein etwas getaugt hätte, so hätte ich mich selber betrunken. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Ihr Burgunder mochte wohl vor dem Jahre in Naumburg gewachsen seyn. Adjeu, mein Herr, schlafen Sie Ihren Rausch aus, und sagen Sie Ihrer Jungfer Muhme, daß sie bey allen ihren Büchern eine Närrinn wäre.

Hr. Damon. Sie wollen gehen, ohne mir das Loos — Halt an! Ich muß das Loos haben, oder ich ersteche Sie. Hören Sie? mein Loos!

Hr. Simon. Das ist lustig. Ihr Landwein muß viel Schwefel bey sich haben.

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht betrunken. Ich will das Loos haben. Reden Sie mir nicht viel, sonst — Hier in diese Tasche steckten Sie es. Nur heraus damit!

Hr. Simon. Greifen Sie in alle Taschen, wenn Sie es finden, so will ichs Ihnen schenken.

Hr. Damon. Schenken wollen Sie mirs? Ach ich bin die-

ser Gnade nicht werth! Also haben Sie mirs geschenkt? In dieser Tasche ist es nicht; in dieser auch nicht. Wo haben Sie es?

Hr. Simon. Sie finden es nicht; ich habe es weggeschenkt.

Hr. Damon. Nein, Sie haben es versteckt. Weisen Sie mir den Hut; vielleicht steckt es zwischen einer Krempe. Nein, hier ist es auch nicht. Ziehen Sie sich aus; vielleicht haben Sie es auf der Brust oder —

Hr. Simon. Nun wird mir die Comödie zu lang. Kurz, ich habe das Loos der Frau Orgon geschenkt. Hier kömmt sie selbst. Lassen Sie mich in Frieden und schlafen Sie Ihren Burgunder Wein zu vier Groschen fein aus.

Fünfter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon (er denkt, es sey die Frau Orgon). Geben Sie es heraus, Frau Schwägerinn. Ich weis, Sie haben es. Herr Simon hat es gesagt. Ich lasse Sie nicht von der Stelle.

Fr. Damon. Sehen Sie denn nicht, daß ichs bin? Was zanken Sie sich mit der Frau Schwägerinn? Bald komme ich auf die Gedanken, daß Sie Ihrem Geburtstage zu Ehren ein Glas Wein zu viel getrunken haben. Gehen Sie zu Bette, mein lieber Schatz. Wenn ich nur wüßte, wo ich das Loos hingelegt hätte! Ich habe den ganzen Wäschschrank ausgesucht, und kann es nicht finden. Ich werde es doch nicht ganz und gar verworfen haben.

Hr. Damon. Ach ich unglücklicher Mann! Ist mir denn alles zuwider? Ich habe erfahren, daß Du Geld in die Lotterie geleget hast. Ich habe das Loos heute aus Deinem Schranke genommen, und es an meinen gottlosen Mündel verkauft, und der will es nicht wieder herausgeben. Und ich sollte die zehn tausend Thaler verlieren, die Du rechtmäßiger Weise gewonnen

hast? Nein. Ich muß das Loos haben, oder ich überlebe die Nacht nicht. Ich bin ein ehrlicher rechtschaffener Mann. Das Glück ist mir beschert gewesen; und die Welt wollte mich darum bringen? Ach mein Kind, laufe doch zu Herr Simonen. Er ist nach Hause gegangen. Falle ihm um den Hals und ruhe nicht, bis er dir das Loos giebt. Biete ihm zehn Thaler, biete ihm zwanzig, ja biete ihm hundert Thaler, bringe nur das Loos. Sprich, ich wollte mir ein Leides thun. Sprich, ich —

Fr. Damon. O das ist erbärmlich! Sie haben mein Loos verkauft, und bringen sich und mich um den ganzen Gewinnst? Das ist die gerechte Strafe für Ihren Geiz. Würden Sie wohl unglücklich geworden seyn, wenn Sie die vier Thaler entbehret hätten, die ich zu diesem Loose angewandt habe? Ich arme Frau! Wie dauert mich Carolinchen! Also soll ich Niemanden Gutes thun? O das schmerzt, wenn man die größte Freude, die größte Hoffnung in einem Augenblicke zu nichts werden sieht! Doch ich will es Ihnen vergeben. Es hat nicht seyn sollen! Das ist Trost genug. Fassen Sie sich, mein lieber Mann, nach meinem Beyspiele. Die Erfüllung unserer liebsten Wünsche pflegt oft unser Unglück zu seyn. Es hat nicht so seyn sollen.

Hr. Damon. Das mag ich alles nicht wissen. Sie sind eine leichtsinnige Frau. Unser Unglück ist nicht zu übersehen. Ich bin Schuld, und mein Mündel, und Sie und die verwünschte Frau Orgon, und alle sind Schuld. Gehen Sie, gehen Sie geschwind, und thun Sie Herr Simonen einen Fußfall.

Fr. Damon. Muthen Sie mir doch eine solche Niederträchtigkeit nicht zu. Ich werde Herr Simonen nicht das geringste gute Wort geben. Ich glaube, wenn ich zu ihm käme und ihn um das Loos bäte, er würde nach seiner Galanterie einen Preis darauf setzen, den ich ohne Abscheu nicht anhören könnte.

Hr. Damon. Sie wollen nicht zu ihm gehen? Haben Sie denn gar keine Liebe zu Ihrem Manne? Zehn tausend Thaler!

Darum wollen Sie keinen Fußfall thun? Gehn Sie. Eine Frau hat viel Gewalt über das Herz einer Mannsperson. Ueberwinden Sie sich, und machen Sie ihm die verbindlichsten Caressen. Sie bleiben doch meine Frau. Gehen Sie, oder ich sterbe.

Fr. Damon. Wo denken Sie hin? So muß ein Mann nicht reden, den ich lieben soll. Ich soll zu einem Menschen gehen, der die größte Unverschämtheit besitzt? Und wenn ich Sie durch die geringste Beleidigung der Tugend zu dem reichsten Manne in der Welt machen könnte: so werde ichs ewig nicht thun. Lassen Sie das Geld fahren. Ein zufriednes Herz ist mehr, als die ganze Welt.

Hr. Damon. Ja, ich will eben das zufriedne Herz haben, und darum sollen Sie gehen, und mir das Loos schaffen. Ach wie schlägt mir das Herz!

Fr. Damon. Ich thue nicht einen Tritt. Um reich zu seyn, mag ich nicht niederträchtig werden. Will mir Herr Simon, wenn er erfährt, daß das Loos mein gewesen ist, aus eignem Antriebe etwas davon geben: so will ichs mit vielem Danke annehmen. Wo nicht, so mag er den Gewinnst behalten. Ich bitte Sie herzlich, lernen Sie doch erkennen, daß der Reichthum nicht glücklich macht. Wenn Sie nun diese Nacht stürben, was würden Ihnen die zehn tausend Thaler und noch zehn tausend wohl helfen?

Hr. Damon. Ach nein, ich sterbe noch lange nicht. Meine Sachen sind noch gar nicht in Richtigkeit gebracht. Es wäre das größte Unglück für Dich und für mein Haus, wenn ich plötzlich aus der Welt gienge. Liebe Frau, weißt Du denn gar kein Mittel, wie ich das Loos in meine Hände bekommen kann? Ich will nach der Wache schicken, und den Mündel in Ketten und Banden schlagen, daß er mir nicht aus dem Lande läuft. Bete! Du bist ja fromm.

Fr. Damon. Sie sind einmal aufgebracht, und ich sehe, daß alle Vorstellungen so lange vergebens seyn werden, als Ihre Hitze anhält. Kommen Sie, wir wollen der Frau Orgon und Carolinchen unser Unglück klagen. Einem Freunde sein Herz entdecken und sein Mitleid sehen, beruhiget oft mehr, als alle Trostgründe. Beklagen Sie sich so sehr, als Sie wollen. Ich will Ihnen dieses traurige Vergnügen nicht nehmen. Aber toben Sie nur nicht.

Hr. Damon. Ach die verdammte Frau Schwägerinn! Der Fluch wird die treffen. Ich will selbst zu meinem Mündel gehen. Ich will ihm alles sagen. Ich will ihm Recht und Gerechtigkeit vorstellen. Ich will ihn, wie meinen Sohn, umarmen. Er ist ja ein Mensch; er wird sich doch erweichen lassen. Ich will bald wieder hier seyn.

Fr. Damon. Bleiben Sie doch hier. Es ist vergebens; oder warten Sie bis morgen früh. Wollen Sie meine Bitte nicht hören? Was fluchen Sie denn auf Ihre Frau Schwägerinn?

Sechster Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Hr. Orgon. Haben Sie mir denn die Sänfte bestellen lassen? Nunmehr will ich nach Hause, daß ich aus den Kleidern komme. Meine Frau mag nachkommen.

Fr. Damon. Ach lieber Herr Schwager, wenn Sie wissen sollten —

Hr. Orgon. Machen Sie doch keine Umstände mit mir. Ich bin sehr wohl mit der Mahlzeit zufrieden. Daß mir ein Stück Mandelkern von der kalten Schale in die unrechte Kehle kam, dafür können Sie nicht. Ihre Köchinn hätte die Mandeln kleiner schneiden sollen. Gute Nacht, liebe Frau Schwägerinn. Die Sänfte wird wohl da seyn.

Fr. Damon. Ich bitte, warten Sie doch einen Augenblick. Sie wissen ja nicht, was vorgegangen ist. Bedenken Sie nur —

Hr. Orgon. Nein, versuchen Sie mich nicht. Heute kann ich nicht mehr denken. Morgen früh, wenn ich gut geschlafen habe, will ich mirs sagen lassen, was vorgegangen ist. Es ist schon zu spät. Gute Nacht! Haben Sie denn noch ein Gläschen Abt- oder Zimmetwasser bey der Hand? So lange will ich noch warten.

Fr. Damon. Nur einen Augenblick Geduld! Mein Mann, bedenken Sie nur, hat diesen Nachmittag mir das Loos heimlich aus dem Schranke genommen, und es an seinen Mündel verkauft. Er will bald unsinnig darüber werden, und ich arme Frau komme um alle meine Freude, die ich mir eingebildet hatte. Vergeben Sie mir meine Schwachheit. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Wer hat sein Herz stets so in seiner Gewalt, daß er allen Regungen den Ausbruch verbieten könnte.

Hr. Orgon. Was weinen Sie denn? Seyn Sie zufrieden, daß Niemand von den Ihrigen einen Schaden an seinen gesunden Gliedmaßen genommen hat. Wie hätten Sie denn thun müssen, wenn Sie nichts in der Lotterie gewonnen hätten? Es ist das Zeitliche. Wenn wir zu essen und zu trinken haben, so ist ja alles gut. Andere Leute werden schon auch fortkommen. Mit unsrer Arbeit und Sorge, pflege ich zu sagen, ist nichts gethan. Lieber zehn tausend Thaler verloren, als Eine Nacht unruhig geschlafen. Folgen Sie meinem Exempel. Ich lasse mich weder von Freude noch von Betrübniß einnehmen. Wenn nur mein Körper verschonet bleibt, das andre quält mich nicht. Geben Sie mir doch das Gläschen Zimmet und ein Stückchen Quittenbrodt dazu. Es stärkt den Magen. Darnach will ich mich getrost auf den Weg machen.

Fr. Damon. Warten Sie doch nur, bis mein Liebster kömmt. Er ist noch zu dem Mündel wider meinen Willen ge-

laufen. Wie können Sie doch so gar unempfindlich seyn? An andrer Leute Freude oder Betrübniß Antheil zu nehmen, ist ja die natürlichste Regung. Und ich möchte nicht leben, wenn ich nicht gesellig leben sollte. Verlassen Sie mich nicht, bis mein Mann wieder kömmt, und helfen Sie ihm zureden.

Hr. Orgon. Ich kann Ihnen ja nichts helfen. Die Sache ist einmal verloren. Und was verloren ist, kömmt nicht wieder. Wer sich alles zu Gemüthe zieht, wird vor der Zeit grau. Ich fuhr einmal mit meinen besten vier Pferden durch ein Wasser, das sehr angelaufen war; oder besser, ich ließ den Kutscher durchfahren, und mich auf einer kleinen Fähre übersetzen. Indem ich von der Fähre ans Land stieg, sahe ich meinen Kutscher mit allen vier Pferden ersaufen. Der Fährmann schrie abscheulich. Aber, sagte ich, was schreyt ihr so? Wir können ihm nicht helfen. Wenn ich nur andere Pferde hätte, damit ich nicht zu Fuße gehen dürfte! Hätte ich wohl meinem Kutscher und dem Viehe das Leben gerettet, wenn ich betrübt geworden wäre? Und warum soll ich mir denn über ein Lotterieloos Unruhe machen? Was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern. Sie können ja in eine andere Lotterie legen. Also darf ich auch meines Correspondenten Brief morgen nicht beantworten, wenn Sie das Loos nicht mehr haben. Wer es hat, mag sich melden. Geben Sie mir nunmehr den Aquavit und gießen Sie ein wenig von dem Stugthonischen Lebensbalsam darunter. Er stärkt das Haupt, und ich habe heute außerordentlich viel reden und nachsinnen müssen.

Fr. Damon. Wenn Sie nicht länger verziehen wollen, so muß ich mirs gefallen lassen. Allein mein Mann hat den Hauptschlüssel bey sich, und ich kann Ihnen nicht mit gebranntem Wasser aufwarten, bis er zurück kömmt.

Hr. Orgon. Nein. Länger warte ich nicht. Ich danke Ihnen für erwiesene Ehre, und wünsche Ihnen und mir eine gute Nacht.

Siebenter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Ich habe den Herrn Vetter vorhin in großer Eil aus dem Hause laufen sehen, und kann nicht erfahren, wo er hingewollt hat.

Fr. Damon. Ach liebstes Kind, laß Dir ein Unglück erzählen! Doch du daurest mich, ich kann Dirs nicht sagen.

Carolinchen. Geht das Unglück mich an: so will ichs weit gelassener anhören, als wenn es Sie beträfe. Erzählen Sie mirs getrost. Ist mir etwa derjenige untreu geworden, der meine Liebe und mein ganzes Herz besitzt? Hat er sich etwa mit einer andern versprochen, die Vermögen hat? O nein. Glauben Sies nicht. Er hat das redlichste Herz, und liebt mich so sehr, daß ich mich kränke, daß ich ihn nicht wenigstens in der Liebe übertreffen kann, da er mich in allen andern Stücken übertrifft. Sie werden es sehen. Er kömmt noch diesen Abend und begleitet mich nach Hause. Er hat mirs versprochen.

Fr. Damon. Da ich von einem Unglück rede, so fällst Du gleich auf Deinen Liebhaber. Und das vergnügt mich, daß in Deinen Augen kein größer Unglück ist, als ihn zu verlieren. Er verdient Dein zärtlich Herz. Doch, liebes Kind, es ist etwas ganz anders, das uns begegnet ist. Versprich mir, daß Du nicht kläglich thun willst, wenn ich Dirs erzähle. Es geht Dich am meisten an.

Carolinchen. Liebe Frau Muhme, wenn die Sache meine Liebe und Ihre Person nicht betrifft: so bin ich schon zufrieden. Meine Ehre kann man mir nicht nehmen. Lassen Sie die Leute reden. Was ist es denn? Lassen Sie mich nicht so lange warten. Ich erschrecke nicht.

Fr. Damon. Vor kurzer Zeit erhalte ich durch Briefe von Berlin, die an den Herrn Orgon gerichtet waren, die erfreuliche Nachricht, daß ich zehn tausend Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Ich suche mein Loos; aber vergebens. Kurz, mein Mann hat es, ich weis nicht durch wen, erfahren, daß ich Geld in die Lotterie gelegt. Er geht in meinen Schrank, findet das Loos, und verkauft es diesen Nachmittag an seinen Mündel. Ist das nicht betrübt?

Carolinchen. Sie dauren mich von Herzen; aber Sie lieben ja das Geld nicht. Warum ängstigen Sie sich? Es wird Ihnen auch ohne die zehntausend Thaler allemal wohlgehen. Sie haben Schätze genug in anderer Leute Herzen.

Fr. Damon. Ich habe den Gewinnst nicht für mich verlangt. Er hätte nun groß oder klein seyn mögen: so wollte ich Dir die Hälfte schenken. Ach Carolinchen, weine nicht, ich bitte Dich. Die Vorsehung hat alle Güter in Händen. Sie hat gewiß einen Theil für Dich zurück gelegt. Bedaure mich, daß ich das Vermögen nicht habe, meine Liebe gegen Dich zu befriedigen.

Carolinchen. Meine Thränen sind keine Wirkungen des Unglücks, das Sie und ich erlitten haben. Ihre Liebe bringt mich zu dieser kindlichen Regung, und ich weis Ihre Großmuth durch nichts, als durch die empfindlichsten Thränen, zu belohnen. Sie haben so viele Jahre seit meiner Aeltern Tode für mich gesorgt, daß ich jener ihren Verlust wenig gefühlt habe. Ich bin Ihnen meine Auferziehung, meine Liebe zur Tugend und auch den redlichen Freund schuldig, der mich für die Seinige erklärt hat. Wollen Sie mich noch mit mehr Wohlthaten überhäufen? Ich küsse Ihnen die Hand mit einer Ehrerbietung, die bis ins Grab dauern soll.

Fr. Damon. Nun bin ich zufrieden, da ich Dich ruhig sehe. Komm, wir wollen wieder in den Garten gehen, und uns unter die Blumen setzen, und uns vergnügen, daß wir ge-

lassen genug sind, einen Unfall zu vergessen, der Andere zu Boden schlagen würde. Die ganze Welt ist unser. Mag doch Herr Simon das Loos haben!

Carolinchen. Nein, großmüthige Wohlthäterinn, hier ist das Loos. Es gehört für itzt mir zu, und ich zittre recht vor Vergnügen, daß ichs Ihnen schenken kann. Wenn es für die Tugend soll, wie die Devise sagt: so wird es nirgends besser als bey Ihnen aufgehoben seyn. Nehmen Sie es doch von mir mit dem redlichsten Kusse an.

Fr. Damon. Was höre ich, mein Kind, wie bist Du zu dem Loose gekommen? Hast Du Dich so weit herablassen können, es von Herr Simonen, einem Menschen anzunehmen, der Dir dein Glück und seine Wohlthat nunmehr unter dem unverschämtesten Vorwande vorwerfen wird? Ach wir wollen es ihm wiedergeben! Vielleicht schenkt er uns die Hälfte.

Carolinchen. Fürchten Sie nichts. Die Madam Orgon hat mir das Loos vor kurzem aufgedrungen; denn ihr hat es Herr Simon geschenkt. Sie wissen, daß sie wegen der für sie eingekauften Spitzen noch in meiner Schuld ist. Und für diese Mühe, wie sie sagte, und zugleich für den Dienst, den ich ihr bey der von Herr Simonen erlittenen Grobheit erwiesen, sollte dieses Loos eine Vergeltung seyn. Dem ungeachtet würde sie mirs nicht gegeben und ichs nicht angenommen haben, wenn nicht ein besonderer Umstand dazu gekommen wäre. Sie erzählte mir, daß sie aus Versehen ein Wort gegen den Herrn Damon von dem Loose hätte laufen lassen. Er müßte es darauf an Herr Simonen verkauft haben. Und damit Sie nicht über lang oder kurz auf üble Gedanken fallen möchten: so wollte sie mir das Loos schenken. Da ich dieses hörte, so nahm ichs an, um es Ihnen wieder zu geben. Die Frau Orgon mag sich nun geberden, wie sie will: so hat sie doch nichts an dem Gewinnste zu fordern.

Fr. Damon. Die böse Frau hat es meinem Manne ganz gewiß mit Fleiß gesagt, um mir Verdruß bey ihm zu machen. Wir wollen es ihr vergeben. Sie ist durch ihren Neid und durch unsern Gewinnst bestraft genug. Gott Lob! daß wir das Loos wieder haben. Wo hast Du denn Deine Wohlthäterinn gelassen? Ist sie denn ganz allein im Garten?

Carolinchen. Ach nein! Ihre Magd kam, sie abzuholen. Und ich konnte die Lobrede unmöglich mit anhören, die sie dem armen Menschen hielt; darum gieng ich aus Mitleiden fort.

Fr. Damon. Höre, Carolinchen, das Loos ist Dein. Ich hoffe, mein Mann wird mit tausend Thalern zufrieden seyn. Tausend will ich zu gewissen Wohlthaten anwenden. Und das übrige bleibt für Dich. Nun kannst Du —

Carolinchen. Sie sind noch zärtlicher gegen mich gesinnt, als eine Mutter. Ich nehme mein Glück von Ihren Händen an, und ich bin unruhig, daß ich nicht weiß, wie ich erkenntlich dafür seyn soll.

Fr. Damon. Ich verlange keinen andern Dank, als an Deiner Wohlfahrt mich zu vergnügen. Hast Du Gelegenheit, so diene Andern eben so gern, als ich Dir diene. Du bist meine liebe Tochter.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ist denn mein Mann gar schon nach Hause? Das will ich nicht hoffen.

Hr. Damon. Er wollte sich durch kein Bitten länger aufhalten lassen.

Fr. Orgon. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst, liebe Frau Schwägerinn. Sie haben uns recht vortrefflich bewirthet. Geben Sie mir doch ja bald die Ehre Ihres Besuchs nebst Ca-

rolinchen. Ich freue mich recht, wenn ich Sie sehe. Ich habe auch heute ein kleines Versehen begangen, weswegen ich Sie um Vergebung bitten muß. Ich denke, Ihr Herr Liebster weis es von dem Loose, sonst würde ich nicht so unbehutsam gewesen seyn. Ist es doch gut, daß das Loos so unverhofft in meine Hände gerathen ist; sonst wären Sie gewiß darum gekommen. Carolinchen wird es Ihnen schon gesagt haben, daß ich es ihr geschenkt habe. Und ich wollte sehr bitten, liebe Frau Schwester, daß Sie es dem guten Kinde ließen. Manchmal gewinnt man ein paar Thaler. Doch an die Auswärtigen kommen immer die kleinen Gewinnste und die großen bleiben im Lande. Leben Sie also —

Fr. Damon. Sie haben gar nicht Ursache sich zu bedanken, noch viel weniger um Vergebung zu bitten. Ich weis, Sie werden sich mit mir freuen, wenn ich Ihnen sage, daß das Loos zehn tausend Thaler gewonnen hat. Ihr Herr Liebster hat diese Nachricht vor kurzem mit der Post erhalten. Ich war eben im Begriffe, Ihnen diese fröhliche Zeitung zu hinterbringen.

Fr. Orgon. Zehn tausend Thaler! Das heißt gewonnen! An diesen Geburtstag will ich gedenken. Es soll mir der angenehmste Tag in meinem Leben seyn! Kann ich doch vor Freuden kaum mehr reden. Zehn tausend Thaler! Wissen Sie es gewiß, oder ist es nur eine Muthmaßung? Und so viel hat das Loos gewonnen, das ich in meinen Händen gehabt? Wenn ich Sie nicht so sehr lieb hätte, so würde ich Sie beneiden. Doch ich soll einmal nichts haben. Nun können Sie sich Kutsche und Pferde halten, Frau Schwester, und zu mir gefahren kommen. Ich gönne es Ihnen von Herzen.

Fr. Damon. Denken Sie denn, daß ich den Gewinnst nur zum Prachte anwenden werde? Kutsche und Pferde würden mich nicht ruhiger machen. Ich schicke mich gar nicht unter die Leute, deren Staat es erfordert, in einem Jahre mehr auf ein Pferdegeschirr zu wenden, als sie in zehn Jahren zu Gutthaten an-

wenden. Ich habe Carolinchen den größten Theil von dem Gewinnste geschenkt. Denn für sie war das Loos bestimmt, und sie hat Ursache sich bey Ihnen zu bedanken, daß Sie ihr wieder zu dem Loose verholfen haben.

Carolinchen. Ja, Madam, ich danke Ihnen auf das verbindlichste.

Fr. Orgon. Ersparen Sie mir die Mühe, Ihnen zu antworten. Ich weis nicht, ob die große Freude oder die Abendluft meine Krankheit wieder erregt haben. Ich arme Frau. Ihnen geht es so wohl, und ich habe nichts, als Noth. Je nun, seine Freunde glücklich sehen, ist bey mir auch ein Glück. Wenn der Juwelierer bald stirbt, so können Sie sich beide ein Rittergut kaufen, und alle Welt auslachen. Wenn Sie nur die zehn tausend Thaler auch gewiß ausgezahlt kriegen. Müssen Sie viel Abzug geben? Ach mein garstiger böser Mann, daß er mich denn nicht mitgenommen hat! Er soll es schon — Leben Sie recht wohl.

(Sie geht.)

Carolinchen. Warten Sie doch, Madam, ich will Sie begleiten.

Neunter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon. Der verwünschte Mündel! Ich habe ihn nicht angetroffen. Wer weis, wo das Loos diese Nacht bleibt! Ach ich elender Mann!

Fr. Damon. Mein lieber Schatz, das Loos ist da —

Hr. Damon. Wo ist es? Wo ist es? Wer hat es?

Fr. Damon. Carolinchen hat es, und sie hat es von der Frau Orgon geschenkt bekommen. Aber ich bitte Sie um unsrer Liebe willen, mein lieber Mann, lassen Sie es ihr. Sie haben ja einmal das Loos an Simonen verkauft gehabt. Und wie müßten Sie thun, wenn es der behalten hätte. Lassen Sie es Caro-

linchen. Es ist ja meine Waase. Sie haben ja Vermögen genug und keine Kinder. Ich bitte Sie mit Thränen, nehmen Sie es ihr nicht. Carolinchen will Ihnen tausend Thaler davon geben.

Hr. Damon. Weine nicht, ich kann Dich nicht weinen sehen. Du nimmst mir das Herz ganz. Nun weil ich Dich lieb habe, weil Du meine schöne Frau bist, und weil Deine Muhme eine vater- und mutterlose Waise ist: so will ich barmherzig seyn, und keinen Proceß anfangen, sondern mit tausend Thalern fürlieb nehmen. Aber sie muß einen Revers ausstellen, daß das Geld nach ihrem Tode an mich zurückfallen soll. Und die tausend Thaler muß ich baar und auf Einem Brete —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Hr. Damon (zu Carolinchen). Wo haben Sie die tausend Thaler? Hören Sie nur, Jungfer Muhme, weil Sie eine Waise sind, so will ich mit tausend Thalern zufrieden seyn. Aber gleich muß ich sie bekommen. Ich soll noch mehr Wechselbriefe annehmen, und es leidet keinen Verzug. Wollen Sie mir auch einen Revers geben, daß das übrige Geld nach Ihrem Tode an mich fallen soll? Wollen Sie nicht?

Carolinchen. Ja doch, Herr Vetter. Morgen will ich Ihnen Ihre tausend Thaler schaffen. Ganz gewiß.

Hr. Damon. Gut, gut! aber alles in Louis blanc; ander Geld nehme ich nicht. Ihr Vormund muß den Revers mit unterschreiben. Und die acht Thaler acht Groschen für Ihres Herrn Vaters Leichenbegängniß muß ich auch bekommen.

Carolinchen. Ja, ich will Ihnen auch acht Thaler acht Groschen Interesse dazu geben.

Hr. Damon. Nein, als Interesse nehme ichs nicht an. Denken Sie, daß ich so jüdisch bin? Wollen Sie mirs aber zur

Dankbarkeit geben, daß ich so lange gewartet habe, so nehme ichs willig an. Ich will gleich noch zu dem Herrn mit den Wechselbriefen laufen und ihm sagen, daß er morgen noch tausend Thaler bekommen soll. Es ist zum Profite noch nicht zu spät. Den Revers muß ich auch aufsetzen.

Eilfter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Fr. Damon. Mache Dir keine Sorge wegen des Reverses. Ich will meinen Mann schon besänftigen. Wenn er tausend Thaler und mich sieht, so läßt er sich schon bewegen. Ach da kömmt ja noch Dein Herr Anton!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Anton.

Hr. Anton. Vergeben Sie mir, Madam, daß ich unangemeldet herein komme. Ich habe Niemanden im ganzen Hause finden können. Sie werden es schon errathen, daß ich die Ehre haben will, Ihre Jungfer Muhme nach Hause zu begleiten.

Fr. Damon. Ich weis wohl, daß Sie nur zu mir kommen, wenn Carolinchen bey mir ist; aber dem ungeachtet sind Sie mir der angenehmste Gast. Sehen Sie nur, wie Sie Carolinchen leichtfertig ansieht. Sie mag merken, wie sauer es Ihnen ankömmt, daß Sie mir das Compliment eher machen müssen, als ihr.

Hr. Anton (zu Carolinchen). Mein liebes Carolinchen, soll ich die Ehre haben, Sie nach Hause zu begleiten?

Carolinchen. Ich werde gleich mit Ihnen gehen. Aber, wie ist es, Herr Anton, haben Sie mich auch noch lieb?

Hr. Anton. Wie fällt Ihnen denn diese Frage wieder ein, die ich Ihnen schon seit vier Jahren beantwortet habe?

Carolinchen. Weil ich keine wichtigere Frage in der Welt weis, als diese. Wird es Ihnen denn so sauer, ja! darauf zu sagen?

Hr. Anton. Nein, es geht mir nur nahe, daß Sie noch einen Augenblick an meiner Liebe zweifeln können. Quälen Sie mich nicht, Sie wissen es doch, daß ich Sie vollkommen liebe.

Fr. Damon. Sie weis es, Herr Anton. Carolinchen ist, wie die Leute, die einen Zweifel aufwerfen, damit sie zeigen können, daß sie von dem Gegentheile überführt sind.

Carolinchen (zu Herr Anton). Ja, ich glaube wohl, daß Sie mich lieben; aber werden Sie mich auch beständig lieben? Soll ich auch die Ihrige noch werden?

Hr. Anton. Wie, mein liebes Kind? Sie fragen mich, ob Sie noch die Meinige werden sollen? O, warum kann ich denn meine Umstände nicht so verbessern, als ich wünsche! Ich verlange nicht allein Sie zu besitzen, ich will auch, daß Sie bequem an meiner Seite leben können. Und wem wird es wohl unerträglicher, als mir, daß mein Glück meiner Liebe nicht gleicht? Madam, erklären Sie mir doch das Räthsel. Warum beunruhiget mich Carolinchen in Ihrer Gegenwart mit solchen Fragen, die mein ganzes Herz aufrührerisch machen? Hat sie vielleicht ein würdiger Glück gefunden, als ich ihr anbieten kann?

Fr. Damon. Nein, sie kann kein größer Glück finden, als sie an Ihnen gefunden hat. Ihre Fragen sind nichts, als Liebe und Zärtlichkeit.

Carolinchen. Aber, mein lieber Herr Anton, habe ich Ihnen nicht hundertmal gesagt, Sie sollen sich eine reiche Frau wählen, weil Ihre Umstände nicht so beschaffen sind, daß Sie mit einer armen bequem genug leben können? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich, aus Liebe für Sie, alle meine Ansprüche auf Ihr Herz will fahren lassen, nur damit ich Sie nicht unglücklich mache? Ich sage es Ihnen, daß ich kein größer Elend weis, als Sie zu verlieren; aber ehe ich Ihnen durch meine Er-

haltung das Leben zu einer Last, und zu einer beständigen Arbeit machen will: so sage ichs Ihnen nochmals in Gegenwart meiner Frau Muhme, daß ich lieber Ihre Liebe entbehren will.

Hr. Anton. Das ist erbarmenswürdig! Wenn bin ich Ihnen, mein liebes Kind, denn so gleichgültig geworden? Haben Sie denn nicht so viel Hoffnung zur Vorsicht und zu meinem Glücke, daß ich noch in bessere Umstände kommen werde? Ich thue ja alles, was möglich ist. Und der Gedanke, daß ich für Sie arbeite, macht mir die mühsamsten Verrichtungen zum Vergnügen. Ich kann Ihnen heute die Hand zur Ehe anbieten. Meine Einkünfte werden zu unserm Unterhalte zulangen; aber Sie sind mir zu lieb, als daß Sie in meinen Armen wegen der zukünftigen Zeiten bekümmert seyn sollten. Es ist mir unmöglich, an Ihrer Beständigkeit zu zweifeln. Finden Sie aber Ursache, Ihre Wahl zu verändern: so können Sie versichert seyn, daß ich Sie mit keinen andern Vorwürfen, als Thränen, beleidigen werde. Entdecken Sie mir doch, was vorgegangen ist. Ich werde ja die Freundschaft noch verdienen, wenn ich auch Ihrer Liebe nicht mehr werth bin.

Carolinchen. Ja ich will Ihnen alles entdecken. Sie haben mich geliebt, ehe ich das geringste Vermögen hatte. Ihr Umgang hat mich in der Tugend und Zärtlichkeit gestärkt. Und was kann man sich in der Welt wohl edlers wünschen, als diese beyden Stücke? Sie sind ein Liebhaber, aber auch stets ein aufrichtiger Freund gewesen. Ich bin mit Ihnen seit vier Jahren versprochen, und dieß Vergnügen ist noch so neu, als ob ichs erst gestern erhalten hätte. Sie verdienen eine bessere Frau als ich bin. Aber Sie haben mich doch gewählt, und ich will durch niemanden glücklich werden, als durch Sie. Hier haben Sie die Versicherung von zehn tausend Thalern, die ich, durch einen wunderbaren Zufall, in der Berliner Lotterie gewonnen habe. Sie sind mir bloß darum angenehm, weil ich sie Ihnen als ei-

nen Beweis meiner Liebe anbieten kann. Zwey tausend Thaler geben Sie an meine Frau Muhme; das übrige gehört Ihnen. Und Sie dürfen sich dieses Geschenks wegen nicht sowohl bey mir als bey dieser liebreichen Frau, bedanken. Haben Sie nun noch einen Kummer wegen unserer Liebe?

Hr. Anton. Was geben Sie mir? Ach liebstes Kind, Sie hätten so viel in der Lotterie gewonnen? Und alle unsere Sorge wäre durch diese Schickung gehoben?

Fr. Damon. Sie können sich sicher auf alles verlassen. Das Loos hat zehn tausend Thaler gewonnen. Kommen Sie nur in den Garten, und erholen Sie sich daselbst von Ihrer angenehmen Bestürzung. Da wollen wir Ihnen die ganze Sache vollständig erzählen. Das Loos ist ohne unser Wissen durch verschiedene Hände gegangen. Und dennoch hat es Carolinchen bekommen müssen, da mirs entzogen war. Denn für sie war es bestimmt. So sorgt die Fügung für eine tugendhafte Liebe.

Carolinchen. Bin ich nun die Ihrige? (Sie umarmt ihn.) Werden Sie nunmehr bequem mit mir leben können? Sie lieben mich doch unaufhörlich? Ja, Sie kennen mein Herz. Ach, wie reichlich wollen wir die Hoffnung von vier Jahren durch die getreuste Liebe befriedigen! Hätten Sie wohl gedacht, daß der Lohn für Ihre Tugend schon so nahe wäre?

Hr. Anton. Sehen Sie es nicht als den Lohn für meine Tugend an, sondern als ein Geschenk der Vorsicht. Glücklicher kann ich nicht werden, als ich nunmehr bin. So sind Sie denn die Meinige! Nun ist mir das Leben erst kostbar, da ich an dieser Gewißheit nicht länger zweifeln darf. Sie schenken mir nicht allein Ihr Herz, sondern auch auf die großmüthigste Art Ihr Vermögen. Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden. Ach meine liebe Caroline!

Fr. Damon. Wenn diese Ehe nicht zärtlich wird: so wird es keine in der Welt.

Sylvia.

Ein Schäferspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Sylvia.
Myrtill.
Damöt.
Montan.
Galathee.

Erster Auftritt.

Myrtill. Damöt.

Myrtill.

Du liebst sie?

Damöt.

Ja! Myrtill.

Myrtill.

Und hasts ihr nie gesagt?

Damöt.

Nein, weil ich zärtlich bin, so bin ich auch verzagt.

Myrtill.

Entdecke Sylvien die Regung deiner Triebe!

Damöt.

Die Lieb ihr zu gestehn, verhindert mich die Liebe.

Myrtill.

Wer liebt, wird sonst beredt.

Damöt.

Bey mir ist dieses nicht;
Mein Mund schweigt dennoch still, so viel mein Herz auch spricht.

Myrtill.

Doch was gewagt seyn muß, das darf man nicht verschieben;
Entdeck dich Sylvien!

Damöt.

Doch, wird sie mich auch lieben?
Erzürnen werd ich sie.

Myrtill.

Die Schönen zürnen oft,
Nicht, weil wir viel gesagt, nein, weil sie mehr gehofft.
Sie zürnen oft mit uns, bloß, weil sie haben wollen,
Daß wir den falschen Zorn recht zärtlich stillen sollen.

Damöt.

Doch wenn sie vor mir flieht?

Myrtill.

So bleibe du nicht stehn.
Dieß Fliehn ist ein Befehl, ihr weiter nachzugehn.
Sieh nur der Taube zu, wenn es ihr Liebling waget,
Und zärtlich vor ihr girrt, und seine Lieb ihr klaget.
Sie giebt ihm kein Gehör, und gönnt ihm kaum den Blick.
Er tritt noch näher hin, und sie tritt mehr zurück.
Sie zürnt; und er verstärkt durch Seufzen seine Klagen.
Noch fährt sie frostig fort, ihm alles abzuschlagen.
Und frostig eilt sie fort, und fliegt aufs nächste Dach.
Was fängt ihr Liebling an? Er fliegt ihr zärtlich nach.
Sie droht, als wollte sie von nenem weiter fliegen,
Und läßt, indem sie droht, sich schon von ihm besiegen.

Damöt.

Ach kenntest du nur erst die strenge Schäferinn!
Ihr unempfindlich Herz, ihr spröder Eigensinn,
Das sind die Fehler, Freund, die mich an ihr betrüben;
Und dennoch muß ich selbst die Fehler an ihr lieben.
Ich pflück ihr manchen Strauß, dieß läßt sie auch geschehn;
Doch keinen hab ich noch an ihrer Brust gesehn.
Jüngst bracht ich ihr ein Band: wie? sprach sie halb mit Lachen,
Es scheint, du willst mich dir recht sehr verbindlich machen.

Behalt es, lieber Freund, denn itzo brauch ich keins:
So bald ein Band mir fehlt: so bitt ich dich um eins.

Myrtill.

Nicht wahr, es kränkte dich?

Damöt.

Ich fieng mich an zu schämen;
Doch ihr Verweigern selbst konnt ich nicht übel nehmen.
Wenn gleich ihr Auge zürnt, so zürnt es dennoch schön,
Und selbst die Spröbigkeit kann ihren Reiz erhöhn.

Myrtill.

Der beste Rath ist der, entdeck ihr dein Verlangen.

Damöt.

Ja dieses will ich thun.

Myrtill.

Hier kömmt sie gleich gegangen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia.

Sylvia.

Ist Doris nicht bey euch?

Myrtill.

Sie? Nein, mein schönes Kind.
Was willst du denn bey ihr?

Sylvia.

Du fragst mich sehr geschwind.
Doch wenn du schweigen kannst, so will ich dirs wohl sagen;
Es läßt ein Wolf sich sehn, den wollen wir verjagen.

Myrtill.

Du scherzest, Sylvia, und dein Verweis ist fein;
Doch Doris ist nicht hier, ich will sie suchen.

Sylvia.

Nein!

Dieß kann ich selber thun. Lebt wohl!

Myrtill (zu Damöten).

Und du bleibst stehen?

(zu Sylvien.)

Ach Schäferinn, ein Wort!

Sylvia.

Was ists?

Damöt.

Willst du schon gehen?

Sylvia.

Ja wohl.

Damöt.

Ach! Sylvia, nicht wahr, du zürnest nicht,
Wenn dich ein Schäfer ehrt, und — wenn man mit dir spricht?

Sylvia.

Nein, beydes kann er thun; doch wird er lange fragen,
Alsdann kann ich mit Recht mich über ihn beklagen.

Myrtill.

So rede doch, Damöt.

Damöt.

Myrtill, o rede du!

Sylvia.

Fahrt immer beyde fort, so hör ich gerne zu.
Ihr sprecht, den Mienen nach, von ganz besondern Dingen;
Und dennoch wett ich viel, ihr habt nichts vorzubringen.

Damöt.

O, liebste Sylvia, könntst du mein Herz itzt sehn!

Sylvia.

So lüstern bin ich nicht.

Damöt.

O laß es doch geschehn,

Daß ich — dein treuster Freund —

Myrtill (zu Sylvien).

Ich muß es nur erzählen:

Ein Schäfer auf der Flur, den Lieb und Treu beseelen,
Liebt seit geraumer Zeit, doch nur zu seiner Pein;
Ihm fehlt, so sehr er liebt, das Glück, geliebt zu seyn.
Er zeigt sein redlich Herz in allen seinen Mienen,
Und ist, wenn man ihn kennt, mehr, als er erst geschienen.
Sein größter Fehler nur ist, daß er furchtsam liebt,
Und sich der Schäferinn nicht zu erkennen giebt.
Ein Strauß, ein kleiner Dienst, mehr wird er niemals wagen;
Und stets verschweigt sein Mund, was seine Blicke sagen.
Dem Echo klagt er oft von seiner Zärtlichkeit,
Und selbst den Wiederhall bewegt des Schäfers Leid.
Der schönste Tag läßt ihn nicht freudig bey den Heerden,
Und auch die stillste Nacht im Traum nicht ruhig werden.
Er stockt, wenn man ihn fragt, zeigt ein zerstreut Gesicht,
Und widerspricht sich schon, eh er zehn Worte spricht.
Er ist mein guter Freund, und dauert mich von Herzen.

Sylvia.

Doch alles, was ihn quält, sind selbst gemachte Schmerzen.
Wer ist die Schäferinn, die ihn so zärtlich macht?

Myrtill.

Die kleine Galathee.

Sylvia.

Dieß hab ich bald gedacht.

Allein, wer liebt sie denn?

Myrtill.

Ich hab ihn ja beschrieben.

Sieh nur Damöten an.

Sylvia.

Damöt, du kannst so lieben?

Damöt.

Ja! liebste Sylvia, mein Herz liebt sehnsuchtsvoll,
Und wartet auf dein Wort, wie lang es lieben soll.

Sylvia.

Bin ich denn Galathee?

Myrtill.

Dieß will er auch nicht sagen:
Du sollst der Schäferinn sein zärtlich Leiden klagen,
Und durch ein gutes Wort —

Sylvia.

Mein Wort nimmt wenig ein;
Sein Blick wird kräftiger, als meine Bitte, seyn.

Myrtill.

Erweis ihm doch den Dienst!

Sylvia.

Mein Dienst wird wenig nützen;
Doch wenn mein Bitten hilft: so soll er sie besitzen.
Ich geh und suche sie.

Dritter Auftritt.

Myrtill. Damöt.

Myrtill.

Du hast es schön gemacht.
Was hast du denn gethan? Geseufzt, gewünscht, gedacht,
Und kaum ein Wort geredt. Dieß heißt zur Unzeit schweigen,
Und statt der Zärtlichkeit nur seine Zagheit zeigen.

Damöt.

Was kann ich denn für das, was selbst die Liebe thut?
Eh Sylvia noch kam: so hatt ich vielen Muth.

Kaum aber sah ich sie: so wich, bey ihrem Blicke,
Mein erst so dreistes Herz schon ganz beschämt zurücke.
Ist, dacht ich bey mir selbst, dein Antrag schön genug?
Bald wünscht ich mir die Eil, bald wünscht ich den Verzug.
Mir fallen Zweifel ein, und zweifelnd werd ich blöde,
Und eh ich reden will: so denk ich schon, ich rede.

Myrtill.

Du hast sehr schlecht geredt!

Damöt.

Doch hab ichs gut gemeynt.

Myrtill.

Ja, denn du sagtest gar, du wärst ihr treuer Freund,
Und wünschtest, daß sie dir könnt in das Herze sehen.

Damöt.

Myrtill, ach quäl mich nicht! Genug, es ist geschehen.
Ich seh es gar zu wohl, die Spröde liebt mich nicht.
So wenig auch mein Mund, so dunkel er auch spricht:
So könnte sie doch schon aus der Verwirrung schliessen,
Was ich, und was mein Herz für sie empfinden müssen.

Myrtill.

Sie weis es ganz gewiß, die lose Sylvia.
Es war ihr angenehm, da sie dich seufzen sah.
Der Ton, mit dem sie sprach, verrieth ein still Verlangen;
Und Wunsch und Gegengunst erschien auf ihren Wangen.

Damöt.

Dieß kann nicht möglich seyn. Ich sah ihr ins Gesicht;
Doch, was mein Herz gewünscht, das fand mein Auge nicht.

Myrtill.

Du fürchtest, eh du siehst, drum siehst du da nur Schrecken,
Wo Andre Hoffnung sehn, und Zärtlichkeit entdecken.

Damöt.

Du willst mein Glück, Myrtill, und mehrst doch nur mein Weh.

Warum beredtst du sie, mein Wunsch sey Galathee?
Dieß ist ja wider mich und alle meine Triebe.

Myrtill.

Nein, Freund, es ist ein Dienst zum Glück in deiner Liebe,
So bald ich Galathee zu deiner Schöne sprach,
So bald vergaß sie sich; sie sann betroffen nach:
Ein heimlicher Verdruß erschien in ihrem Blicke,
Und der verrieth ihr Herz, und dein schon nahes Glücke.
Sie liebt.

Damöt.

Das glaub ich wohl, allein sie liebt nicht mich.

Myrtill.

Nun glaub es oder nicht, sie liebt und liebet dich!

Damöt.

O, wenn mir doch ihr Mund die Wahrheit selbst gestünde!

Myrtill.

Und schnitte Sylvia sie dir in jede Linde:
So fiele dir doch stets ein neuer Zweifel bey.
Dein Aug und auch dein Herz sind beyde dir nicht treu,
Und beyde hindern dich, die Furcht zu überwinden,
Und selber in der Furcht mußt du Vergnügen finden.

Damöt.

Doch gleichwohl quält sie mich.

Myrtill.

Sie quält dich ganz bequem.
Die Furcht macht selbst bey dir die Hoffnung angenehm.
Du raubst dir Sylvien, nicht um dein Herz zu quälen,
O nein! aus großer Lust, von neuem sie zu wählen.

Damöt.

Ich gehe, liebster Freund.

Myrtill.

Warum?

Damöt.

Dieß will mein Leid.
Ich bin nie glücklicher, als in der Einsamkeit.
Ihr darf ich ohne Zwang, was ich empfinde, sagen.
Sie läßt mich ruhig flehn, und ohne Vorwurf klagen,
Und dieß ist Glück genug.

Myrtill.

So suche denn dein Glück!
Ich warte hier. Vielleicht kömmt Sylvia zurück.

Vierter Auftritt.

Myrtill. Sylvia.

Sylvia.

Ich traf sie an, Myrtill.

Myrtill.

Wen hast du angetroffen?

Sylvia.

Die schöne Galathee. Damöt kann sicher hoffen.

Myrtill.

Wie? liebt ihn Galathee?

Sylvia.

So viel ich schließen kann:
So hat sie ihn geliebt, eh er sie lieb gewann.
Sie hörte, was ich sprach, mit einem frohen Lachen,
Und wird ihm seinen Sieg gewiß nicht sauer machen.

Myrtill.

Wie glücklich ist Damöt! Er liebt und wird geliebt.

Sylvia.

Doch mir gefällt kein Herz, das sich so bald ergiebt.
Man sey dem Schäfer gut, der uns weis hoch zu achten;

Allein man sey auch streng und laß ihn erstlich schmachten.
Die Liebe, die nicht kränkt, ist Liebe sonder Geist.
Wo kenn ich seine Treu, wenn er sie nicht beweist?
Allein, wo wird er sie uns denn beweisen können,
Wenn wir den Augenblick ihm alle Hoffnung gönnen?
Nein, streng und spröde seyn, ist wirklich unsre Pflicht;
Und wer dieß nicht erkennt, der kennt die Liebe nicht.
Wenn ich ein Schäfer wär, so glaub ich, daß michs kränkte,
Wenn Phyllis mir ihr Herz für einen Seufzer schenkte.

Myrtill.

Mein Kind, du schwatzest ja dein ganz Geheimniß aus.

Sylvia.

Was jeder wissen kann, das sag ich frey heraus.
Kurz, eine Schäferinn muß anfangs strenge scheinen,
Und was ihr Herz bejaht, muß doch ihr Mund verneinen.

Myrtill.

Allein das ist Betrug.

Sylvia.

Nein, es ist eine List,
Die Vielen strafbar scheint, und dennoch löblich ist;
Und unsre Sprödigkeit darf gar kein Schäfer hassen.
Wird er nicht zärtlicher, wenn wir ihn warten lassen?

Myrtill.

Wer hat dir das gesagt?

Sylvia.

Ich hab es nie gehört;
Doch war mein Herz so gut, und hat michs selbst gelehrt.

Myrtill.

Mich rührt ein solches Herz, und sollt ich zärtlich werden:
So gäb ich für dieß Herz mich selbst und meine Heerden.

Sylvia.

Du redst schon sehr vertraut. Soll dieß ein Antrag seyn?

Myrtill.

Ja, Kind, ich liebe dich. Du wirst es mir verzeihn.
Dein Werth hat mich gerührt.

Sylvia.

Das sind sehr schnelle Triebe.

Myrtill.

Du bist so klug, als schön.

Sylvia.

Und du bist ohne Liebe.
Verstelle dich nur nicht, die Sprache kenn ich schon.
Der Ton, mit dem du redst, ist ein erzwungner Ton.
Und wär es auch dein Ernst: so hast du nichts zu hoffen.

Myrtill.

Dein Herz —

Sylvia.

Mein Herz, Myrtill, hat schon die Wahl getroffen.

Myrtill.

Du schreckst mich nicht; dieß ist die Sprache deiner Pflicht,
Daß das dein Mund verneint, was doch dein Herz verspricht.
Du widerstehst mir nur, um meine Glut zu stärken.

Sylvia.

Nein, dieses kannst du leicht aus meinen Mienen merken.

Myrtill.

Allein, wen liebst du denn?

Sylvia.

Du fragst mich vor der Zeit.
Der Liebe stärkste Pflicht ist die Verschwiegenheit.
Zu meiner Zärtlichkeit verlang ich keine Zeugen.
Bey mir ist beydes eins, zu lieben und zu schweigen.

Myrtill.

Dein Mund spricht sehr beredt, wenn er vom Lieben spricht;
Allein, verzeih es mir, du kennst die Liebe nicht,

Und hast noch nie geliebt. Denn dein Entwurf der Liebe
Ist noch zu ordentlich für die so regen Triebe.
Nimmt dich die Zärtlichkeit nur erst vollkommen ein;
So sey so stolz du willst, du hörst es auf zu seyn.
Der Schäfer, den du noch willst lange schmachten lassen,
Wird bald so glücklich seyn, dich schmachtend zu umfassen.

Sylvia.

Ich glaube gar, du denkst, mein Schäfer sey Damöt,
Der ohne Sprache kömmt, und sprachlos wieder geht.
Er, der nichts thut, als seufzt! Der Stumme, der Betrübte!
Ja! der verdiente wohl, daß man ihn heimlich liebte.

Myrtill.

Nein, er verdient es nicht, und niemals liebst du ihn.

Sylvia.

Er mag zu Galathee mit seinen Klagen fliehn.
Sie sey von ihm geliebt, ich will sie nicht beneiden.
Wer immer traurig ist, den kann ich auch nicht leiden.

Myrtill.

Du hast vollkommen recht; er ist nie aufgeräumt.

Sylvia.

Er sieht mich an, und sinnt —

Myrtill.

Mit einem Wort, er träumt;
Allein die Lieb ist schuld. Sie raubt ihm Geist und Leben:
Doch beydes wird sie ihm gedoppelt wieder geben,
So bald er glücklich ist.

Sylvia.

Dieß kann wohl möglich seyn.
Doch, wie er itzo liebt, so schläft man bey ihm ein.

Myrtill.

Indessen liebt er treu.

Sylvia.

Vielleicht! wer kann das wissen,
Als seine Galathee, die uns sein Herz entrissen?

Myrtill.

Uns? Meynst du dich damit?

Sylvia.

Ach nein! die ganze Flur.

Myrtill.

Damöt ist sittsam, klug, und zärtlich von Natur.

Sylvia.

Dieß lob ich selbst an ihm.

Myrtill.

Ich sehe mit Vergnügen,
Wenn um sein voll Gesicht die braunen Locken fliegen.

Sylvia.

Ja! lockigt Haar steht fein.

Myrtill.

Und wenn er lächelnd spricht:
So drückt das Lächeln ihm zwey Grübchen ins Gesicht.
Er lacht nicht, wie Montan.

Sylvia.

Doch beyde sind zu schelten;
Denn dieser lacht zu oft, und jener lacht zu selten.

Myrtill.

Schön singen kann Damöt.

Sylvia.

Er singt in Wahrheit schön;
Doch alles, was er singt, kann man ihm nicht verstehn.

Myrtill.

Dieß dächt ich eben nicht.

Sylvia.

Ich hab ihn hören singen.

Myrtill.

Ja! dann und wann ein Wort, das pflegt er zu verschlingen.
Drey Wörter weis ich selbst, die singt er zu geschwind,
Kuß, Lieb und Zärtlichkeit!

Sylvia.

Wenns keine schönern sind:
So eil er, wie er will, sein Lied wird nichts verlieren.
Dieß sind die Wörter nicht, die mich im Singen rühren.
Mir wird ein Augenblick bey solchen Liedern lang.

Myrtill.

Ja! denn ein schöner Mund dient mehr, als zum Gesang.
Allein ich muß doch gehn, und es Damöten sagen,
Wie viel zu seinem Glück dein Bitten beygetragen.
So liebt ihn Galathee?

Sylvia.

Geh nur! du hörst es ja.

Fünfter Auftritt.

Sylvia allein.

So liebt Damöt mich nicht? Ich arme Sylvia!
Der Unbeständige! Sonst schien er mir gewogen,
Und nun wird Galathee von ihm mir vorgezogen?
Damöt, Damöt ist falsch, so treu er auch erst schien!
Verdient er wohl mein Herz? Nein, hassen will ich ihn!

Sechster Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Nein! hassen will ich ihn! So viel hab ich vernommen.

Sylvia.

Du hättest mehr gehört, wärst du nur ehr gekommen.
Damöt ist nicht bey mir, wenn du ihn suchen willt.

Galathee.

Es kränkt mich, daß Damöt sein Wort so spät erfüllt,
Er bat mich, hier zu seyn, und läßt sich noch nicht finden.

Sylvia.

Ein Schäfer pflegt sich nicht stets an sein Wort zu binden.

Galathee.

Nein! was Damöt verspricht, das hält er ganz gewiß.
Was Andre hindern kann, ist ihm kein Hinderniß.

Sylvia.

Ja! was man heftig wünscht, das hält man für gegründet.
Und nimmt sich sehr in Acht, daß mans nicht unwahr findet.

Galathee.

Ach! liebe Sylvia, du kennst Damöten nicht.
Sein Herz redt allemal, so oft sein Mund nur spricht.

Sylvia.

Drum pflegt Damöt des Tags auch nur einmal zu sprechen;
Die Sprache, die er redt, muß doch den Geist sehr schwächen.

Galathee.

Wahr ists, er redt nicht viel. Doch geb ich ihm den Preis
Vor jedem, der nichts sagt, und viel zu plaudern weis.
Ein solcher Umgang quält.

Sylvia.

Doch der mit stummen Schäfern
Dient auch zu weiter nichts, als uns bald einzuschläfern.

Galathee.

Daß er so wenig redt, das macht, er meynt es treu.

Sylvia.

Ja, wen man einmal liebt, der ist von Fehlern frey.

Galathee.

Die Schwalbe läßt ihr Lied den ganzen Sommer klingen;
Allein die Nachtigall pflegt kurze Zeit zu singen.
Wie lang ein Schäfer schweigt, dieß untersuch ich nicht:

Gnug, daß er, wenn er redt, geschickt und zärtlich spricht.

Sylvia.

Den Einfall hast du bloß der Liebe zuzuschreiben.
Nein! keine Nachtigall! Er soll ein Schäfer bleiben.
Damöt gefällt dir stets, er mag sich gleich vergehn.
An einem, den man liebt, wird auch ein Fehler schön.

Galathee.

Verdient Damöt denn nicht, von mir geliebt zu werden?

Sylvia.

Dieß hab ich nicht gesagt. Damöt und seine Heerden,
Sind beyde liebenswerth.

Galathee.

Was Heerden? Er allein
Erregt in mir den Wunsch, von ihm geliebt zu seyn.
Und hätt er auch kein Schaf: so würde michs nicht kränken;
Mit Freuden wollt ich ihm mich und die Heerden schenken.
Der zärtliche Damöt! Sein Name klingt schon schön.
Ach! liebe Sylvia, mußt dus nicht selbst gestehn?

Sylvia.

Sein Name rührt mich nicht.

Galathee.

Auch nicht die schönen Mienen?

Sylvia.

Wer weis es, Galathee, ob sie dieß Lob verdienen?

Galathee.

Sein kleiner rother Mund, die braunen Augen!

Sylvia.

Braun?
Du mußt den, den du liebst, nicht recht ins Auge schaun.
Die blauen Augen!

Galathee.

Ja! die blauen wollt ich sagen,

Die uns gefährlich sind, weil sie bescheiden klagen.
Sein lockicht weiches Haar, sein rundes volles Kinn!

Sylvia.

Du machst Damöten gar zu einer Schäferinn.
So sehr er dir gefällt, gefällt er doch nicht allen.
Ich hab ihn oft gesehn, nie hat er mir gefallen.
Ich bin ihm, wie gesagt, nicht feind und auch nicht gut,
Und fürchte, daß Damöt mit vielen freundlich thut.

Galathee.

Ja, freundlich muß er thun mit allen Schäferinnen;
Doch Eine muß sein Herz vor andern lieb gewinnen.
Damöt liebt viel zu stark, als daß er viele liebt.

Sylvia.

Damöt sey immer dein. Dieß macht mich nicht betrübt.

Galathee.

O sage, was du willst, du liebst ihn doch im Stillen;
Ich aber lieb ihn nicht. Ich liebe nur Myrtillen;
Nein, falsche Sylvia! Umsonst ist deine List:
Man merkt es gar zu bald, daß du ihm günstig bist,
Und dennoch —

Sylvia.

Zürne nicht. Ich hab es leugnen müssen.
Ich lieb ihn lange schon: allein er solls nicht wissen.

Galathee.

Nicht wissen?

Sylvia.

Nein, mein Kind. Mein Herz soll spröde seyn.
Man nimmt durch diesen Zwang den Schäfer stärker ein.
Das Klagen hör ich gern. Ich laß ihn wenig hoffen,
Und heimlich fühlt sich doch mein ganzes Herz getroffen.
Er klagt noch nicht genug. Denn wenn er reden will:
So klagt sein Auge nur; allein sein Mund schweigt still.

Ich treib auf seine Flur, aus Sehnsucht ihn zu sehen.
Und thu, als wär es nur von ungefähr geschehen.
Er kömmt, er sieht mich an, er nennt mich wohl sein Kind,
Er seufzt. Dieß rührt mich zwar; doch zürnt mein Blick geschwind.
Der gute Schäfer schweigt; allein, wer heißt ihn schweigen?
Er soll sein zärtlich Herz mir nur vollkommner zeigen.

Galathee.

Dieß ist ein kleiner Stolz.

Sylvia.

Ein kleiner Stolz ist gut;
Er mehrt des Schäfers Leid, doch auch des Schäfers Glut,
Er muß beständig seyn. Ich laß ihn langsam siegen,
Um ihn durch diesen Sieg gewisser zu vergnügen.

Galathee.

Allein, wenn dich Damöt zu lange strenge sieht,
Und endlich dir sein Herz —

Sylvia.

Und mir sein Herz entzieht?
O denke nicht daran, ich hasse den Gedanken.

Galathee.

Mich deucht, dein standhaft Herz fängt heimlich an zu wanken.
Verlaß den Eigensinn. Du thust dir selbst Gewalt.
Wer glücklich lieben will, liebt dauerhaft und bald.
Sey gütger gegen ihn und gegen dein Verlangen.
Nicht immer blüht der Lenz auf den so schönen Wangen.
Zum Reden ist der Mund, doch auch zum Küssen schön.

Sylvia.

Ihn küssen soll mein Mund? Dieß wär ein neu Vergehn.

Galathee.

Dieß glückliche Vergehn verlangen zarte Triebe.
Die Liebe zeugt den Kuß, der Kuß vermehrt die Liebe.

Sylvia.

So viel erlangt er nicht. Ein Kuß läßt schon vertraut.
Nur hoffen soll Damöt. Nur —

Galathee.

Rede nicht so laut.
Dein stiller Schäfer kömmt. Versprich mir, ihn zu hören.
Ich will auch höflich seyn, und euch nicht länger stören.

Siebenter Auftritt.

Sylvia. Damöt.

Damöt.

Warum flieht Galathee, da sie mich kommen sieht?

Sylvia.

Entbehrst du denn so viel, wenn diese Schöne flieht?

Damöt.

Ach nein! doch sie versprach, mir hier bey diesen Bäumen —

Sylvia.

Ihr Herz, um das du flehst, dir endlich einzuräumen.
Soll ich von Eurem Glück vielleicht ein Zeuge seyn?
Doch nein, ein zärtlich Paar ist lieber ganz allein.
Die stummen Bäume sind bey ihm die liebsten Zeugen;
Sie hören sittsam zu, und wissen auch zu schweigen.

Damöt.

Du sinnst mit allem Fleiß auf das, was mich betrübt.
Nie liebt mich Galathee. Nie hab ich sie geliebt.
Myrtill trieb seinen Scherz. Er kennet meine Treue,
Und weis nur gar zu gut, wem ich die Liebe weihe.
Dir, schöne Sylvia, nur dir gehört mein Herz.
Mein unzufriedner Blick, mein Schweigen und mein Schmerz,
Und meine Gegenwart, mit der ich dich betrübe,
Ist nichts, als Zärtlichkeit, nichts, als die stärkste Liebe.

Sylvia.

Dieß alles sagst du mir, und wirst nicht einmal roth?

Damöt.

Ich sagte ja nichts mehr, als was mein Herz gebot.

Sylvia.

Dein Herz gebiete dir! mir kann es nicht gebieten.

Damöt.

O Kind! Ein zärtlich Herz —

Sylvia.

Davor will ich mich hüten.

Damöt.

Warum hat die Natur dir so viel Reiz gewährt,
Wenn ich nicht lieben soll? Verliere deinen Werth:
So wird sich meine Glut den Augenblick verlieren.
Weswegen bist du schön?

Sylvia.

Gewiß nicht, dich zu rühren.

Damöt.

So bist du, Sylvia, nur schön für dich allein,
Und schön, um nicht verehrt, und nicht geliebt zu seyn?
Frey von der Zärtlichkeit ist noch kein Herz geblieben.
Nur deines, Sylvia! —

Sylvia.

Nur meines wird nicht lieben.

Damöt.

Gieb mir die ganze Flur, ich gebe sie zurück,
Wenn ich nicht lieben soll. Die Lieb ist unser Glück.
Und ohne sie wird mich die größte Lust betrüben.

Sylvia.

Die Liebe sey dein Glück. Mein Glück ist, nicht zu lieben.

Damöt.

So nimmt dich keine Treu, kein Wunsch, kein Bitten ein?

Sylvia.

Mein Wunsch ist, nicht gehaßt und nicht geliebt zu seyn.

Damöt.

Der Wunsch raubt mir und dir das größte Glück des Lebens.
So hoff ich denn umsonst?

Sylvia.

Ja — ja, du hoffst vergebens.

Damöt.

So sey doch mitleidsvoll, wenn Du nicht zärtlich bist,
Und mache, daß mein Herz den Wunsch nach dir vergißt.

Sylvia.

Ich suche ja nichts mehr, als diesen Wunsch zu hindern,
Und meine Sprödigkeit soll deine Liebe mindern.

Damöt.

Wenn dieß das Mittel ist, so werd ich nie befreyt,
Ich liebe selbst an dir die größte Sprödigkeit.

Sylvia.

Aus Mitleid gegen dich will ich Myrtillen lieben:
So wird dein Wunsch nach mir und auch dein Leid vertrieben.

Damöt.

Ach strenge Schäferinn! Wird auch dein Herz nicht mein:
So bleibst du dennoch werth, von mir geliebt zu seyn.
Verschenke nur dein Herz. Ich will dich schweigend ehren,
Und deine Liebe nie durch meine Klage stören.
Nein, hasse nur ein Herz, das sich für dich erklärt.
O Kind, auch wenn du zürnst, bist du noch liebenswerth.

Sylvia.

Damöt, du hörst es wohl; mich kannst du nicht gewinnen:
Allein auf unsrer Flur sind schönre Schäferinnen.

Damöt.

Sie mögen schöner seyn. Dient dieß zu meiner Ruh?
In meinen Augen ist doch niemand schön, als du.
O hätt ich dir mein Herz nur länger noch verschwiegen!
Der Zweifel gab mir doch noch ein geheim Vergnügen.

Nun miß ich auch das Glück, das sonst die Hoffnung giebt.
Ach meine Sylvia! Du liebst mich nicht?

Achter Auftritt.

Galathee und die Vorigen.

Galathee.

Sie liebt!
Damöt, sie liebt dich längst. Wer wollte dich denn hassen?
(zu Sylvien.)
Wie lange willst du doch Damöten seufzen lassen?
Ich weis es ganz gewiß, du liebst sein redlich Herz.
Du hast mirs selbst gesagt.

Sylvia.

Gesagt? Dieß war mein Scherz.

Galathee.

So scherze denn nur fort. Die Liebe wird sich rächen.

Damöt (zur Galathee).

Und also hörst dus selbst; ich darf mir nichts versprechen.
Unruhig kam ich her, beschämt geh ich zurück.
O strenge Sylvia!

Neunter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Verstundst du diesen Blick?

Sylvia.

Sein Auge schien erzürnt.

Galathee.

Und wollte so viel sagen:
Ich will mir Sylvien aus den Gedanken schlagen.

Sylvia.

Damöt will untreu seyn, und mir sein Herz entziehn?

Galathee.

Er flieht dich ja mit Recht. Du heißt ihn selber fliehn.

Sylvia.

Wenn hab ich denn gesagt, daß mich Damöt soll meiden?

Galathee.

Der Schäfer muß dich fliehn; sonst wär er unbescheiden.
Du schlägst ihm alles ab; was soll er thun, als gehn?

Sylvia.

Allein, wer heißt ihn denn mein Wort so schlecht verstehn?
Ich lieb ihn allemal, und werd ihn lieben müssen.
Errathen soll er dieß; allein nicht völlig wissen.

Galathee.

Du liebst ihn; doch dein Herz steht mit sich selbst im Streit.
Ein kleiner Stolz kämpft noch mit deiner Zärtlichkeit.
Allein vergiß dich nur: so wird dein Stolz verschwinden.
Vergessen wirst du dich, sobald du wirst empfinden.
Was meynst du, hab ich recht?

Sylvia.

Ich habe nichts gehört.
Ich sann dem Zweifel nach, der meine Ruhe stört.
Damöt gieng frostig fort: vielleicht —

Galathee.

Wird dir schon bange?

Sylvia.

Mir bange? mir? ach nein! Allein er bleibt sehr lange.

Galathee.

Damöt kömmt nicht zurück.

Sylvia.

Er hat es ja gesagt.

Galathee.

Du hast sehr falsch gehört.

Sylvia.

Ich hab ihn selbst gefragt.

Galathee.

Du redst schon sehr verliebt. Wer hätt es meynen sollen?
Du denkst, du hast gefragt, weil du hast fragen wollen.

Sylvia.

Du glaubst, ich gräme mich. O glaub es nur, du irrst!

Galathee.

Nun kömmt der Augenblick, da du empfinden wirst.

Sylvia.

Ich sollt empfinden? Nein! Doch wird er wieder kommen?

Galathee.

Nun ist es ausgemacht, dein Herz ist eingenommen.

Sylvia.

Mein Herz? Nein, mein Damöt!

Galathee.

Ich heiße nicht Damöt.
Nein, es ist Galathee, die dir zur Seite steht.

Sylvia.

Mit deiner Spötterey! Ich kann mich wieder rächen.

Galathee.

Du zürnst? Wir wollen gleich von etwas anders sprechen.
Ich kann ein neues Lied, das auf die Liebe schilt,
Und nur die Freyheit lobt. Wenn du es hören willt:
So sing ich dir dieß Lied.

Sylvia.

Es mag ganz artig klingen;
Doch, meine Galathee, wer wird beständig singen?
Damöt singt auch so gern.

Galathee.

Das Lied ist schön erdacht.
Die Freyheit kriegt den Preis.

Sylvia.

Hat es Damöt gemacht?

Gewiß, es war zu viel, zu gehn und gar zu schmollen!
Er hätte wenigstens doch Abschied nehmen sollen.

Galathee.

Mein Lied sagt nichts davon.

Sylvia.

So flieht er denn vor mir?

Galathee.

Du irrst dich, Sylvia. Vom Liede reden wir.
Das allerliebste Lied! Ich muß dirs doch nur singen.

Sylvia.

Itzt nicht! Ja, wie es scheint, will er mein Herz erzwingen.
Ich muß nur selber gehn, und fragen, was ihm ist?

Galathee.

Nur daß sich nicht dein Herz im Fragen gar vergißt.

Zehnter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Wird unsre Sylvia sich bald geneigt erklären?

Galathee.

Ich glaub, ihr kleiner Stolz wird nicht mehr lange währen.
Erst suchte sie Damöt; nunmehr sucht sie schon ihn.
Sie denkt, er ist erzürnt, und wird sie künftig fliehn.

Myrtill.

Der ehrliche Damöt! dieß wird ihm wohl nicht träumen.
Ich traf ihn schlafend an, gleich zwischen diesen Bäumen.
Sie findet ihn gewiß, wenn sie ihn finden will.

Galathee.

Wie glücklich sind nicht wir, mein zärtlicher Myrtill!
Wir lieben ohne Streit bey gleichen Zärtlichkeiten.

Myrtill.

Nein! weißt du, liebes Kind, worüber wir noch streiten?

Galathee.

Du zweifelst immer noch, wer von uns stärker liebt?
Nimm mir den Vorzug nicht, den selbst mein Herz mir giebt.

Myrtill.

So glaubst du denn, mein Kind, ich liebte nicht vollkommen?

Galathee.

So glaubst du denn, mein Herz sey minder eingenommen?
Myrtill, laß mir den Ruhm; er dient zu meiner Ruh.
Du liebst vollkommen treu. Ich treuer noch, als du.

Myrtill.

Du bist mein liebster Wunsch.

Galathee.

Bist du nicht mein Verlangen?
Ich liebte dich zuerst.

Myrtill.

Nein, ich hab angefangen.
So bald ich dich gesehn; so hast du mich entzückt.

Galathee.

Du warst von mir geliebt, so bald ich dich erblickt.

Myrtill.

Wie oft hab ich nach dir die Fluren durchgestrichen!

Galathee.

Wie oft bin ich mit Zwang dir schamroth ausgewichen!

Myrtill.

Wenn du zu lange bliebst, so zürnt ich auf die Zeit.

Galathee.

Und ich, wenn du nicht kamst, auf deine Sittsamkeit.
O kennte Sylvia, wie ich, die süßen Triebe:
So säh ihr Schäfer schon sein Glück in ihrer Liebe;
So würd ein Augenblick, den sie, um stolz zu seyn,
Damöten warten läßt, sie schon im Herzen reun.

Myrtill.

Wir wollen zu ihr gehn, und mit der kleinen Spröden,
Damit sie sich ergiebt, recht offenherzig reden.
Wir bitten sie. Ich weis, uns hört die Schäferinn.

Galathee.

Durch Bitten stärken wir nur ihren Eigensinn.
Ihr eignes Herz wird sie weit eh, als wir, bezwingen.
Damöt muß frostig thun: so wird es ihm gelingen.
Ich kenne Sylvien nunmehr so gut, als mich.
So bald er sie verläßt: so bald ergiebt sie sich.
Er darf nur spröde thun: so wird er sie erbitten.
Und wenn er vor ihr flieht: so folgt sie seinen Schritten.
Und kurz, der beste Weg, wodurch er sie erhält,
Ist, daß er nicht mehr klagt, und sich gelassen stellt.

Myrtill.

Ja, wenn ihm auch sein Herz die kleinste List vergönnte,
Daß er zum Schein sie fliehn, und sich verstellen könnte.

Galathee.

Dieß wird leicht möglich seyn.

Myrtill.

Nein, bey Damöten nicht.
Denn redt er auch verstellt: so sieht doch sein Gesicht
Dabei nicht anders aus, als wollt er uns gestehen,
Wir sollten ihm verzeihn, er würd uns hintergehen.

Galathee.

Hilft die Verstellung nicht: so kann er sie doch fliehn.
Zwey Tage darf er nur sich Sylvien entziehn:
So hat er schon ihr Herz. Die Furcht, ihn zu verlieren,
Wird unsre Schäferinn bald zu Damöten führen.
Sie ist ihm gar zu gut.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen und Montan, lachend.

Myrtill.

Du lachst. Was ist geschehn?

Montan.

Ach lache mit, Myrtill; ich habe viel gesehn:
Was werd ich euch dadurch für ein Vergnügen machen!

Myrtill.

Erzähl es uns nur erst; dann wollen wir schon lachen.

Montan.

Hier in dem kleinen Busch sitz ich in guter Ruh,
Und höre ganz entzückt den Nachtigallen zu.

Galathee.

Der Anfang sagt nicht viel.

Montan.

Drauf kömmt Damöt gegangen.

Galathee.

Montan, soll ich vielleicht schon an zu lachen fangen?

Montan.

O störe mich doch nicht! Damöt klagt mir sein Leid,
Seufzt über Sylvien und ihre Spröbigkeit;
Kurz, er beklagt sich sehr.

Galathee.

Und wir sind zu beklagen,
Daß du uns Sachen bringst, die doch so wenig sagen.
Erzähl es doch nur kurz!

Montan.

Damöt setzt sich allein,
Und schläft an einem Baum vor großem Kummer ein.

Galathee.

Dieß ist die Neuigkeit?

Montan.

Ich bleibe zum Vergnügen,
Weil Philomele singt, in meiner Hecke liegen.

Galathee.

O! wenn ich bitten darf: so leg dich wieder hin.

Montan.

So höre doch! Drauf kömmt Damötens Schäferinn;
Sie trifft ihn schlafend an, bleibt von der Seite stehen,
Und überlegt es erst, ob sie will weiter gehen.
Nun tritt sie näher hin. Sie sieht ihm ins Gesicht;
Sie wirft mit Moos nach ihm, doch er erwacht noch nicht;
Sie sieht sich um.

Galathee.

Nach wem? nach deinen Nachtigallen?

Montan.

Genug, sie sieht sich um, und läßt ein Band entfallen.

Galathee.

Mit Fleiß?

Montan.

Ja wohl mit Fleiß. Sie macht es ganz geschickt.
Indem nun Sylvia sich nach dem Bande bückt:
So küßt sie ihn geschwind. Ich hätte schlafen sollen,
Wie hätt ich Sylvien den Kuß vergelten wollen!

Galathee.

O wegen der Gefahr schlaf immer ruhig ein!
Damöt wird von dem Kuß doch munter worden seyn?

Montan.

Ja wohl! Wie, hub sie an, hast du mich kommen hören?
Ich gieng ganz still vorbey und wollte dich nicht stören:
Doch bist du aufgewacht.

Myrtill.

Und dieß ist itzt geschehn?

Montan.

Gleich itzt. Ich schlich mich fort. Sie hat mich nicht gesehn.
Sie kommen hier vorbey. Wie wird sie nicht erröthen,
Wenn ich die Frage thu: Wer küßte denn Damöten?

Galathee.

O frage nicht so schlau. Nein, überlaß es mir,
Und rufe Sylvien; doch schweig, sie sind schon hier.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia und Damöt.

Damöt.

Bewegt dich nichts, mein Kind?

Sylvia.

Damöt, vergiß die Liebe;
Denn sonst verlaß ich dich, so gern ich bey dir bliebe.

Damöt.

Doch meine Zärtlichkeit —

Sylvia.

Der will ich bald entgehn.

Galathee.

O warte, Sylvia! ich habe nichts gesehn.

Sylvia.

Nein, wenn ich warten soll, so muß Damöt nicht klagen.

Galathee.

Damöt, du sollst nichts mehr von deiner Liebe sagen.
(zu Sylvien.)
Du bücktest dich geschwind, und machtest es recht schön.

Sylvia.

Was denn?

Galathee.

Erschrick nur nicht. Ich habe nichts gesehn.

Sylvia.

Ich bitte, sag ihm nichts.

Myrtill.

Was soll sie denn nicht sagen?

Sylvia.

Neugieriger Myrtill! Wer wird nach allem fragen?
Es ist nichts wichtiges.

Myrtill.

Auch eine Kleinigkeit,
Wenn sie dein Mund erzählt, macht dennoch mich erfreut.

Sylvia.

Wenn du noch länger fragst, so werd ich was ersinnen.

Myrtill.

Recht gut. Nur nichts zum Ruhm der strengen Schäferinnen.

Sylvia.

Warum so still, Damöt?

Damöt.

Mein Schweigen machst ja du.
Denn wenn ich reden will, so hörst du mir nicht zu.
Ich will dich länger nicht mit meiner Liebe quälen.

Montan.

Und ich, Damöt, will dir was Trauriges erzählen.
Ein Schäfer schlief einst ein, und seine Schäferinn
Kam gleich —

Sylvia.

Ich sehe wohl, daß ich verrathen bin.
Damöt, liebst du mich noch?

Damöt.

Ich liebe dich vollkommen.

Sylvia.

Und deine Zärtlichkeit hat längst mich eingenommen.

Damöt.

Ists möglich, liebst du mich?

Sylvia.

Ja, redlicher Damöt!

Ich wollte strenge seyn. Allein es war zu spät.
Ich schlug dir alles ab, doch wider mein Verlangen.
Dich wollt ich hintergehn, mich hab ich hintergangen.
Und soll ich dich beschämt noch um Vergebung flehn:
So thu ichs, mein Damöt, und will noch mehr gestehn.
Ich habe, da du schliefst, — willst du es weiter wissen:
So muß ich dich nunmehr zum andernmale küssen.

Damöt.

Du liebst mich, Sylvia! Ist auch mein Glück ein Traum?
Ich sehe mich geliebt, und dennoch glaub ichs kaum.

Sylvia.

Ich liebe dich, Damöt.

Montan.

Will mich denn niemand lieben?

Myrtill (zu Sylvien).

O Kind! wo ist dein Herz, dein strenges Herz geblieben?

Galathee.

Wo ist dein kleiner Stolz?

Sylvia.

Kein Stolz. Zwang war es nur.
Die größte Spröbigkeit weicht endlich der Natur.

Galathee.

Dieß hab ich dir gesagt.

Damöt.

Mein Wunsch ist eingetroffen.
Ich bin beglückt. Du liebst!

Sylvia (klopft ihm auf die Backen).

Nein! du hast nichts zu hoffen.

Die kranke Frau.

Ein Nachspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Frau Stephan.
Herr Stephan.
Jungfer Philippine, Stephans Muhme.
Jungfer Henriette, der Frau Stephan Stiefschwester.
Herr Wahrmund, ein Chiromantist.
Herr Richard.

Erster Auftritt.

Frau Stephan (auf einem Lehnstuhle). Jungfer Philippine.

Philippine. Wie? Madam! Sie befinden sich nicht wohl? Das beklage ich von Herzen. Womit kann ich Ihnen dienen?

Fr. Stephan. Mit nichts, als daß Sie sich keine Mühe geben, mir die Gefahr, in der ich mich befinde, geringe zu machen. Ich weis schon, wie Sie sind. Sie wollen einem stets einen Muth einsprechen, und da muß der schlimmste Zufall nur eine Kleinigkeit seyn, die keine Folgen nach sich zieht.

Philippine. Sagen Sie mir nur, was Ihnen zugestoßen ist. Ich schwöre es Ihnen zu, daß ich Sie nicht aufrichten will, wenn Sie anders in der Untröstlichkeit mehr angenehmes finden, als in der Beruhigung. Aufrichtig zu reden, so sehe ich Ihnen mehr einen Verdruß, als eine Krankheit an.

Fr. Stephan. Das konnte ich wohl denken, daß Ihnen Ihre Scharfsinnigkeit noch ein Dutzend Zweifel wegen meiner Krankheit machen würde. Jungfer Muhme, ich will Ihnen ein Wort im Vertrauen sagen. Sie waren vor etlichen Jahren viel artiger und bescheidener.

Philippine. Diese Lobrede auf mich schickt sich recht wohl zu dem verdrießlichen Wesen, das heute in Ihrem Gesichte herrscht. Wir wollen es andern überlassen, die Grenzen von Ihrer Klug-

heit und meiner Unbescheidenheit auszumessen. Damit ich Sie aber in der Freyheit, ohne Einwurf krank zu seyn, nicht länger störe: so will ich mich Ihnen empfehlen, und Ihnen in so weit baldige Besserung wünschen, als Sie dieselbe für gut befinden.

Fr. Stephan. Warten Sie doch, Jungfer Muhme, Sie wissen ja noch nicht, was mir fehlt. Ich bin krank, recht sehr krank, und den ganzen Vormittag mit gewaltigen Uebelkeiten beschweret gewesen. Vielleicht habe ich mich heute früh erkältet.

Philippine. Weil Sie über Uebelkeiten klagen, und besorgen, sich erkältet zu haben; so dächte ich, Sie legten sich eine Stunde zu Bette. Vielleicht können Sie sich durch die Wärme helfen. So beschwerlich die Uebelkeiten sind: so leicht gehen sie doch vorüber.

Fr. Stephan. Fangen Sie schon an mich zu trösten? Ich habe es ja nicht wissen wollen, daß eine Uebelkeit nicht so gefährlich ist, als der rothe und weiße Friesel in den sechs Wochen.

Philippine. Ich wiederhole meinen Rath: legen Sie sich zu Bette. Vielleicht wird Ihnen bald besser.

Fr. Stephan. Vielleicht wird Ihnen bald besser. Dieß klingt auch gar zu frostig, Jungfer Muhme. Woher wissen Sie es denn, daß mir bald besser werden, und daß meine Maladie weniger, als nichts bedeuten wird? Ich habe schon etliche Tage ein starkes Wallen im Geblüte gemerkt. Sie wissen es, ich klage mich nicht so leicht. Nein, Jungfer Muhme, es muß mir viel fehlen, ehe ich sage, daß mir etwas fehlt. Mußte mich denn die stolze Frau Richardinn eben heute, und zwar Vormittage, mit ihrem Staatsbesuche quälen, und mich in ihrer neuen Andrienne nöthigen, über mein Vermögen zu reden?

Philippine. Madam, dadurch werden Sie sich nicht curiren, daß Sie sich über Ihre Frau Schwägerinn von neuem ärgern. Denken Sie nicht mehr daran. Einer guten Freundinn kann man ja wohl eine kleine Schwachheit vergeben.

Fr. Stephan. Wenn Sie nur die Frau Richardinn hätten sehen sollen! Sie hatte von dem neumodischen Stoffe, der in dieser Messe erst zum Vorscheine gekommen ist, eine Andrienne an, und hatte sich recht in sich selbst verliebt. Sie that wie ein Kind. Sie fragte mich wohl hundertmal, wie mir der Stoff gefiele. Die Närrinn! Ich glaube, sie denkt, sie ist besser als ich, weil ich noch keine solche Andrienne habe. Nein, darüber werde ich nicht unruhig.

Philippine. Lassen Sie die Frau Richardinn tragen, was sie will. Die Kleider bedecken doch ihre Fehler nicht. Ich will Ihnen indessen das neue Stück von dem Jüngling lesen. Es enthält eine Ode an den Frühling. Sie gefällt mir vortrefflich; und ich hoffe, daß Ihnen die Tasse Caffee recht gut dabey schmecken soll.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich so gesund wäre, wie Sie: so möchte sich dieser Zeitvertreib wohl für mich schicken. Aber, wie können Sie mich mit Ihrem trockenen Wochenblatte quälen, da Sie wissen, daß ich krank bin? Wer weis, an welchem Fenster sich die Frau Richardinn itzt in ihrem neuen Putze sehen läßt. Wie närrisch ist nicht eine Frau, die sich dem Staate ergeben hat!

Philippine. Wenn ich Ihnen das Blatt nicht lesen soll: so werde ich wieder gehen; denn ich kann Ihnen doch sonst nichts helfen.

Fr. Stephan. Gehen Sie doch, ich wehre es Ihnen ja nicht. Hören Sie nur, Jungfer Philippine, ich denke, das Wochenblatt würde Ihnen auch nicht so gefallen, wenn es nicht der Jüngling hieße. Verstehen Sie mich?

Philippine. Sie wollen mir sagen, daß ich den jungen Mannspersonen eben nicht gram wäre. Wenn die Jünglinge alle so artig und gesittet wären, als der Charakter dieses Jünglings ist, den ich in den Händen habe: so könnten wir ohne

Fehler sehr vertraut mit ihnen umgehen, und ohne Beleidigung der Ehrbarkeit mit einander scherzen, und einander wohl gar küssen.

Fr. Stephan. Wenn Sie aus Ihren Wochenblättern keine schönere Wahrheiten lernen, als daß das Scherzen und Küssen eine erlaubte Sache ist: so wäre es, deucht mich, kein Unglück, wenn Sie Ihre Stunden mehr mit Nehen und Stücken, als mit Lesen zubrächten. Reden Sie doch nicht so frey.

Philippine. Ich rede, wie ich denke. Und wer nichts unerlaubtes denkt, der steht nicht in der Gefahr, zu frey zu reden.

Fr. Stephan. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Reden Sie nicht so gar zuversichtlich, Jungfer Muhme. Oder, wenn Sie ja Ihre Weisheit ausschütten müssen: so thun Sie es bey der Frau Richardinn. Vielleicht wäre ich heute nicht krank, wenn sie klüger wäre. Ich mag nicht in ihrer Abwesenheit von ihr reden. Aber ihr Mann ist ja nicht so vornehm, daß sie ihre Pracht mit seinem Stande entschuldigen könnte. Und der meinige geht als ein Rechnungsführer doch allezeit über den ihrigen. Thun Sie mir nur den Gefallen, und reden Sie kein Wort mehr von dieser stolzen Frau.

Philippine. Wenn habe ich denn von ihr geredet? Oder verbieten Sie mir nur deswegen von der Frau Richardinn nicht zu reden, damit ich desto eher von ihr reden soll?

Fr. Stephan. Sein Sie so gut, und verlassen Sie mich. Ich weis nicht, was Sie sich für eine unverschämte Art zu widersprechen angewöhnen. Sie werden machen, daß sich alle Gesellschaften vor Ihnen verschließen. Merken Sie sich doch die Regel, daß niemand weniger klug ist, als der, der sich einbildet, klüger, als alle Andre zu seyn.

Philippine. Weil Sie mich so liebreich gehen heißen: so will ich Ihnen gleich eine Probe geben, daß ich zu leben und mich in Andere zu schicken weis. Leben Sie wohl, Madam.

Fr. Stephan. Nicht doch, Jungfer Muhme. Bleiben Sie hier und sagen Sie es meinem Manne, wenn er von dem Doctor zurücke kömmt, daß ich mich zu Bette gelegt habe. Es wird mir gar zu schlimm. Ich merke neue Uebelkeiten — Herzklopfen — kurzen Athem — Bangigkeit — Seitenstechen — Ach die böse Frau, mit ihrem verwünschten Besuche!

Zweyter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Stephan.

Stephan. Wo ist meine arme kranke Frau? Der Doctor wird gleich zugegen seyn.

Philippine. Ihre arme kranke Frau sagte, sie wollte sich zu Bette legen, und ich vermuthe, daß sie es gethan haben wird.

Stephan. Ach liebe Jungfer Muhme! Ich weis nicht, warum mir so bange bey den übeln Zufällen meiner Frau ist. Wenn mir nur nicht etwas ahndet. Ich wäre der unglückseligste Mann, wenn mir meine Frau sterben sollte. Ich habe sie unaussprechlich lieb; und ich habe sie doch lange nicht so lieb, als sie es verdienet. Wenn ich nur wüßte, ob sie etwan schon schlummerte: so wollte ich sie gern nicht stören.

Philippine. Herr Vetter, was machen Sie sich für fürchterliche Vorstellungen! Man stirbt nicht gleich von einer Uebelkeit. Und wenn ich nicht sehr irre: so ist Ihre Frau Liebste dem Tode nicht so gar nahe. Ich habe lange mit ihr geredet. Sie nimmt noch gar zu viel Antheil an den Begebenheiten der Lebendigen, als daß ich ihren baldigen Abschied von der Welt besorgen sollte.

Stephan. So dächten Sie nicht, daß meine Frau sterben sollte? O wäre es doch dießmal wahr! Aber die öftern Uebelkeiten — das Herzklopfen — Der Doctor hörte alle diese Zufälle

sehr aufmerksam an. Er gerieth in ein tiefes Nachsinnen, und wußte nicht, was er dieser Krankheit für einen Namen geben sollte.

Philippine. Den Namen zu der Krankheit Ihrer Frau Liebste weis ich auch nicht. Allein vielleicht errathe ich bald die Ursache. Und weil mir diese nicht gefährlich scheint: so vermuthe ich auch keine gefährliche Wirkung.

Stephan. Ich höre es schon. Sie reden etwas verdeckt, weil Sie noch nicht verheirathet sind. Und daran thun Sie wohl. Vielleicht wollen Sie sagen, daß meine Frau guter Hoffnung ist.

Philippine. Daran habe ich nicht gedacht.

Stephan. Je nun, wenn es nur so wäre! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; und Kinder von meiner Frau müssen tausend gute Eigenschaften bekommen.

Philippine. Sie müssen. Das weis ich eben nicht.

Stephan. Und Sie können noch zweifeln, Jungfer Muhme? Ist nicht meine Frau die schönste in der ganzen Stadt?

Philippine. Weil diese Frage die ganze Stadt angehet: so mag sie auch die ganze Stadt ausmachen. Ich will keinen Ausspruch thun.

Stephan. Ist nicht meine Frau die artigste, die liebreichste, die klügste, die wirthschaftlichste, die galanteste, die frömmste Frau von der ganzen Welt? Und müßte der nicht mein Feind seyn, der mir widersprechen wollte?

Philippine. Herr Vetter, das heißt seine Frau auf Unkosten des ganzen weiblichen Geschlechts loben.

Stephan. Ich rede als ein vernünftiger Mann, der seine Frau kennt, und jeden Tag neue Vorzüge an ihr entdeckt. Denken Sie etwan, daß ich so wenig Einsicht habe, daß ich die Tugenden und Fehler an einer Person nicht wahrnehmen kann?

Philippine. O nein, das denke ich nicht. Sie haben eine sehr gute Einsicht, Herr Vetter. Aber Sie haben auch eine

große Liebe für Ihre Frau, und die Liebe verblendet unsere Einsicht zuweilen.

Stephan. Was soll denn diese gelehrte Anmerkung bedeuten? Bin ich denn etwa ein Mann, der an der Einbildung krank liegt?

Philippine. Herr Vetter, ich sehe, daß Sie böse werden, wenn man aufrichtig mit Ihnen spricht. Wir wollen unser Gespräch abbrechen. Sie sollen Recht haben.

Stephan. Ja, ich will nicht allein Recht haben, sondern ich will Ihnen auch zeigen, daß Sie Unrecht haben. Sagen Sie mir doch, was Sie an meiner lieben Frau auszusetzen haben? Ich will es durchaus wissen, was sie für Fehler hat; denn ich weis, daß sie keine hat.

Philippine. Wenn Sie schon überzeugt sind, daß sie keine hat: so bin ich zum voraus widerlegt. Und also erforderts die Klugheit, daß ich schweige.

Stephan. Nein, Sie sollen nicht schweigen. Sie sollen reden, damit ich Sie widerlegen, und die Ehre meiner Frau retten kann.

Philippine. Raube ich deswegen Ihrer Frau Liebste die Ehre, weil ich sie nicht mit den Augen ansehe, mit welchen Sie sie betrachten?

Stephan. Kurz und gut! Ich will es wissen, was meine Frau für Gebrechen hat. Und Sie müssen mir sie sagen.

Philippine. Weil ich muß: so sage ich Ihnen aufrichtig, was ich von der Gemüthsart Ihrer Frau Liebste denke. Ich halte sie für etwas eitel, stolz und gebieterisch. Außerdem hat sie ein ganz gutes Herz.

Stephan. Sind Sie denn ganz und gar unverschämt geworden? Wenn meine Frau das wäre, wofür Sie dieselbe ausgeben: so wäre ich ja ein Narr. Denn ich liebte sie, weil sie nicht liebenswürdig wäre.

Philippine. Ach nein, Herr Vetter. Man liebt an einer Frau nicht allein die Tugenden. Man liebt auch ihre Munterkeit, ihr schmeichelndes und liebkosendes Wesen, ihre einnehmende Miene, ihre gute Bildung, ihre Art, womit sie einem die Zärtlichkeiten kostbar zu machen weis.

Stephan. Jungfer Philippine, nehmen Sie mir meine Hitze nicht übel. Sie sind nicht klug. Und warum denn? weil Sie sich für klüger halten, als mich und meine Frau. Sehen Sie, ich mache keine langen Beweise, aber bündige. Beweisen Sie es doch, daß meine Frau eitel, stolz und dergleichen mehr ist.

Philippine. Den Beweis, daß Ihre Frau Liebste so ist, wie ich gesagt habe, kann ich Ihnen nicht vormalen. Sie müssen ihn in ihren Handlungen suchen.

Stephan. Jungfer Philippine, ich nehme Lehre an. Aber wer meine Frau ohne Grund und Ursache verkleinert, den halte ich für —

Philippine. Für was? Ich hoffe nicht, daß Sie schimpfen wollen? Sie haben mir ja befohlen, Ihnen die Fehler Ihrer Frau Liebste zu entdecken.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Bruder, Sie sollen den Augenblick zu Ihrer Frau Liebste kommen. Sie bekömmt einen Zufall über den andern.

Stephan. Ach ich unglücklicher Mann! Ja, ja, meine Frau wird wohl sterben. Die Prophezeihung des Herrn Wahrmunds wird wohl eintreffen. Ich armer Mann! Das ist schon recht für die Feinde meiner Frau. Henriette, warten Sie doch, bis Herr Wahrmund kömmt. Ich habe ihn hieher bestellt.

Vierter Auftritt.

Jungfer Philippine. Jungfer Henriette.

Henriette. Ich weis nicht, was meiner Stiefschwester fehlt. Sie liegt auf dem Bette, und redt schon von den Sachen, die sie mir vermachen will. Sie hat sehr schönes Geschmeide; aber mir zu Gefallen mag sie noch lange leben. Es muß ihr wohl sehr schlimm seyn.

Philippine. Vielleicht hätte sie manche Krankheit nicht, wenn ihr gütiger Mann weniger auf ihre Zufälle Achtung gäbe.

Henriette. Ich vertheidige meine Schwester nicht, und beschuldige sie auch nicht. Aber ein gütiger Mann ist in meinen Augen etwas vortreffliches. Sollte ich einmal heirathen: so heirathe ich, damit ich geliebt, recht sehr geliebt werde. Ich werde zwar nicht krank werden, um den Mann gefällig zu machen; aber ich will ihm das Leben sonst schon sauer machen.

Philippine. Wenn ich Sie anders recht verstehe: so wird es Ihrem Manne nicht wohl gehen, wenn er nicht täglich Ihr Wohlthäter, Ihr Anbeter und Ihr Sklav ist.

Henriette. Wenn Sie sich nur die traurige Ernsthaftigkeit abgewöhnten, von allen unsern Handlungen und Absichten auf das strengste zu urtheilen. Das heißt barbarisch mit sich und Andern verfahren. Ich mag ja nicht so schwermüthig seyn, wie Sie.

Philippine. Ich bin nichts weniger, als schwermüthig. Ich suche das Vergnügen an allen Orten auf, und wünsche es der ganzen Welt. Aber ich bin zugleich überzeugt, daß man nicht munter und nicht ruhig seyn kann, wenn man nicht zuvor ernsthaft und bedachtsam gewesen ist.

Henriette. Lassen Sie mir doch meinen Leichtsinn, meine Freyheit, nach meinem Einfalle zu handeln. Ich befinde mich

bey meiner Unbedachtsamkeit eben so wohl, als Sie sich bey Ihrer großen Ueberlegung befinden. Leben Sie wohl. Ich muß diesen Vormittag noch meinen Talander vollends hinaus lesen. Sehen Sie wohl? so weit bin ich schon seit gestern gekommen. Nachmittage will ich an meinen Charles nach Paris schreiben.

Philippine. Bleiben Sie hier und lesen Sie. Sie sollen ja auf Herr Wahrmunden warten. Ich will ohnedieß die Frau Muhme einen Augenblick in ihrem Elende besuchen; sonst möchte sie sich der Gelegenheit bedienen, und ohne Fieber allerhand zu meinem Lobe phantasiren.

Fünfter Auftritt.

Jungfer Henriette. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Vergeben Sie mir, Mamsell. Ich suche Herr Stephan. Er hat zu mir geschickt und mir sagen lassen, daß ich ohne Zeitverlust zu ihm kommen soll. In der That hat er mir keinen Gefallen gethan. Ich saß gleich in den tiefsten Betrachtungen. Ich soll unserm Grafen, Sie kennen ihn schon, die Nativität stellen. Diese habe ich ihm übermorgen versprochen: und gleichwohl mangeln mir noch zehn ganzer Jahre an seinem Leben; denn ich bin erst bis in sein vierzigstes Jahr: und funfzig Jahre wird er alt. Und es scheint nach den Aspecten, daß ihm in diesen zehn Jahren noch viel begegnen wird. Doch von verborgnen Sachen rede ich nicht gern. Wo ist Ihr Herr Bruder?

Henriette. Ich will ihn gleich herbey rufen. Aber Herr Wahrmund, sagen Sie mir doch, was Sie so geschwind bey ihm sollen? Es ist keine Neugierigkeit. Ich möchte es nur gern wissen.

Wahrmund. Das weis ich eben nicht, was ich bey ihm soll. Und wenn ichs auch muthmaßen könnte: so würde ichs Ih-

nen doch nicht sagen. Die Verschwiegenheit ist die Seele meiner Profession. Fragen Sie mich nicht, Mamsell.

Henriette. Mich deucht, es kömmt Ihnen weit säurer an, eine Sache zu verschweigen, als zehen auszuschwatzen. Punktiren Sie nur einige Augenblicke. Ich will indessen meinen Herrn Bruder rufen, und Ihnen zum voraus sagen, daß seine Frau seit heute früh krank ist; daß sie Ohnmachten hat. Doch hier kömmt ja der Herr Vetter. Ich werde bey dieser geheimen Audienz wohl nicht nöthig seyn.

Sechster Auftritt.

Herr Wahrmund. Herr Stephan.

Stephan. Ach lieber Herr Wahrmund, sind Sie da? Ich armer Mann bedarf Ihrer Freundschaft, Ihres Trostes —

Wahrmund. Sagen Sie mir nichts. Ich weis alles, was Sie sagen wollen. Sehen Sie wohl, daß ich hier in der Hand etliche Punkte mit Bleystifte gemacht habe? Ist nicht Ihre Frau Liebste krank? Bekömmt sie nicht eine Ohnmacht über die andere? Und wollen Sie nicht von mir wissen, ob diese Krankheit gefährlich ist? Habe ichs nicht errathen?

Stephan. Ists möglich! Wer giebt Ihnen doch alle Dinge ein? Herr Wahrmund, ich beschwöre Sie bey unserer Vertraulichkeit, entdecken Sie mir auf Ihr Gewissen, wie es mit meiner armen Frau werden wird. Der Doctor spricht, es könnte der Friesel auf dem Wege seyn.

Wahrmund. Possen!

Stephan. Das denk ich auch. Ich glaube vielmehr, daß sie mich bald zu einem glücklichen Vater machen will.

Wahrmund. Schlecht getroffen! Es ist eben so wenig daran zu gedenken.

Stephan. Und warum nicht? Ich wünschte es von Herzen.

Wahrmund. Das kann wohl seyn. Aber was kann ich dafür, daß es anders ist? Ich habe Ihrer Frau Liebste vor etlichen Wochen einmal in die Hand gesehen. Es steht kein Wort in ihrer Hand, weder von dem, noch von jenem. Aber es stehen ganz andere Dinge darinne.

Stephan. Und was denn für Dinge? Nur nicht der Tod, sonst alles! Ich elender Mann! Ich besinne mich wohl, was Sie ehmals zu mir gesagt haben.

Wahrmund. Dringen Sie nicht in mich. Sie möchten mehr erfahren, als Ihnen lieb ist. So viel sage ich Ihnen, Ihr Doctor weis nichts. Wenn er wüßte, was eine Lebenslinie wäre: so würde er dem Pulse nicht trauen. Die Lebenslinie in der Hand Ihrer Frau Liebste ist zweymal durchschnitten, und mit zwey großen rothen Punkten verletzet. Mehr mag ich nicht sagen. Eine Krankheit hat sie vor zwey Jahren ausgestanden; das ist der erste Schnitt. Eine steht ihr itzt bevor; das ist der andre Schnitt. Diesen muß ich noch einmal ansehen, und die vitalem mit der naturali und mensali genau vergleichen. Ihre Frau Liebste hat auf dem Nagel Iovis einen garstigen schwarzen Punkt; daher kömmt die Engbrüstigkeit, das Herzklopfen. Mehr will ich Ihnen nicht sagen. Ja ich wollte, daß ich noch gar nichts gesagt hätte. Genug, es sieht gefährlich aus, und —

Stephan. O verziehen Sie einen Augenblick! Ich will hören, ob meine liebe Frau Ihren Besuch annehmen will.

Siebenter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Wahrmund.

Philippine. Sagen Sie mir nur, ob das Ihr Ernst ist, was Sie dem Herrn Stephan itzt gesagt haben? Ich will es

Ihnen gestehen. Ich habe Sie behorcht; aber ich kann mir nicht einbilden, daß es so gefährlich mit der Frau Stephan aussieht, als Sie es machen.

Wahrmund. Mamsell ich muß es wissen, wie es aussieht; sonst würde ich nicht so dreist seyn, und es vorher sagen.

Philippine. Aber die Frage ist, ob Sie es gewiß wissen können; ob Sie sich nicht betrügen können?

Wahrmund. Ich kann mich deswegen nicht betrügen, weil ich nichts mehr sage, als was mich die Linien und Merkmale in den Händen und im Gesichte lehren.

Philippine. Mein Herr, dieß kann unmöglich seyn; sonst müßten Sie die Linien in Ihren eigenen Händen lehren, daß Sie vielleicht noch heute zum Gespötte mit Ihrer Kunst werden können. Denn wenn ich mich nicht sehr irre, so soll die Krankheit der Frau Stephan bald, und wohl noch heute vorüber gehen.

Wahrmund. Wenn dieß geschieht, so will ich mich vor Ihren Augen zur Strafe trepaniren lassen.

Philippine. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Wahrmund. Denn wenn die Frau Stephan besser wird: so habe ich morgen die Ehre, in Gesellschaft eines Doctors und Balbiers auf Ihrer Stube zu erscheinen, und einer merkwürdigen Operation beyzuwohnen.

Wahrmund. Meine gute Mamsell, Sie werden eine Wissenschaft, die so alt ist, als die Chiromantie, wohl nicht durch Ihren Witz um Ehre und Ansehen bringen. Grafen und Fürsten haben sie in Ehren gehalten, und ich kann mich leicht zufrieden geben, daß Sie sie verachten.

Philippine. Sie werden nicht viel mit dieser Schutzrede ausrichten. Gräfinnen und Fürstinnen haben sich von den Zigeunern wahrsagen lassen; deswegen bleiben diese Leute immer Betrüger.

Wahrmund. Was mengen Sie dieses Gesindel ins Spiel? Solche Leute wissen viel von unsrer Kunst. Es gehören gelehrte,

geschickte und ganz besondere Köpfe zu den chiromantischen Wissenschaften.

Philippine. Wie fein sind Sie! Sie können einem ganz unvermerkt sagen, daß Sie studirt haben, und einen großen Geist besitzen. Aber wenn Sie mirs nicht gesagt hätten: so würde ich über lang oder kurz, und vielleicht bey dem Trepaniren selbst darauf gefallen seyn. Doch woher wissen Sie denn, daß die Zeichen in den Händen und auf der Stirne eben das Schicksal der armen Sterblichen abschildern sollen, über welches die Vorsicht außerdem mit Fleiß einen sehr dicken Vorhang gezogen zu haben scheint?

Wahrmund. Stellen Sie kein Kinderexamen mit mir an. Was ist begreiflicher, als daß die Lebenslinie auf das Leben, die Ehrenlinie auf die Ehre, und der Gürtel der Venus auf die Liebe geht? Eben deswegen, weil sie so heißen, bedeuten sie dieses, und nichts anders. Und eben deswegen heißen sie so, wie sie heißen, weil sie das bedeuten, was sie bedeuten. Können Sie sich aus diesem Schlusse herausfinden, meine vielwissende [illegible]?

Philippine. Nicht gar wohl. Aber wie, wenn die Linien und Striche in unsern Händen nichts weiter vorstellten, als was die Ritzen und Lücken an den Bäumen vorstellen?

Wahrmund. Mamsell, es disputirt sich nicht gut mit Ihnen, denn Sie mengen eins in das andere. Genug, die Natur macht nichts vergebens. Und der Strich in der Lebenslinie der Frau Stephan bedeutet eine tödtliche Krankheit. Das ist genug gesagt.

Philippine. Weil Ihre Natur nichts umsonst macht: so werden die Mäler, die Leberflecken, und andere solche Erscheinungen an dem menschlichen Körper wohl auch ihre Bedeutung haben.

Wahrmund. Sie mögen bedeuten, was sie wollen. Es wird Sie nicht viel angehen.

Philippine. Mein Herr, nehmen Sie mirs nicht übel; dieses Compliment haben Sie nicht erfunden. Es hat mirs vor vielen Jahren schon ein Zigeuner gemacht. Doch im Ernste von der Sache zu reden. Ich sehe, daß die Wahrheit auf Ihrer Seite ist, und ich will der Wahrheit zu Ehren nachgeben, und es der Chiromantie, Metoposcopie, Physiognomie, Astrologie, und Punktirkunst, kurz, allen Ihren Künsten und Wissenschaften abbitten, daß ich sie für keine Dollmetscher unsers Schicksals gehalten habe. Ich will Ihre Künste selber lernen. Und wenn ich heirathe: so will ich keinen andern Mann wählen, als einen Chiromantisten, einen Nativitätssteller. Und alsdann wollen wir bey jedem Kusse, bey jeder Tasse Caffee, im Wachen und Schlafen, im Leben und Sterben einander wahrsagen. O wie hübsch wird das seyn! Itzt aber beschwöre ich Sie bey Ihrer Kunst, sagen Sie mir, wie es mit der Frau Stephan werden wird. Wird sie lange liegen?

Wahrmund. Ich wollte wünschen, daß ich Ihnen keinen so nahen Todesfall ankündigen dürfte.

Philippine. Was sagen Sie mir? Die arme Frau! Ist denn ihr Tod so gar nahe? Wo werden wir denn die Sachen zur Trauer in der Eil herbeybekommen?

Wahrmund. Ich habe ihr itzt noch nicht in die Hand gesehen. Ich habe aber punktirt — Mehr mag ich nicht sagen.

Philippine. Herr Stephan ruft Sie.

Achter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Richard.

Richard. Ihr Diener, Jungfer Muhme. Ich habe gehört, daß sich meine Frau Schwägerinn nicht wohl befindet. Ich will sie besuchen und ihr mit Rath und Trost beystehen. Ich habe auch mein Hauselixir schon zu mir gesteckt.

Philippine. Ich will mich gleich erkundigen, ob die Frau Stephan so viel Kräfte hat, Ihren Besuch anzunehmen.

Richard. Warum wird sie ihn nicht annehmen? Mich sehen die Kranken sehr gern. Ich bin ein munterer und scherzhafter Mann. Ich habe Erfahrung. Ich rede gern. Mein Arcanum, mein Elixir hat Wundercuren gethan. Es würde schon lange von mir heißen, mortuus est, wenn ich dieses medicamentum nicht hätte.

Philippine. Ich denke, Herr Stephan hat schon zwey oder drey Doctores angenommen. Also wird Ihr medicamentum — Hier kömmt die Frau Stephan selbst. Ach wie ohnmächtig! Ich muß gehen, und ihren Habertrank besorgen.

Neunter Auftritt.

Richard. Frau Stephan, geführt von ihrem Manne.
(Sie fällt in einen Lehnstuhl.)

Richard. Meine theuerste Frau Schwägerinn, wie elend sehen Sie aus! Ich bedaure Sie von Herzen. Was haben Sie denn für ein malum?

Fr. Stephan. Ach lieber Herr Schwager, wie gern sagte ichs Ihnen, wenn ich — Athem hätte. Es will mich ersticken — Es will mir das Herz abdrücken — Ich arme Frau! Der Doctor hat mir befohlen, mich aus einem Zimmer in das andere zu bewegen; aber wenn er mir erst Kräfte eingegeben hätte. — Wie elend und vergänglich ist das menschliche Leben! — Ich denke, es wird nicht lange mit mir währen. — Auch das! Ich bin alles zufrieden.

Stephan. Liebe Herzensfrau, rede doch nicht vom Tode. Ich sterbe sonst eher, als Du. Vor Deinen Augen sterbe ich.

Richard. Nur beherzt, Frau Schwägerinn! Der Mensch kann viel ausstehen. Folgen Sie mir, und nehmen Sie einen Löffel voll von meinem Elixir ein. (Er zieht es aus der Tasche.) Hier haben Sie alle Apotheken in einem Gläschen beysammen.

Fr. Stephan. Mein lieber Mann, es wird mir immer schlimmer. — Ich fühle mich. — Wollten Sie nicht eine Gerichtsperson rufen lassen? Ich wollte Ihnen die Gerade vermachen, und mich von dem Zeitlichen abziehen. — Ach! Was macht denn Ihre Frau Liebste? Herr Schwager. Warum besucht sie mich denn nicht?

Richard. Sie hat zu ihrem Unglücke einen vornehmen Besuch bey sich. Sie wird aber auf den Abend die Ehre haben, Ihnen ihre Visite zu geben.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich da noch lebe, so soll mirs lieb seyn. Sie war heute vor Tische bey mir, und nöthigte mich viel zu sprechen. Vielleicht habe ich mir damit Schaden gethan. Sie war recht aufgeräumt. Sie hatte sich recht schön, sehr schön geputzt. — Aber es ist alles Eitelkeit. Ein Fieber, ein Steckfluß; so sind wir dahin, und unsere Kleider bleiben dahinten. — Ich bin zu allem bereit. — Das Reden wird mir sehr sauer. — Ich kann kein Wort mehr aufbringen. Wer ist denn der vornehme Besuch, den Ihre Frau Liebste bey sich hat? — Wenn sie mich gleich dazu gebeten hätte, ich hätte doch nicht kommen können. — Ach lieber Mann, fühlen Sie doch meine Hände an. Es wird mir so kalt. Die Gedanken vergehen mir ganz. (Heftig.) Warum fühlen Sie mich denn nicht an? Lebe ich Ihnen schon zu lange? Sie haben mich ja noch kein Jahr, und sind meiner schon satt? Ich unglückliche Frau!

Stephan. Ach meine Frau, zürne nicht. Ich weis vor Jammer nicht, wo ich bin. Ich vergehe. Ich will wieder zum Doctor laufen. Ich will ihn auf den Knien bitten, daß er mir einen Lebensbalsam für Dich zurechte macht. Ich lasse Dich nicht sterben.

Richard. Wie blaß werden Sie, Frau Schwägerinn! Ich will einen Löffel holen. Sie müssen von meiner Universalmedicin einnehmen.

Zehnter Auftritt.

Stephan. Frau Stephan.

Fr. Stephan. Armer Mann, haben Sie mich denn auch noch lieb? Wie viel wird Sie meine Krankheit wieder kosten! Nichts macht mir meinen Tod schwer, als daß ich Sie verlassen muß. Sonst ist mir alles auf der Welt gleichgültig: Ehre, Staat und Reichthum. Ach wie zärtlich war unsere kurze Ehe! Habe ich Sie wohl in den neun Monaten mit einem Worte, mit einer Miene beleidiget? — (heftig) Sie sagen nichts? Sind Sie denn ein Stein? Ist Ihnen die zärtlichste Frau gleichgültig? Denken Sie schon an meine Nachfolgerinn? O welcher kalte Todesschauer! Ich sterbe! Ich sterbe!

Stephan (er umfaßt sie). Nein, ich lasse Dein Leben nicht aus meinen Händen. Helft doch! Meine englische Frau will mir sterben. Ich lasse es nicht zu. Sie muß leben bleiben.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Richard, mit einer Tasse in der Hand.

Richard. Nur frisch hinunter getrunken, Frau Schwägerinn. Es schmeckt wie ein Sirup so süße. Es hilft für alles.

Fr. Stephan. Ich glaube nicht, daß ichs hinunter bringen kann. Der Doctor hat mir schon etwas verschrieben, das gleich aus der Apotheke kommen wird. Mein Schatz, was sagten die Doctores, das mir fehlte?

Richard. Sie mögen gesagt haben, was sie wollen. Nehmen Sie das Elixir auf meine Verantwortung ein. Fuge medicos, habe ich noch aus der Schule behalten. Kein Doctor, der beste Doctor. Folgen Sie mir, Frau Schwägerinn, oder ich werde böse. Ich sollte Ihr Mann seyn, ich wollte Ihnen die Arzeney schon hinunterbringen. Denken Sie denn, daß ich nichts verstehe?

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein barbarischer Mann? Ein Scharfrichter, der mit dem Schwerdte hinter einem steht, hat mehr Mitleiden, als Sie. Wenn ich nun des Todes von Ihrer Arzney bin, was helfen mir denn alle Ihre Versicherungen? O wie warm wird mir um das Herz!

Stephan. Liebster Schatz, nimm doch immer ein. Thue mirs zu gefallen. Ich wollte Dir zu Liebe eine ganze Kanne voll Arzeney hintertrinken.

Richard. Lassen Sie mich die Tasse nicht so lange halten. Es wird Ihnen gleich besser darauf werden.

Fr. Stephan. Es ist mir schon besser. Ich mag nicht einnehmen.

Richard. Ihre Verstellung hilft nichts. Sie müssen einnehmen, damit das Uebel nicht wieder kömmt.

Fr. Stephan. Sie bringen mich unter die Erde.

Richard. Ich will mich lebendig mit Ihnen begraben lassen, wenn Sie daran sterben.

Fr. Stephan. Dadurch werde ich nicht wieder lebendig werden.

Stephan. Quälen Sie doch meine arme kranke Frau nicht. Geht es denn nicht an, daß ichs für sie einnehmen kann? Vielleicht wirkt die Arzeney durch eine Sympathie in meine Frau. Mann und Weib sind ja so ein Leib. Nein, mit Ekel muß sie es nicht einnehmen.

Richard. Herr Schwager, Ihr Wort in Ehren. Sie reden, als wenn Sie Aquavit getrunken hätten. Ihre Frau soll

einnehmen. Es ist meine Pflicht, für ihre Gesundheit zu sorgen, und jedem Nächsten mit Rath und That beyzustehen.

Fr. Stephan. O! itzt muß mirs das Herz abgedrückt haben.

Richard. Nur eingenommen; so wird das Herz wieder anwachsen. Ich lasse mein arcanum nicht verachten. Alles ist zu etwas gut. Ich will Ihnen alles in der Welt zu gefallen thun, wenn Sie mir folgen.

Fr. Stephan. So geben Sie nur her. (Sie trinkt mi zitternder Hand.) Das schmeckt ja bitterer, als der Tod.

Stephan. Wohl bekomme Dirs!

Richard. Machen Sie doch ein Gesichte, wie der Rhinoceros. Fühlen Sie nicht, wie es auf der Brust brennt? Nun müssen Sie reden, recht schreyen, damit es nicht auf der Brust sitzen bleibt, sonst zündet es Lunge und Leber an.

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein gottloser Mann? Was geben Sie mir denn für höllischen Schwefel?

Stephan. Herr Schwager, Sie sterben auf dem Schavotte, wenn Sie meine Frau in das Grab bringen.

Richard. Ach! das muß ich verstehen. Nur geredt, Frau Schwägerinn, sonst bin ich für nichts gut.

Fr. Stephan. Boshafter Mann, ich kann ja eben nicht reden. (Hurtig.) Ich habe ja keinen Athem. Wo soll ich ihn denn hernehmen? Mit Ihrer verwünschten Arzney! Ich wollte, daß Sie an meiner Statt krank würden.

Richard. Immer geredt! Sie haben noch guten Athem.

Fr. Stephan. Was? Ich hätte keinen kurzen Athem? (Hastig.) Wie? Sie widersprechen noch einer kranken Frau? Sind Sie nicht ein unverschämter und unhöflicher Mann; Sie und Ihre Frau bringen mich noch um das Leben. Mein Mann wird über Sie schreyen, wenn ich lange im Grabe liege.

Richard. Sie hören so bald wieder auf. Sie müssen in einem Stücke fort reden. Fangen Sie einen Zank mit Ihrem

Manne an. Sehen Sie nur, wie er dasteht, als ob er mich mit Gifte vergeben wollte, bloß weil ich so dienstfertig bin.

Stephan. Herr Schwager, ich zittere.

Fr. Stephan. Von Ihrem Zittern werde ich nicht gesund. Sie wissen es noch nicht, was Sie an Ihrer Frau verlieren; aber Sie werdens nach meinem Tode schon fühlen.

Richard. Genug, Frau Schwägerinn. Nun müssen Sie ein wenig ruhen; sonst geht die Entzündung ins Blut.

Fr. Stephan. Sind Sie denn unsinnig? Da Sie mich aufgebracht haben: so soll ich schweigen?

Richard. Das bitte ich Sie, erzürnen Sie sich nicht, sonst können Sie des Todes bey meiner Arzney seyn. Lustig, zufrieden, munter! so schlägt mein Medicament an. Nunmehr müssen Sie sich eine halbe Stunde zu Bette legen, und sich recht warm zudecken, damit Sie in einen gelinden Schweiß fallen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Wahrmund möchte gern wissen, ob Sie noch etwas zu befehlen hätten. Er will gehen.

Stephan. Der ehrliche Mann! den habe ich in der Angst gar vergessen.

Fr. Stephan. Mein Schatz, führen Sie mich wieder in mein Schlafzimmer. Ich kann nicht länger aufdauern. Herr Wahrmund mag es auf sein Gewissen sagen, wie mir die Arzeney bekommen wird.

Richard. Sie wird Ihnen sehr gut bekommen. In einer halben Stunde besuche ich Sie wieder; dann können Sie noch eine Dosin zu sich nehmen.

(Frau Stephan geht mit ihrem Manne ab, und Richard will auch gehen: Henriette aber winkt ihm.)

Dreyzehnter Auftritt.

Henriette. Richard.

Richard. Was ist zu Ihren Diensten? Wollen Sie etwa auch von meinem Elixire einnehmen?

Henriette. Nein, so lüstern bin ich nicht. Ich wollte Sie etwas fragen. Die Andrienne hat mir so wohl gefallen, die Ihre Frau Liebste heute anhatte. Wo haben Sie denn den schönen Stoff gekauft?

Richard. Es hat mich ein Kaufmann, dem ich zu einer wichtigen Wechselschuld geholfen, vorgestern mit einem ganzen Stücke beschenkt. Davon habe ich meiner Frau zu einer Andrienne abschneiden lassen. Das übrige will ich Ihnen für einen guten Preis lassen. Es langt gleich noch zu einer Andrienne.

Henriette. Wenn es nur gleich gemacht wäre. Ich wollte Ihnen dafür geben, was Sie verlangten. Ich soll morgen mit einem jungen Herrn zu Gevatter stehen, und da brauchte ich diesen Staat.

Richard. Sind Sie nicht wunderlich! Ich verdiene gern einen Thaler Geld, und ich bin Ihnen ohnedieß auch gut. Wissen Sie was? Sie sind ja mit meiner Frau von einer Größe. Ich gehe gleich nach Hause und schicke Ihnen die Andrienne meiner Frau, ohne daß sie ein Wort davon weis, und lasse ihr den Augenblick die andere fertig machen.

Henriette. Das wollten Sie thun! Sie sind ja die Gefälligkeit selbst. Ich will Ihnen das Macherlohn doppelt bezahlen. Und weil der Stoff noch nicht in den Läden zu haben ist; so gebe ich Ihnen für jede Elle sechs Groschen mehr, als der übrige gilt.

Richard. Das bin ich zufrieden. Ich diene meinen Freunden in Leid und Freud allemal gern. Sorgen Sie indessen, daß

Ihre Frau Schwester in einen gelinden Schweiß kömmt, damit ich mit meiner Arzney Ehre einlege. Ich bin in einer halben Stunde wieder bey Ihnen.

Henriette. Aber die Andrienne — Ich will Ihnen gleich ein paar Louisdor darauf geben. Sie sind liebreicher, als ein Vater.

Richard. Es hat nichts zu sagen. Die Andrienne ist so gut als Ihre.

Vierzehnter Auftritt.

Jungfer Henriette. Jungfer Philippine.

Henriette. Freuen Sie sich, Jungfer Muhme, morgen werde ich rechten Staat machen, wenn ich Gevatter stehe. Herr Richard ist so gütig gewesen und hat mir versprochen, die neue Andrienne seiner Frau Liebste mir für Geld und gute Worte zu lassen. Es hat ihn ein Kaufmann mit einem ganzen Stücke beschenkt. Er will seiner Frau von dem Reste gleich eine andre machen lassen.

Philippine. Das ist alles sehr gut. Aber wenn es nach dem Ausspruche des Herrn Wahrmunds geht: so kriegen wir heute noch eine Trauer. Und wie wird es alsdann morgen mit Ihrem neuen Staate werden?

Henriette. Wenn ich Herr Wahrmunden alles glaube, so glaube ich ihm das nicht.

Philippine. Wenn Ihre Frau Schwester noch nicht krank gewesen ist: so scheint sie es doch nunmehr zu seyn, da sie die Arzney des Herrn Richards eingenommen hat. Sie bekömmt Hitze, und sie fängt schon ziemlich an zu phantasiren.

Henriette. Das gefiele mir! Sie könnte mir einen Strich durch meine Gevatterschaft machen.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Wie steht es mit der Frau Stephan? Nicht wahr, es ist seit der kurzen Zeit, da ich nach Hause gerufen war, schon schlimmer mit ihr geworden? Das sind die Früchte von des Herrn Richards Arzney.

Philippine. Ja wohl. Sie fängt schon an zu phantasiren, und sie bekam, ehe ich hieher ging, einen so starken Paroxysmum, daß vier starke Männer sie kaum auf dem Bette erhalten konnten.

Wahrmund. Das hab ich gedacht, und voraus gesehen. Nunmehr werden Sie bald glauben, daß ich etwas weis. Ich muß doch zu ihr gehen.

Henriette. Herr Wahrmund, Sie haben mir schon lange versprochen, daß Sie mir einmal in die Hand sehen wollten. Sehen Sie doch, wie es um mein künftig Glück steht, ob ich noch in einen fremden Stand heirathen werde, oder nicht?

Wahrmund. Wie verstehen Sie das?

Henriette. So: Wenn mein Charles wieder von Reisen kömmt (er ist itzt in Paris), und mir sein Wort hält, und ich die reiche Erbschaft von zwanzig tausend Thalern thue, kann ich alsdann keine gnädige Frau werden? Machen Sie nur. Hier ist meine Hand. Sie ist sonst viel weißer; aber ich habe itzt seine Briefe durchgesucht, und den Staub noch nicht wieder abgewaschen.

Wahrmund. (Er sieht ihr in die Hand.) O Ihre Hand ist ja so weiß, wie ein Alabaster.

Philippine. Wissen Sie dieses aus der Chiromantie, oder sagen es Ihnen die bloßen Augen? Aber hat Jungfer Henriette eine glückliche Hand?

Wahrmund. Eine vortreffliche Hand. Sehn Sie nur die schönen Berge an, die prächtige Ehrenlinie, den großen Tisch, die vortreffliche Kopflinie. Sie muß viel Esprit besitzen. Und hier — doch —

Henriette. Nun, warum stocken Sie? Ist dieses eine gefährliche Linie?

Wahrmund. Nein, aber ich könnte mich lange dabey aufhalten, wenn Sie nicht roth würden.

Henriette. Warum sollte ich roth werden? Es kann doch nichts mehr, als die Liebeslinie seyn. Nur heraus mit der Sprache. Ich bin ja sechzehn Jahr alt, und habe vielleicht mehr von der Liebe gelesen, als Sie mir sagen können.

Philippine. O reden Sie doch, Herr Wahrmund. Offenbaren Sie mir Henriettens ganzes Herz; alle ihre Liebesangelegenheiten. Wer ist ihr itziger Liebhaber? Können Sie mir das sagen?

Wahrmund. (Er sieht genau in die Hände.) Wenn ich mich nicht sehr irre: so ist es einer von Adel.

Henriette. Recht, Herr Wahrmund! Sie sind ein braver Mann.

Philippine. Aber können Sie auch sehen, ob er groß oder klein, jung oder alt, reich oder nicht reich ist? Das ist wohl zu viel gefordert.

Wahrmund. Er ist von mittler Person.

Henriette. Getroffen, Herr Wahrmund! Er ist von mittler Person. Ach der allerliebste Blondin!

Wahrmund. Er ist jung, und zwischen achtzehn und zwanzig Jahren.

Henriette. Ich küsse Sie vor Freuden. Es trifft alles ein.

Wahrmund. Er ist reich.

Henriette. Ja wohl. Er hat zwey Rittergüter, und er gieng, so lange er hier studierte, in lauter reich besetzten Kleidern.

Er hatte zuweilen ganz vortreffliche Westen an, und in seinem ganzen Anzuge war ein allerliebster Geschmack.

Philippine. Herr Wahrmund, Sie wissen ja so viel, als Jungfer Henriette kaum weis. Aber noch eins. Wenn Sie das wissen: so wissen Sie alles. Was hat er für Haare, was für Augen?

Wahrmund. (Er sieht wieder lange in die Hand.) Blaue Augen, so viel ich sehe; schöne blaue Augen und falbes Haar, wohl frisirt. Habe ich recht?

Henriette. O mein guter Goldmann! Nun schätze ich Sie erst hoch. Ja, ein Blondin ist er. Recht, mein Herr, schöne große blaue Augen hat er, rechte gewölbte Augen, und ein weißlichtes Haar, so weich wie Seide. Die Blicke blieben recht in den Locken hangen; so schön, so methodisch wußte er sie zu frisiren. Was ich Ihnen sage, er hat den Hut binnen vier Jahren, Sommer und Winter, im Schnee und Regen, aus Liebe zu mir, nicht auf den Kopf gebracht. Ich dachte immer, die Kälte, oder die Hitze würden ihm die Gedanken schwächen. Aber nein, er blieb artig, ohne Unterlaß witzig. Er hatte die muntersten, die charmantesten Einfälle. Alles lebte an ihm. O wäre er doch schon wieder hier!

Philippine. Werden Sie nicht ungehalten, Herr Wahrmund, daß ich noch eine neugierige Frage an Sie thue. Wo ist Henriettens Liebhaber? Ist er im Lande, oder —

Wahrmund. Er ist auf Reisen, und wird in ein paar Jahren wieder zurückkommen, und alsdann sein Wort erfüllen.

Henriette. Was für ein Wort? Englischer Mann! Was soll das für ein Versprechen seyn?

Wahrmund. O verstellen Sie sich nicht. Er hat Ihnen die Ehe versprochen. Denken Sie unmaßgeblich an den letzten Kuß, den er Ihnen in —

Henriette. In der Thüre gegeben. Ich komme ganz au-

ßer mir. O könnte ich Sie doch glücklich machen! Ich muß gleich gehen und in den Brief, den ich itzt an meinen Charles geschrieben habe, noch ein Postscript zu Ihrem Lobe hineinsetzen.

Sechzehnter Auftritt.

Philippine. Wahrmund.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund. Nun wird mir selbst Angst. Die Frau Stephan hat, wie Sie wissen, schon phantasirt, und ziemlich auf mich, und auf den Richard und seine Frau, in der Hitze geschimpft. Sie nehmen es doch nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß sie Sie im Phantasiren einen Narren geheißen hat. Wie gesagt, vier Männer konnten sie kaum erhalten.

Wahrmund. Nun wird es nicht lange mit ihr währen. Ich merke, daß ein Schlagfluß auf dem Wege ist. Ich muß sie noch einmal sprechen, ehe sie die Sprache völlig verliert.

Philippine. Itzt besinne ich mich. Ich soll nach einem Balbier schicken. Sie will zur Ader lassen.

Siebenzehnter Auftritt.

Wahrmund. Stephan.

Stephan. Ich suche Sie. Ich brauche Trost. Ich weis mich nicht mehr zu lassen. Die ganze Welt liegt auf mir. Es verschlimmert sich alle Augenblicke mit meiner liebsten Frau. Könnte ich sie doch gesund weinen, ich wollte Blut weinen, so sehr liebe ich sie.

Wahrmund. Nicht wahr, sie hat große Hitze, und schon phantasirt, seitdem ich sie verlassen habe? Sie hat mich sogar im Phantasiren geschimpft.

Stephan. Wie? Haben Sie das alles vorhin schon in der Hand gesehen? Mehr kann kein Sterblicher wissen, als Sie wissen. Vergeben Sie es der lieben Frau, wenn sie im Phantasiren ein Wort wider Sie hat laufen lassen. Wer ist in solchen Umständen seiner mächtig?

Wahrmund. Wie viel Männer mußten Ihre Frau Liebste im Paroxismo halten? Waren es ihrer nicht viere?

Stephan. Was wollen Sie sagen? Vier Männer! Nein, so weit ist es nicht gekommen. Sie hat noch keine Convulsiones gehabt. Sie hat immer noch ruhig gelegen, wenn sie gleich wunderlich geredt hat.

Wahrmund. Es sey, wie es wolle. Genug, ich habe vier Männer in der Hand gesehen, die sie gehalten haben. Es kann aber seyn, daß sie sie nur im figürlichen Verstande halten, nämlich, daß sie ihr in der Krankheit beystehen.

Stephan. Da haben Sie vollkommen Recht. Der Doctor und ich, sind zwey; und Sie und Herr Richard sind zusammen viere. Liebster Herr Wahrmund, meine Frau schlummert itzt wieder ein wenig. Wenn sie erwacht, so thun Sie mir den einzigen Gefallen, und sehen Sie ihr noch einmal in die Hand, ob sich etwa die Linien unter der Zeit geändert haben.

Wahrmund. (Er langt ein Papier heraus.) Hier habe ich gleich die Hand der Frau Liebste abgezeichnet. Sehen Sie unbeschwert her. Hier ist das Jr zwischen dem Daumen und Zeigefinger. Hier ist die inwendige hohle Hand; hier sind die Linien und Berge; kurz, der carpus und metacarpus, thenar und hypothenar. Sehen Sie wohl? Hier ist linea vitalis, naturalis, mensalis. Die vitalis ist leider sehr kurz.

Stephan. Ach, können wir sie denn nicht verlängern? Warum mußte sie denn so kurz seyn?

Wahrmund. Hier am Ende der Lebenslinie ist ein Punkt; der bedeutet eine Krankheit, und zwar die Krankheit, mit welcher die Frau Liebste itzt befallen ist.

Stephan. Ist das gewiß? Ach der verwünschte Punkt! Warum ist er nicht in der Hand meiner ärgsten Feindinn? Zeigen Sie mir den Strich nicht mehr. Er sieht recht meschant aus. Ich falle in Ohnmacht.

Wahrmund. Nach diesem Punkte endiget sich die Lebenslinie unmittelbar. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.

Stephan. Ach ich elender Mann! Ist denn gar keine Hoffnung mehr übrig? Liebster Herr Wahrmund, hier haben Sie etwas weniges für Ihre Mühe. Es sind etliche Dukaten. Und wenn meine Frau leben bleibt: so —

Wahrmund. Denken Sie denn, daß ich Geld für meine Kunst nehme? Schämen Sie sich nicht, daß Sie so niederträchtig mit mir umgehen?

Stephan. Es soll ja keine Belohnung für Ihre Mühe seyn. Nein, ich gebe es Ihnen zum Zeichen meiner Freundschaft; und ich gebe Ihnen eben deswegen nicht viel, weil ich weis, daß Sie den Reichthum hassen.

Wahrmund. In diesem Verstande will ich das Geld annehmen, ohne mich lange zu bedanken.

Stephan. Ach liebster Freund, Sie haben mir auch einmal gesagt, daß die Linien an den Fußsohlen ein großes Licht geben. Dürfte ich denn wohl bitten? Itzt gienge es gut an, da meine Frau zu Bette liegt. Wollen Sie?

Wahrmund. Was kann man Ihnen denn abschlagen?

Stephan. Ich will sehen, ob sie aufgewacht ist, damit Sie die Linien —

Achtzehnter Auftritt.

Wahrmund. Philippine.

Philippine. Gehn Sie geschwind in die Nebenstube. Die Frau Stephan läßt sich hieher führen, um sich von der Ohn-

macht zu erholen. Sie ist etwas nachlässig angekleidet, und mag sich von keinem Fremden sehen lassen.

Wahrmund. Die gute Frau! Es wird wohl ihr letzter Gang seyn. Ich will in die andre Stube gehen.

Neunzehnter Auftritt.

Philippine. Frau Stephan, geführt von ihrem Manne.
(Sie fällt nieder auf den Lehnstuhl.)

Fr. Stephan. Eine Ohnmacht über die andere! Das ist erbärmlich — Richards Elixir hilft nichts — Die Tropfen des Doctors schlagen auch nicht an. — Ach Philippine! Das sieht nicht gut aus. Nicht wahr, Sie bedauern mich?

Philippine. Ja, Frau Muhme, wenn ich Sie durch mein Mitleiden gesund machen könnte: so müßten Sie es den Augenblick werden. Machen Sie sich das Herz nicht schwer. Ich habe gute Hoffnung. Sie sind der Welt noch zu nöthig.

Stephan. Ja wohl ist sie mir und der ganzen Welt nöthig, gar zu nöthig.

Fr. Stephan. Trösten Sie nur, Jungfer Muhme. Ich muß es am besten wissen, wie mir ist. — So bald hätte ich doch meinen Tod nicht vermuthet. — Ach wie zittern mir die Füße! Das muß der Tod seyn.

Stephan. Nein, wenn eins sterben soll, so will ich sterben. Du sollst leben bleiben. Das Grab ist deiner nicht würdig.

Fr. Stephan. Wenn doch der Balbier käme! Vielleicht schaffte mir die Ader einige Linderung — Ich kann nicht mehr reden.

Philippine. Ich habe schon nach ihm geschickt. Er wird nicht gar lange mehr ausbleiben können.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Richard mit einem Bedienten.

Richard. Nun, Frau Schwägerinn, bin ich nicht besser, als zehn Doctores? Wie ist Ihnen auf meine Arzeney?

Fr. Stephan. Weit schlimmer, als erst.

Richard. Das ist gut. Es muß erst schlimm werden, ehe es besser werden kann.

Stephan. Dächten Sies? Herr Schwager! Ja, warum sollte mir denn ein so früher Tod meine Frau nehmen? Ich thue ja dem Nächsten so viel gutes, und —

Fr. Stephan. Ach es wird mir wieder ganz dunkel vor den Augen. Wo bin ich? Wo bin ich?

Stephan. In meinen Händen bist Du, mein Kind. Und daraus soll Dich der Tod selbst nicht reißen.

Richard. Frau Schwägerinn, der beste Rath ist, daß Sie noch einmal von meinem Elixir einnehmen. Alsdann muß es gewiß anders werden.

Fr. Stephan. Nun und nimmermehr. Lieber will ich zeitlebens ungesund bleiben, als diesen Gifttrank noch einmal einnehmen. Nein. Zur Ader, zur Ader soll man mir lassen.

Philippine. Herr Richard, schicken Sie doch Ihren Bedienten zum Balbier. Ich weis nicht, wo er bleibt.

Richard (zum Bedienten). Gieb mir die Sachen her und lauf geschwind zum Balbier.

Philippine. Was haben Sie denn in diesem Pakete? Ist es lauter Arzeney, so muß die Frau Muhme recht gesund werden.

Richard. Ach nein! Es ist meiner Frauen ihre neue Andrienne. Ich habe sie Jungfer Henrietten für Geld und gute Worte zu ihrer morgenden Gevatterschaft gelassen. Meine Frau weis nichts davon. Ich habe sie itzt heimlich aus ihrem Kleider-

schranke genommen, und dem Schneider den übrigen Stoff geschickt, daß er ihr gleich eine neue machen soll. Ich wollte Henriettchen die Freude nicht verderben.

Fr. Stephan. Ich arme Frau! Ich liege auf den Tod krank, und meine Schwester ist noch so leichtsinnig und denkt an eine neue Andrienne zu ihrer Gevatterschaft — O wenn ich doch reden könnte! Sollte man sichs auch so einbilden? Zu einer Zeit, da sie in Thränen zerfließen und an Florkappen denken sollte, bringt sie die arme Frau Schwägerinn um ihre Andrienne? — Ich gebe es nicht zu. Ich schicke zur Frau Schwägerinn und lasse es ihr sagen. Ich kann eher nicht ruhig sterben.

Philippine. (Sie macht die Andrienne aus einander.) Ach liebe Frau Muhme, sehn Sie doch den allerliebsten Staat an! Eine solche Andrienne sollten Sie haben, die würde Ihnen vortrefflich stehen. Herr Vetter, Sie sind auch nicht halb so galant gegen Ihre Frau, als Herr Richard gegen die seinige.

Richard. Ja wohl, galant bin ich, ohne mich zu rühmen.

Stephan. Liebster Schatz, wenn ich Dich in diesem Kleide gesund erblicken könnte, mein halbes Vermögen gäbe ich darum.

Philippine. Frau Muhme, ich küsse Ihnen die Hand, wenn Sie mir die Freude machen und diese Andrienne anversuchen. Ich weis, sie ist Ihnen gerecht. Sie müssen ganz englisch darinne aussehen. Nicht wahr, Herr Stephan, Sie machen Ihrer Frau Liebste ein Präsent damit, wenn sie sich überwinden kann, sie noch heute anzuziehen?

Stephan. Von Herzen gern. Und wenn das Kleid von Golde wäre. Ich bezahle es, obgleich die Zeiten nicht die besten sind.

Richard. Aber, was wird Jungfer Henriette sagen?

Philippine. Sie mag sagen, was sie will. Die Frau Muhme geht doch wohl vor. Ob das Mädchen einen so kostba-

ren Anzug hat, oder nicht. Englische Frau Muhme, darf ich bitten; so versuchen Sie die Andrienne an.

Fr. Stephan. Loses Kind, wie können Sie mir das zumuthen? Wo sollte ich die Kräfte hernehmen? Ich brauche kein ander Kleid, als ein Sterbekleid.

Philippine. Kommen Sie. Ich will Sie recht schön anputzen. Vielleicht ist Ihnen eine kleine Bewegung zuträglicher, als alle Recepte.

Stephan. Herzensfrau, wenn du mir diese Freude machtest, daß ich Dich in diesem Kleide umarmen könnte, ich trüge Dich auf den Händen.

Fr. Stephan. Wozu zwingen Sie mich? mein Liebster. Sie wissen, ich kann Ihnen nichts in der Welt abschlagen. Aber ich bin gar zu krank. Es ist mir wohl zuweilen, als ob des Herrn Richards Arzney das Uebel lindern wollte; aber wo weis ich, ob ich durch die Bewegung die Kraft des Elixirs nicht schwäche?

Richard. Nein. Die Bewegung ist nunmehr wieder unumgänglich nöthig. Machen Sie meinem Elixir Ehre, Frau Schwägerinn, und ziehen Sie die Andrienne an, und tanzen Sie noch heute darinne mit mir: so können Sie sich auf einmal die Gesundheit und ein neues Kleid erwerben.

Stephan. Mein Schatz, ich bitte Dich mit Thränen, folge doch dem Herrn Richard und Jungfer Philippinen. Sie sorgen ja so aufrichtig für Deine Gesundheit.

Fr. Stephan. Auf Ihre Gefahr und Ihnen zu Liebe will ichs wagen. Jungfer Muhme, führen Sie mich in meine Stube, und halten Sie mich fest. Ich bin so matt, so matt, daß mich eine Fliege umstoßen könnte.

Philippine. Kommen Sie, ich will Sie wie eine Prinzessin anputzen. Und Sie, meine Herren, müssen hier warten, bis wir fertig sind.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Richard. Stephan.

Stephan. O wenn sichs doch mit meiner guten Frau bessern wollte! Herr Wahrmund hat mir nichts gutes prophezeiht.

Richard. Herr Wahrmund ist ein Narr, wenn er das gethan hat. Wofür wäre denn mein Elixir in der Welt? Wenn sie es noch einmal einnimmt: so muß ihr in vielen Jahren kein Finger mehr weh thun. Ich freue mich recht, daß meine Arzney so gut angeschlagen hat. Aber, Herr Schwager, wer bezahlt die Andrienne? Ich muß wenigstens etliche Gulden Profit haben.

Stephan. Sie sollen zehn Gulden über den ordentlichen Verlag bekommen, wenn ich meine Frau in diesem Kleide gesund umarmen kann. Ich will es an einem andern Orte wieder ersparen. Und für Ihre Arzney will ich Ihr ewiger Schuldner bleiben, und Sie zeitlebens als meinen Erretter ansehen. Wenn sie doch käme, o wenn sie doch käme!

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Wahrmund.

Wahrmund. Erschrecken Sie nicht, Herr Stephan. Es steht sehr schlimm mit der Frau Liebste. Ich habe den Balbier kommen sehen. Jungfer Philippine weinte die bittersten Thränen.

Stephan. Ach, ich elender Mann! (Er läuft fort.)

Drey und zwanzigster Auftritt.

Richard. Wahrmund.

Richard. Kommen Sie denn von der Frau Stephan her?

Wahrmund. Nein, ich bin da in der Nebenstube gewesen, und habe das Schicksal der Frau Stephan noch etwas durchgesehen. Indem kam Jungfer Philippine in größter Bestürzung, und bat mich, daß ich den Herrn Stephan herbei rufen sollte.

Richard. Das kann nicht möglich seyn. Die Frau Schwägerinn hat von meinem Elixir eingenommen, und das läßt niemanden so leicht sterben.

Wahrmund. Ihr Elixir wird wohl nicht für den Tod helfen.

Richard. Und Ihre Prophezeihungen werden wohl auch nicht so gewiß seyn.

Wahrmund. Ein Mann, der nicht studiert hat, untersteht sich —?

Richard. Ja, ich bin kein Litteratus. Aber es mag mit Ihrer Kunst seyn, wie es will: so weis ich doch so viel, daß sie nicht viel werth ist.

Wahrmund. Mein Herr, ich sehe es an Ihrer Stirne, daß es Ihnen an etwas fehlt.

Richard. Und ich höre es aus Ihren Reden, daß Sie ein hochmüthiger und eingebildeter Mann sind.

Wahrmund. Ich lese sehr genau aus Ihren Gesichtszügen, daß Sie einen großen Feind an dem Verstande haben.

Richard. Und ohne Ihr Gesicht und Ihre Hand anzusehen, will ich Ihnen sagen, hüten Sie sich, daß Sie vor großer Weisheit nicht närrisch werden.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Stephan. Stephan. Philippine.
(Wahrmund will davon gehen.)

Philippine. Herr Wahrmund, wo wollen Sie hin? Ein Schelm, der davon läuft!

Stephan. Ach, Herr Schwager, wer hätte das vor einer Stunde gedacht, daß sich meine englische Frau so bald erholen sollte. Sie blüht wieder, wie eine Rose. Sehen Sie sie nur recht an. Sieht sie nicht wie eine Göttinn?

Fr. Stephan. Seyn Sie nicht zu froh, mein Liebster! Sie sehen wohl, daß ich mir, Ihnen zu Liebe, etwas Zwang anthue. Ich danke es indessen dem Herrn Richard und seiner Arzney zeitlebens, daß ich mich so bald von der gefährlichsten Krankheit wieder hergestellt sehe. Ach Herr Richard, lassen Sie doch das Recept von Ihrer vortrefflichen Medicin allen kranken Weibern zum Troste, und Ihnen zum Ruhme im Drucke ausgehen! Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen den heutigen Dienst belohnen sollte!

Richard. Mit nichts in der Welt, als daß Sie mein Arcanum allen schönen jungen Weibern anpreisen. Und wenn ich den Gradum eines Doctors von allen medicinischen Facultäten bekommen hätte, ich würde mir nicht so viel darauf einbilden, als auf die Ehre, daß ich Sie so glücklich curirt, und die Prophezeihung des vielwissenden Herrn Wahrmunds zu Schanden gemacht habe.

Philippine. Ja, Frau Muhme, können Sie sich wohl einbilden, daß Sie unser Herr Wahrmund heute durchaus zu Tode hat prophezeihen wollen?

Wahrmund. Ich will mich gar nicht verantworten. Ge-

nug, ich bin meiner Kunst gewiß, wenn sie auch den Haß der ganzen Welt auf sich geladen hätte.

Stephan. Ja wohl! Was können Sie für die Linien und Punkte, wenn sie sich zuweilen verstellen. Daran ist die Kunst nicht schuld.

Richard (zu Wahrmunden). Und wenn Sie mir mein Medicament wieder verachten: so nehmen Sie sich in Acht, daß ich Ihnen nicht einmal Gift eingebe. Ob so ein Zeichendeuter eines natürlichen Todes stirbt, oder nicht.

Wahrmund. Ars non habet osorem, nisi ignorantem.

Richard. Sie sind ein Ignorant, ich nicht.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund, die Frau Stephan ist wieder gesund, wie Sie sehen. Sie haben gesagt, Sie wollten sich trepaniren lassen, wenn dieses heute geschähe; und Sie müssen, als ein ehrlicher Mann, Ihr Wort halten. Vielleicht ist der Balbier noch zugegen. Ich bezahle zum Besten der Welt die Kosten für die Operation.

(Wahrmund schleicht sich heimlich davon.)

Stephan (zu seiner Frau). Du gefällst mir ganz vortrefflich in der neuen Andrienne. Sie hat Dir wieder eine recht gesunde Miene gegeben. In acht Tagen ist Dein Geburtstag, da will ich Dir noch ein Präsent machen.

Fr. Stephan. Aber die Frau Richardinn —

Richard. Sie kriegt eine andre Andrienne. Sie wird morgen fertig. Und wenn jene etwa noch besser gemacht wäre: so sollen Sie die Wahl haben. Aber, liebe Frau Schwägerinn, Sie stehen zu still. Mein Medicament erfordert eine starke Bewegung. Kommen Sie, wir wollen den Tanz wiederholen, den wir vor dem Jahre auf Ihrer Hochzeit tanzten. Jungfer Philippine mag ihn trällern.

Fr. Stephan. Sollte ich noch so viel Kräfte haben?

(Sie tanzen und springen darauf in die Scenen.)

Stephan. Wie froh bin ich, daß meine liebe Frau noch so munter tanzen kann! Es muß ein vortreffliches Medicament gewesen seyn. Ob es Herr Richard selber fabriciren muß?

Philippine. Nein, es wird eigentlich in der Seidenfabrik gemacht. Herr Richard kriegt den Dank, und ich habe ihn verdient. Doch die jungen Weiber werden sich schon bey mir abfinden.

Das Band.

Ein Schäferspiel.

Aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes, vom Jahre 1744.

Vorbericht.

Da das Band einmal in der Frankfurtischen Sammlung steht, und ich sicher weis, daß es noch seine Liebhaber hat: so will ich ihm hier einen Platz vergönnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen thue. Allein, da ich nichts darinnen geändert habe: so muß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machen, damit dieses Gedicht dem guten Geschmacke in den Schäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das Landleben überhaupt das Schäferleben der Poesie: so würde das Band ein recht gutes Gedicht seyn, dieß kann ich ohne Eitelkeit sagen, und in seiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Ich würde mir unter der Daphne, der Mutter der Galathee, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pachterinn; unter ihrer Tochter ein gutes ehrliches Bauermädchen, in den Geschicklichkeiten der Wirthschaft wohl erzogen, vorstellen. Ihr Montan würde ungefähr des Schulzens oder Verwalters Sohn seyn, dessen Herz der Schulmeister noch so ziemlich gebildet, und in den sich Galathee ganz natürlich hätte verlieben können. In dieser Aussicht würden diese drey Personen, und auch die beiden andern ihrem Charakter sehr ähnlich vorgestellet seyn; und ich wüßte nicht, wie sie anders hätten reden und handeln sollen. In dieser Aussicht würde das Stück ferner verschiedene lebhafte Beschreibungen der Landwirthschaft, und hin und wieder drollichte Einfälle haben. Will man es also ein theatrali-

sches Landgedicht nennen, so habe ich nicht viel dawider zu erinnern. Alsdann werde ich der Galathee recht gut seyn, daß sie solche hübsche Bänder wirken kann, die mancher Bortenwirker nicht besser machen soll; daß sie so haushältig ist, und ihr klares Garn, das an der Sonne liegt, begießt. Alsdann wird mirs recht wohl gefallen, daß Mutter Daphne mit ihrer Tochter von Poley redt, der für das Kopfweh hilft, ihr vorwirft, daß sie gestern auf die Hitze getrunken, ihr befiehlt, daß sie auf den Abend einnehmen, von ihren Kräutern einnehmen soll; daß Daphne ihre Tochter examiniret, was sie mit dem Strause machen will, den sie in der Hand hat, und ihre Galathee schlau fragt, warum sie bey dem Namen Montan roth wird; daß Daphne von ihrem Sohne Damöt rühmt, daß er ihr einen so schönen Rechen geschnitzt, an dem oben Zinken stehen, und unten Zinken sind; daß er ihr einen Stab, geschnitzt auf beiden Seiten, gebracht, dessen eine Seite ihn, und die andere seine Chloris vorstellen soll; daß sie ihrer lieben Tochter zwar die Zärtlichkeit, aber nicht das Lieben erlauben will; daß Myrtill von seinem Staare redt, den er die Namen Hylax und Chloris sprechen gelehrt; daß er dem Montan die Amsel wegnimmt; daß Galathee in der Hitze oft in sehr schnippischen Sprüchwörtern, und alle Personen oft in sehr kurzweiligen reden, daß sie sagen, wie sie einander einen Streich gespielt, einander zuweilen zum Besten haben; daß Galathee zu ihrem Montan spricht: nun dieß gefällt mir noch, du hast Recht überley; nein dießmal bin ich taub; ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin; gar auf mein Herz zu pochen? bey Phyllis? bey der Stolzen? So, jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen? daß Myrtill zur Galathee sagt: du bist auch gar zu arg; ich dachte, was dir wäre; daß er spricht: ich geh und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken; die

Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken; daß die guten Kinder am Ende auf den Streit auch lustig seyn, eine frische Milch zusammen essen, und im Kühlen um Pfänder spielen, und insonderheit das Spiel: Was macht die Liebe? spielen wollen; alles dieses und noch hundert solche Züge mehr würden mir an diesem nicht ungesitteten Landvolke gefallen. Allein, wenn das Schäfergedicht keine bloße Nachahmung des Landlebens, oder doch nur die feinste Nachahmung ist; wenn es mehr ein erdichtetes Schönes zu seinem Gegenstande hat; wenn es das Mittel zwischen dem Land- und Stadtleben hält; wenn es sich von der Plumpheit und dem Ekelhaften des Bauerstandes eben sowohl, als von dem Zwange und der List des Stadtlebens, entfernen, das Land mit allen seinen Annehmlichkeiten, und abgesondert von allen seinen Beschwerlichkeiten, vorstellen muß; wenn die Schäfer Geschöpfe sind, die sich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, sondern durch eine liebenswürdige Einfalt derselben, nicht allein durch Offenherzigkeit, sondern durch eine unschuldige, einnehmende Offenherzigkeit empfehlen müssen; wenn ihre Liebe mit einem gewissen natürlichen Witze verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geschenke der Natur, als eine Frucht mühsamer Arbeiten, seyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünstelt, aber doch die Sprache der feinern Empfindungen seyn muß; wenn ihre Beredsamkeit nicht darinne besteht, daß sie von ihrem Schäferstabe, von ihrer Tasche, von ihrem Phylax, von Heerden, Milch und Obst reden; wenn gewisse Züge und Beschreibungen des Landlebens nur der Wahrscheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorstellung der Natur zu geben pflegt, in diese Gedichte eingeflochten werden, und gleichsam nur die Einfassung des Gemäldes abgeben; wenn dieses, sage ich, die Anforderungen des Schäfergedichts sind: so wird man sehr viel bey dem Bande zu erinnern finden. Ich

will die Handlung des Stückes einen Augenblick beleuchten. Galathee sieht ein Band, das sie selbst gewirket, das sie, zum Zeichen ihrer Liebe, ihrem Montan geschenket, um den Hals der Phyllis. Sie wird erbittert, hält den Montan für untreu, sucht sich zu rächen, und erdrückt aus Rache bey Gelegenheit die Amsel, die Montan von ihr bekommen hat, und die vortrefflich singen kann. Der Knoten: Wird Galathee recht gesehen haben, oder nicht? War es auch ihr Band? Die Auflösung: Sie hat sich geirret, und sie bittet dem Montan ihre Hitze und Eifersucht ab. Hat die Handlung genug Anziehendes? Ich zweifle sehr daran. Was in dem Stücke gefällt, sind mehr eingeschaltete Nebenumstände, als die Sache selbst. Der zweyte und achte Auftritt können bey nahe, ohne den geringsten Verlust der Handlung, weggenommen werden. Sie geht also nicht durch das Stück fort. Daphne, die Mutter, ist überhaupt eine müßige Person, und nicht das Bedürfniß des Stückes, sondern des Poeten, der, um die Charaktere zu vervielfältigen, hier eine Mutter auftreten ließ. Sie kömmt und geht, gleich einem frommen Gespenste, ohne daß man weis, warum? Die Auflösung hat wenig unerwartetes. Galathee kömmt in dem letzten Auftritte, nachdem sie vermuthlich bey der Phyllis sich genauer wegen des Bandes erkundiget, und gesteht dem Montan, daß sie sich geirret. Dieses wußten die Zuschauer lange. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes schon ehrlich genug betheuert, daß er ihr Band nicht weggeschenkt hätte. Vielleicht wäre die Auflösung besser geworden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber durch eine List, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es Montan wissen können, bekommen hätte, und selbst eine von den spielenden Personen gewesen wäre. Galathee drückt aus Rache gegen den Montan einer armen Amsel auf dem Theater den Kopf ein. Ein sehr blutdürstiges Unternehmen für eine Schäferinn! Wo bleibt die schäfe-

rische Unschuld der Sitten? Ist das nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihrem Montan, wenn er nicht so demüthig geredet hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber, es ist ja natürlich. Freylich ist dieses Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferstandes. Von der Sprache habe ich schon geredt. Sie ist, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieses Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunst, sondern nur gegen gewisse andre Schäferspiele halten; so gebe ich gern zu, daß es seinen Platz mit Recht unter den Schäfergedichten behauptet, und, ohne ihm zu schmeicheln, gewiß nicht den niedrigsten. Nachdem ich dieses Geständniß gethan, glaube ich nicht, daß der gute Geschmack durch das Band leiden wird. Es wird vielmehr jungen Dichtern zum Beyspiele dienen können, wie die Schäferspiele nicht seyn, und warum sie anders seyn sollen. Ich verweise sie insbesondere auf die Anmerkungen, die Herr Saint Mard in seinen Reflexions sur la Poesie über das Schäfergedicht gemacht, auf die Stellen, die er daselbst aus dem Fontenelle anführt, und auf die schöne Abhandlung von dem eigentlichen Gegenstande des Schäfergedichtes, welche in dem Anhange zu des Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz zu finden ist.

Das Band.

Ein Schäferspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Galathee.
Daphne, der Galathee Mutter.
Montan, der Liebhaber der Galathee.
Doris.
Myrtill.

Erster Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.
Was machst du, Galathee? Du scheinst mir nicht vergnügt.

Galathee.
Ich weis es selber nicht, was mir im Sinne liegt.
Ich bin nicht aufgeräumt.

Doris.
Du wirst doch etwas wissen,
Was dir —

Galathee.
Ich wollt vorhin mein klares Garn begiessen,
Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und stieß mich an das Holz, an dem ichs angemacht:
Da sieh nur meine Hand!

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch dies bedeutet nichts; der Schaden ist zu heilen.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehlt:
So hat die Mutter schon einmal auf mich geschmählt.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Sie läßt sich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und setz sie offen hin,
Da kömmt mein Lamm dazu, dem ich so günstig bin,
Und frißt sie glücklich auf: nun muß ich andre lesen.

Doris.

Wer weis, wie hungrig auch das arme Lamm gewesen!
Doch gute Galathee, du willst mich nicht verstehn?
Wo ist denn dein Montan?

Galathee.

Ach, Doris, laß mich gehn!
Ich weis nicht, wo er ist; wer will die Schäfer hüten?
Er geht, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbieten.

Doris.

Verstell dich nicht so sehr! du zürnst, ich seh dirs an.

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr als ich je gedacht! Mir also mitzuspielen?
Mir, seiner Galathee? Er soll es schon noch fühlen.

Bedenk es nur einmal: Ich schenk ihm jüngst ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch selber um die Hand;
Und gestern seh ich gar — Es ist um mich geschehen!
Ich habe dieses Band um Phyllis Hals gesehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee, dieß ist ein schlimmer Streich.
Allein, du irrst dich wohl! eins sieht dem andern gleich.

Galathee.

Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne.
Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne;
Zween Fäden liefen grün, zween roth, die andern blau,
So scheckigt, wie ein Specht! Ich kenn es ganz genau.
Es war zween Finger breit, und zackigt an den Seiten.
Es war mein schönstes Band. Willst du noch lange streiten?
Ich hab es selbst gemacht; drey Wochen sind es kaum.
Mein Name steht darauf, und auch der Tannenbaum,
Bey dem mir einst Montan den ersten Kuß genommen.
Doch, Kind, verstecke dich, ich seh die Mutter kommen.

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt fast gar zu sehr; man weis kaum, was man thut.

Daphne.

Itzt schadt die Wärme nicht; sie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Wittrung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich sahe meine Lust itzt mitten in dem Gehn;
Der Lein steht schon so gut, er kann nicht besser stehn.

Und alles grünt und blüht. Doch wenn mirs nicht so scheinet,
So fehlt dir doch etwas. Mich deucht, du hast geweinet.

Galathee.

Geweinet? Nein, dieß nicht.

Daphne.

Was soll dir dieser Klee?

Galathee.

Ich bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

Wie albern bist du doch! Gewiß, du sollst dich schämen,
Klee hilft dir nimmermehr; nein, Poley mußt du nehmen.
Doch gestern, weißt du wohl, wer auf die Hitze trank?
Dieß ist die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.
Ich weis, wovon es kömmt; es kömmt vom Veilchenpflücken
Wie vielmal muß man sich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem soll denn dieser Straus?

Galathee.

Hier ist er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus ist wirklich fein.
Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen sollen.

Galathee.

Er? Nein, da hätt ich ihn schon schlechter binden wollen.
Dieß unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan —? Doch warum wirst du roth?

Galathee.

Dieß werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht, um Montaniens willen?

Doch warum wardst dus nicht zugleich auch bey Myrtillen?

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß ist nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht so gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Fast täglich sag ichs ihm, er soll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir, ich heiß ihn freundlich gehn,
Und sags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er stehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es stünde gar nicht fein, wenn man so spröde wäre.

Daphne.

Was deine Schwester sagt, klingt anders.

Galathee.

Dieses Kind?

Wer wollte Chloris traun? Man weis, wie Kinder sind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und sagen, was sie sehen.

Galathee.

Sie rede, was sie will, mir ist zu viel geschehen.
Gesetzt, daß auch Montan zuweilen mit mir treibt,
Und auf dem Rohre bläst, und mir die Zeit vertreibt;
Gesetzt, daß ich zugleich in seine Flöte singe:
Wird dieß wohl unrecht seyn?

Daphne.

Dieß sind erlaubte Dinge

Allein du sagtest ja, du hießt ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieses thu ich auch; allein er bläst so schön.
Ich bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
Das in dem Busche ruft, läßt er sein Rohr erschallen.

Daphne.

Du wirst das Echo seyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nur fürcht ich, daß Montan mit dir vom Lieben spricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey, spricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir ist es nicht gegeben.

Daphne.

Doch warum sagt er denn, daß du so spröde wärst?

Galathee.

Itzt sagt er dieß nicht mehr; es war nur in der Erst,
Wenn ich ihm dann und wann die Antwort schuldig bliebe.
Es ist gewiß andem, er denkt an keine Liebe.
Nur Freundschaft wünscht er sich, und diese gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich seine Freundinn seyn.

Daphne.

Was heute Freundschaft war, kann morgen Liebe werden.
Indessen wär mein Rath, er blieb bey seinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Galathee.

Ach, eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen seyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben;
Man sorget nie zu sehr für seiner Kinder Leben.
Ich gehe. Komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Veilchen mit.

Dritter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Ich habe recht gelacht!
Die gute Mutter denkt wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr; du hasts gehört, sie hat nicht sehr geschmählet?

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Galathee.

Da hab ich meine Noth!
Raut und Wacholdersaft hilft bey ihr für den Tod.

Doris.

Sie weis noch nicht genug. Mich sollte sie nur fragen,
Was für dein Kopfweh hilft; ich wollts ihr besser sagen:
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
Der falsche Schäfer, der! So ehrlich sein Gesicht,
So schlimm ist doch sein Herz. Er soll mich nicht mehr fangen;
Wer einmal mich betrügt, hat stets mich hintergangen.

Doris.

Du thust ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittst ihn noch?
Ich soll zufrieden seyn? Nicht wahr? Bedenk es doch!
Ein Band, ein Band von mir, an Phyllis zu verschenken?
Er liebt sie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuß.

Doris.

Hast du ihn oft geküßt?

Galathee.

Ach mehr, als tausendmal! Du weißt ja, wie man ist.
Das erst und andremal, da hielt er mir die Hände;
Ich drohte, doch zu schwach. Erräthst du bald das Ende?
Ich litt es endlich gern, und gab ihm nach der Zeit,
Wenn er zu blöde schien, oft selbst Gelegenheit.
Die Birken wissens noch. Wenn wir zusammen kamen;
Da ward gewiß geküßt, bis daß wir Abschied nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, so sehr vergaßt ihr euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küßten uns zugleich.

Doris.

Allein, was spracht ihr stets?

Galathee.

Wie kannst du doch so fragen?
Verliebe dich einmal; so darf ich dirs nicht sagen.
Vom Lieben redten wir. Er fiel mir um den Hals,
Und sprach: Mein liebstes Kind; ich that es ebenfalls.
Ich hieß ihn, mein Montan; er mich, mein Herz, mein Leben;
So mußte, wie gesagt, ein Wort das andre geben.

Doris.

Ja, ja, dieß ist schon gut; doch wurdet ihrs nicht satt?

Galathee.

Satt? Ja, da höret mans, wer nie geliebet hat.
Wir redten Tage lang, wenn wir beysammen trieben,
Und wußten auf die Nacht kaum, wo der Tag geblieben;
So schnell verstrich er uns.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verstreicht, wenn man nichts weiter spricht,
Als Kind, Montan, mein Herz —

Galathee.

Du bringst mich nicht zum Lachen;
Ach! Doris, hör nur auf, du wirst mich böse machen.
Wir redten sonst noch viel, als vom beständig seyn;
Die Lieb und unser Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute spracht ihr dieß; was spracht ihr aber morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? Dafür laß Andre sorgen.

Doris.

Erzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! Wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
Und wie das Wetter ist, so wechselt auch die Liebe.
Oft sahen wir uns nur zu ganzen Stunden an;
Sein Auge hieng an mir, und meines an Montan.

Doris.

So ist die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutseyn, Reden, Sehn, ein Küssen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was ist das?
Dieß hab ich nie gehört.

Galathee.

Es ist nun so etwas.
Man streichelt sich die Hand, man kneipt sich in die Backen,
Man schüttelt sich am Kinn, und klopft sich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das versteht sich schon.

Wie günstig war ich ihm! Nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willst du den Schäfer lassen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich hassen.
Sprich, warum käm er nicht, wenn er beständig wär?
Seit gestern seh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrtill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was hast du da, Myrtill? Versteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es ist ein kleines Thier.

Doris.

Ein kleines Thier? Myrtill! Dieß brauchst du nicht zu sagen;
Denn Wölfe wirst du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

Hier ist es, sieh es an.

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmst es übel auf, was man im Scherze spricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht leicht verdriessen.

Es sey auch, was es will; ich brauch es nicht zu wissen.
Gewiß, es kränkt mich nicht, daß du mirs nicht gesagt;
Das aber ärgert mich, daß ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

Nun, sey nur wieder gut: ich will dirs gerne zeigen.
Doch, Doris, noch etwas: Versprichst du mir, zu schweigen?

Doris.

Ich schweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verschwiegen bist:
So sag ich dir, daß dieß Montanens Amsel ist.
Von seiner Galathee hat sie Montan bekommen.
Sie singt vortrefflich schön. Ich hab sie weggenommen.

Doris.

Was hast du nun davon, daß du Montanen kränkst?

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn? Gewiß mehr, als du denkst.
Genug, Montan verdient, daß er auch einmal fühlet,
Was er mir ehedem für einen Streich gespielet.
Denn, weißt du, wie er mich den letzten Herbst geneckt,
Und mir drey Tage lang den schönen Staar versteckt?
Dieß war ein rechter Staar, ich hatt ihn auferzogen;
Und wer ihn einmal sah, der war ihm auch gewogen.
So oft ich Hylax rief, so oft ich Chloris sprach:
So rief er Hylax mit, und sagte Chloris nach.
Oft flog er auf mein Lamm, und ließ zu halben Tagen,
Als hielt ichs nur für ihn, sich von dem Lamme tragen.

Doris.

Ja, ich besinne mich auf diesen klugen Staar,
Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war:
Denn, weißt du noch, Myrtill, als ich ihn haben wollte,
Daß ich für diesen Staar zehn Küsse geben sollte?

Allein, der Staar ist todt, und dieß erfreut mich sehr.
Wie theuer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr.
Und deine Amsel auch. Im Ernst, du sollst dich schämen;
Montanens Freund zu seyn, und ihm etwas zu nehmen!
Doch ich besinne mich auf eine kleine List.
Letzt sagte Galathee, du hättest mich geküßt;
Sie gab mirs zweymal Schuld. Itzt könnten wir uns rächen.
Laß ihr den Vogel sehn, und sprich —

Myrtill.

Was soll ich sprechen?

Doris.

Sprich: Siehst du, wie Montan an seine Freunde denkt?
Er hat mir heute früh die Amsel gar geschenkt.
Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

Verlaß dich nur auf mich, ich wills schon listig machen.

Doris.

Sie hat ihn in Verdacht, und ist voll Aergerniß;
Und wenn du ernsthaft sprichst: so glaubt sies ganz gewiß.

Myrtill.

Schon gut, ich will es thun, vom Kleinsten bis zum Größten;
Mich hat das lose Kind zuweilen auch zum Besten.
Dort kömmt schon Galathee; sie kömmt. Montan kömmt auch.

Doris.

Geschwind verstecke dich hier hinter diesen Strauch.
Ich will zu Phyllis gehn; sie schläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill, versteckt.

Montan.

Du läufst so gar vor mir? Was ist dir, Schäferinn?

Galathee.

Ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch so erzürnt gesehen.

Galathee.

Und nie geschah vielleicht, was gestern ist geschehen.

Montan.

Doch, meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich sage, laß mich gehn, und sieh mich nicht mehr an.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannst die Worte sparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willst, wie soll ichs denn erfahren?

Galathee.

Nun, dieß gefällt mir doch, du hast Recht überley.

Montan.

Was ist denn mein Vergehn? Gesteh es doch nur frey.

Galathee.

Es reut ihn nicht einmal; er kann noch gar verlangen,
Daß ich ihm sagen soll, wie sehr er sich vergangen.

Montan.

Kind, ich erstaune ganz. Heißt dieß, du hast mich lieb?
Wo bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb.

Montan.

Wo bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?
Nur sachte, mein Montan, dieß war zu viel gesprochen!

Montan.

Ach! meine Galathee, mein Herz, mein liebstes Kind!

Galathee.

Man höre nur einmal, was das für Reden sind!
Ich bin ja Phyllis nicht. Du redst vielleicht im Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den schmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dießmal bin ich taub.

Montan.

So treffe denn das Gift Vieh, Fluren, Bäum und Laub,
Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhören.

Galathee.

Ich hör es schon, Montan; du kannst vortrefflich schwören.

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt, so soll mich itzt —

Galathee.

Halt ein!
Liebst du die Phyllis nicht: so will ich untreu seyn.

Montan.

Mit Phyllis quälst du mich? Dieß soll ich auch vertragen?

Galathee.

Geh, Falscher, geh nur hin, du kannsts ihr wieder sagen.

Montan.

Ich, meine Galathee, ich falsch? Dieß ist betrübt.
Ich habe dich so treu, dich, wie mein Blut, geliebt,
Und nichts so sehr gewünscht, als stets um dich zu leben,
Und einst in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
Zwey Jahre sind vorbey, seit dem kein Tag vergieng,
An dem ich dich nicht sah, nicht sprach, und nicht umfieng.
Gern ließ ich alles stehn, vergaß mit Lust der Heerden,
Und ließ oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.
Zween Stäbe hab ich dir mit eigner Hand geschnitzt,
Und auch ein Trinkgeschirr, auf dem ein Waldgott sitzt,
Dem ich, damit es dir in allem wohl gelinge,
Nun schon so manchen Bock gebückt zum Opfer bringe.
Der Becher quälte mich fast auf ein halbes Jahr;
Oft hast du meine Hand, die wund vom Schneiden war,
Mitleidig abgewischt, bedauert und verbunden.
O Zeit! wo bist du hin? Du bist zu schnell verschwunden!
O Kind, ich bitte dich, beyn Göttern unsrer Flur,
Wer raubt mir deine Gunst? Wer ists? Gesteh es nur!
Denn, dich mir treu zu sehn, will ich das Größte wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieß wirds am besten sagen.

Montan.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbestand.

Galathee.

So, so! wo hast du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem —

Montan.

Es ist um wenig Schritte:
So hol ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenstraus, den ich von dir empfieng,

Als ich das erstemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hol es, warte hier; es ist ja bald geschehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen sehen.

Sechster Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da siehst du, Galathee, wie gut Montan es meynt:
Sein Liebstes schenkt er mir; dieß thut so leicht kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geschenkt? Die Wachtel?

Myrtill.

Rathe besser.

Galathee.

Was denn? Den Hänfling?

Myrtill.

Nein! Es ist noch etwas größer.
Die Amsel, siehst du wohl?

Galathee.

Was gabst du ihm dafür?

Myrtill.

Nichts, als ein gutes Wort. Genug, er gab sie mir.

Galathee.

Er hat sie ja von mir; wie kann er sie verschenken?
Wie? Thut er dieß vielleicht, um mich dadurch zu kränken?

Myrtill.

Was fragst du doch so schlimm? Weswegen wird ers thun?
Mir zur Gefälligkeit, mir was zu schenken.

Galathee.

Nun!

Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieß zur Ehre?
Ich habe schon genug!

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre!
Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn seyn?
Wenn mir die Amsel wird, so bleibt Montan doch dein.
Ich geh und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken;
Die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken.

Galathee.

Weis her!

Myrtill.

Nimm dich in Acht; sie fliegt dir sonst davon.

Galathee.

Ja, ja, sie ists, Myrtill; sie ists, ich seh es schon.
Das Thierchen ist recht fett.

Myrtill.

Du mußt sie nicht so drücken.
Ganz locker halte sie, sie möchte sonst ersticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amsel wieder.)

Die Amsel ist erstickt; und dieß hab ich gewollt.
Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen sollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch besinnen;
Denn wenn ihr Schäfer seyd, so sind wir Schäferinnen.
Nun soll sie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht.
Ein Schäfer hält es stets, was er einmal verspricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du bist um viel gekommen
Verstohlen hab ich ihm die Amsel weggenommen.

Wie thöricht war ich doch, daß ich sie nicht verbarg!
Wer hätte das geglaubt? Du bist auch gar zu arg.
Ich weis mir keinen Rath, zeitlebens wird michs reuen;
Der Schade ist zu groß, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmst sie heimlich weg?

Myrtill.

Ja freylich, heute früh.
Und da mich Doris sah: so —

Galathee.

Nun, was sagte sie?

Myrtill.

Sie hat mich angestellt, dich also zu betrügen.

Galathee.

Gut, merke dirs, Myrtill! dieß ist die Frucht vom Lügen.

Myrtill.

So gar empfindlich seyn, das steht doch auch nicht schön!
Wer andre necken kann, muß wieder Scherz verstehn.

Galathee.

Dieß geb ich alles zu. Wer heißt dich solche Sachen?
Es kann nicht anders seyn, du mußt mich böse machen.
Ich war schon aufgebracht; drum glaubt ichs vom Montan.
Es reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an.

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.

Galathee.

Bey Phyllis? bey der Stolzen?
So! jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen?

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, so ganz allein?
Wo ist denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.
Ich soll, bis daß sie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Ist Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit; sie ist im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünscht ich dich! Es war ein rechter Zank;
Da sollt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm geknüpft, so gar verschenket haben.
Es war ihr ganzer Ernst.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein —

Myrtill.

Ein Wort, Montan? Ich bitte dich, mein Freund,
Bey allem, was du liebst —

Montan.

Was willst du? Mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann, so sollst du alles kriegen,
Nur meine Amsel nicht, um die du letztens —

Myrtill.

Nein!
Nein, ich verlange nichts; du sollst mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, sey doch kein Kind; was soll ich dir vergeben?
Du hast mir nichts gethan.

Myrtill.

Versprich bey deinem Leben,
Daß du nicht böse wirst! Ich habe was gethan,
Das dir dein Lebenlang kaum schlimmer träumen kann.
Ach! deine Galathee —

Montan.

Nun werd ichs bald errathen!
Du hast vielleicht gethan, was ich und sie nur thaten?
Geküßt? Drum wird sie auch davon gelaufen seyn.
War dieß ein Scherz, Myrtill? Und soll ich ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieß ists nicht, Montan.

Montan.

So möcht ichs gerne wissen,
Was du für Räthsel hast.

Myrtill.

Ach laß dichs nicht verdriessen:
Ich that es nicht allein; auch Doris ist mit schuld,
Und deine Galathee.

Montan.

Bald bricht mir die Geduld.
So sags doch nur einmal; ich will nicht böse werden.

Myrtill.

Ich selber würde mich recht ungestüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh
Nehm ich die Amsel weg, und Doris siehet sie;
Drauf spricht sie: nimm sie mit, und sprich zu Galatheen,
Montan hat mich beschenkt.

Montan.

Mich so zu hintergehen?

Myrtill.

O! dieß ist nicht genug.

Montan.

Was ist denn noch dabey?

Myrtill.

Laß sehn, spricht Galathee, obs auch die meine sey?
Sie nimmt die Amsel weg.

Montan.

Und giebt sie dir nicht wieder?

Myrtill.

Ach nein, sie streichelt sie, geht einmal auf und nieder;
Ich seh mich um, sie spricht, das Thierchen ist recht feist,
Darauf —

Montan.

Ich merk es schon, ich weis, der Vogel beißt.

Myrtill.

Ach nein, sie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, sprach sie, armes Thier, geh, du gehörst Myrtillen.
Ich gab nicht Acht darauf, und möchte fast vergehn,
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieß muß ich gestehn;
Die Nachricht thut mir weh.

Myrtill.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieß heiß ich gar zu sehr auf meine Kosten scherzen.

Myrtill.

Ich sah es nicht voraus; sonst wär es nicht geschehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muß auf die Sache sehn.

Myrtill.

Nun sey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen;
So schön du sie verlangst, du sollst die besten kriegen.
Ich schenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf,
Am Bauche weiß, und blau an Flügel, Schwanz und Kropf.

Montan.

Behalte, was du hast, die Amsel ist verloren.
Ich bin zum Aergerniß und zum Verdruß geboren.

Myrtill.

Damit du wirklich siehst, daß mich die Sache kränkt;
So sey der Bienenstock zur Hälfte dir geschenkt,
Für den mein Vater einst sechs Lämmer ausgeschlagen.
Ja, lebte Damon noch, er könnts nicht anders sagen.

Montan.

Ich bin so geizig nicht, und sagte gern nichts mehr,
Wenn meine Galathee nur wieder freundlich wär.
Sie hat mich im Verdacht, und läßt sich nicht bedeuten:
Ich habe ja das Band; was will sie länger streiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlasse dich auf mich;
Sie liebt dich gar zu sehr, und darum zankt sie sich.
Komm nur, wir suchen sie.

Montan.

Wir mußten auch so zaudern!
Sieh! Dort kömmt Daphne her; nun wird sie mit uns plaudern.

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

Ihr Kinder, treibt das Vieh doch besser in den Klee.
Doch hier ist kein Damöt, und keine Galathee;
Wo sind sie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir blieben bey den Schafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird schlafen.
Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

Ach nein, er ist nicht weit, und das weis auch Montan.

Montan.

Er ist dort an dem Fluß, und putzt und hackt die Weiden.

Daphne.

Dieß gienge schon noch an; allein ich kanns nicht leiden,
Daß er die Heerde läßt, und stets was anders thut.

Montan.

O schmähle nicht auf ihn! Damöt ist wahrlich gut;
Er übertrifft uns stets an Fleiß und an Geschicke.

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort.

Montan.

So oft ich ihn erblicke,
So wird er fleißig seyn. Bald flicht er Bast und Stroh;
Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er diesen so,
Damit er Sonne kriegt; bald schneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er sie; bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras ersäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er ist nicht ungeschickt, ich muß es selber sprechen;
Es geht ihm von der Hand. Letzt braucht ich einen Rechen,
Sogleich läuft mein Damöt, und schnitzt ihn ganz geschwind,
Daß oben Zinken stehn, und unten Zinken sind.
Jüngst bracht er einen Stab geschnitzt auf beyden Seiten.
Damöt, so fang ich an, wen soll denn das bedeuten?
Stellts deine Schwester vor? Nein, spricht er lächelnd, nein!
Dieß hier bin ich, und dieß soll meine Chloris seyn.
Ich macht ihn ziemlich aus, doch war mirs nicht ums Herze;
Wenn Mütter strenge sind: so sind sies oft im Scherze.
Er sey ihr immer gut; und wenn er mit ihr spricht:
So ists ihm unverwehrt. Nur lieben soll er nicht.

Montan.

Damöt ist nicht verliebt.

Daphne.

Dieß hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günstig war er ihr, seit seinen ersten Jahren.

Myrtill.

Ist das ein Unterschied, verliebt und günstig seyn?

Montan.

Ja: Bist du recht verliebt: so bleibst du nicht mehr dein.
Du wünschest, sinnst und denkst, und träumst bey hellem Tage,
Bist andern eine Last, und dir die größte Plage,
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden stumm,
Und siehst dich, wenn du siehst, nur nach der Liebsten um.
Der erste finstre Blick schlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
Du bist Myrtill zugleich, und bist auch nicht Myrtill.
Kurzum; du lachst und weinst, so wie die Schöne will.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! Du magst die Liebe kennen!

Montan.

Ich kenne sie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtill.

Was ist denn günstig seyn?

Montan.

O, günstig seyn ist schlecht;
Man ist einander gut, und ist es doch nicht recht.
Man sieht einander gern, und wünscht sich oft zu sehen:
Doch gehts nicht immer an, so läßt mans auch geschehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander seyd,
Was ists? Verliebt seyn?

Montan.

Nein. Nur bloße Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht! dieses kann ich auch von meiner Tochter glauben.
Das Zärtlichseyn ist gut; dieß will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir ist Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?
Sprecht lieber, günstig seyn, sprecht, Freundschaft und dergleichen.
Genug. Ich muß nun gehn; die Zeit wird mir verstreichen.

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen sie! Ich weis nicht, wie mir wird.

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt!

Es war ein andres Band. Die besten Augen trügen;
Vergieb mir ein Versehn.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Mein Fehler, wie du weißt, ist Hitz und Eifersucht.

Montan.

Den Fehler duld ich gern; er ist der Liebe Frucht.
Ich weis, du thusts nicht mehr, du wirst dich besser fassen.

Galathee.

Ich hab es oft versucht, und kann es doch nicht lassen.

Myrtill.

Ja, für die Eifersucht hilft nichts in unsrer Flur.
Euch, Schäferinnen, euch, euch quält sie von Natur.
Von außen haßt ihr sie, und liebt sie doch im Herzen,
Und würdet ihr sie los, ich glaub, ihr stürbt vor Schmerzen.

Doris.

Myrtill, laß deinen Spott! denn weißt du —

Myrtill.

Was denn, Kind?
Daß stille Wasser gern am allertiefsten sind?
Genug ihr seyd —

Doris.

Und was?

Myrtill.

Halb Eifersucht, halb Liebe.

Doris.

Ich wollte, daß dir auch nicht Eine günstig bliebe!
Dir, der die Amsel nimmt!

Galathee.

Ach weißt du denn, Montan?
Was ich und was Myrtill — Du siehst mich sauer an?

Montan.

Nein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat scherzen wollen.
Der Schlaue hätts nicht thun, und dus nicht glauben sollen.
Drum traue nicht so leicht. Ich weis, du kennest mich;
Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.
Du und Myrtill seyd schuld, du Doris auch nicht minder;
Doch laßts geschehen seyn, ihr bleibt noch gute Kinder.
Und siehst du, Galathee, hier ist das böse Band.

Galathee.

Montan, ich schäme mich: o thu es aus der Hand!
Ich sprach mit Phyllis itzt, mein Band hat ihr gefallen,
Sie hat eins nachgemacht, und dieß ist schuld an allen.
Drum sey nur wieder gut; ich bin zeitlebens dein.
Mein Herz und dieser Kuß, die sollen Zeuge seyn.

Myrtill.

Wie, lose Galathee? Einander gar zu küssen?

Galathee.

Es ist ja mein Montan: wie kann dich das verdriessen?

Myrtill.

Doch, Kinder, wißt ihr was; treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch heute lustig seyn;
Wir essen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen —

Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtill.

Einmal um Pfänder spielen.

Montan.

Ich schließe mich nicht aus.

Doris.

Mir gilt es einerley.

Galathee.

Wenn mein Montan mitspielt; so bin ich auch dabey.

Myrtill.

Kannst du das Spiel, Montan? Man fragt: Was macht die Liebe?

Montan.

Sie zankt sich, weil sie sonst nicht neu und süße bliebe.

Myrtill.

Was macht sie, Galathee?

Galathee.

Dieß weis mein Band sogar:

Verdacht wo keiner ist.

Myrtill.

Und dieses Band redt wahr!

Anhang.

Fabeln und Erzählungen*).

Die Wahrheit und die Lüge**).

Man forschte seit viel tausend Jahren,
Warum die Wahrheit nackend geht,
Und nie hat mans genau erfahren,
Weil nichts davon in Büchern steht;
Doch endlich deckt der Zeiten Lauf
Der Welt auch dieß Geheimniß auf.

An einem alten Königshofe
War einst die Wahrheit angestellt,
Drauf ward im Dienst als Ehrenzofe
Die schlaue Lüg ihr beygesellt;
Doch konnten sie sich nicht verstehn,
Wenn Diese bleibt, muß Jene gehn.

*) (Die folgenden Fabeln und Erzählungen sind, mit Ausnahme der letzten, Umarbeitungen von Stücken, die vorher in den Belustigungen des Verstandes und Witzes erschienen waren. Sie sind hier abgedruckt aus dem „Taschenbuch von der Donau. Auf das Jahr 1824. Herausgegeben von Ludwig Neuffer. Ulm." S. 57 u. ff., in welchem sie von Neuffer aus der Abschrift eines von Gellert selbst geschriebenen Heftchens, welche ihm dessen Besitzer, „ein literarischer Freund", mitgetheilt hatte, zuerst bekannt gemacht wurden.)

**) (Vgl. Belustigungen ꝛc. 1744, I, S. 565.)

Einst rangen sie in offnem Streite,
Doch war der Kampf lang ungewiß,
Bis daß die Lüg als Siegesbeute
Der Wahrheit das Gewand entriß.
Sie blieb am Hof, und seit der Zeit
Trägt sie daselbst der Wahrheit Kleid.

Die Wahrheit aber floh von hinnen,
Und irrt nun bloß von Land zu Land.
Sie kann nicht Achtung mehr gewinnen,
Und bleibt den Meisten unbekannt.
Dafür nun sieht fast Jedermann
Die Lüge für die Wahrheit an.

Das junge Wiesel*).

Ein Wiesel, das am Tag die Falle stehen sah,
Kam, wenn es dunkel war, niemals der Falle nah.
„Ich kenne die Gefahr, mich wirst du nicht bethören,
„Mein Vater starb durch dich, dieß soll mich Vorsicht lehren
„So jung ich auch noch bin, doch bin ich dir zu klug,
„Wer den Betrug erkennt, dem schadet kein Betrug.
„Den Eyern geh ich nach, und habe das Vergnügen
„Bey solcher leckern Kost die Hausfrau zu betrügen."

So spricht das Wiesel froh, in blinder Sicherheit,
Und denkt nicht der Gefahr, die ihm wo anders dräut.
Denn als es einst ins Ey sich einbiß, blieb, o Schrecken!
Das Wiesel mit dem Kopf selbst in der Schaale stecken,
Und zog ihn nicht heraus in Angst und großer Noth.
Da kam die Hausfrau an, und schlug das Wiesel todt.

---

*) (Vgl. Belustigungen rc. 1744, I, S. 91.)

Die Muschel und der Krebs*).

Einst sah ein junger Krebs aus seiner Höhl am Strande
Der muntern Muschel zu, die auf dem Uferstrande
Des nahen Stroms ihr Haus jetzt aus einander bog,
Jetzt als ein leichtes Spiel geschwind zusammenzog.

Beglückte, rief er aus, ich muß in Schlamm und Höhlen
Mich Tag für Tag in Angst und ohne Ruhe quälen;
Bald stößt ein Nachbar mich von meinem Lager aus,
Bald schreckt mich Menschenhand. Du hast ein eignes Haus,
Du kannst es, wie du willst, jetzt öffnen, jetzt verschließen.
O, daß wir Krebse doch so elend leben müssen!
Vergönntest du mir doch nur eine kurze Zeit
Den Aufenthalt bey dir, das Glück der Sicherheit!
Ach wolltest du mich nur in deine Wohnung nehmen,
So würd ich doch einmal vergessen, mich zu grämen.

Freund, sprach die Muschel drauf, gefällt dir meine Ruh,
Und bin ich, wie du sagst, weit glücklicher, als du,
So gräme dich nicht mehr, ich diene mit Vergnügen.
Versuch es, kannst du dich an meine Seite schmiegen,
So mach ich gern dir Platz. Der Krebs gehorcht im Nu,
Und kriecht als Gast ins Haus. Die Muschel schließt es zu;
Doch, ach, der Krebs erstickt, und mitten im Ersticken
Muß sterbend er zugleich die Freundinn auch erdrücken.

Ein Dienst im Unverstand bringt doppelt Unheil oft
Dem, der den Dienst vollbringt, und dem, der Vortheil hofft.

*) (Vgl. Belustigungen rc. 1741, S. 466. — Nochmals überarbeitet in den F. und E. s. Th. I, S. 267.

Die Gans*).

In Städten wird aus mir doch etwas noch gemacht,
Sprach eine junge Gans, die man zu Markt gebracht,
Im Dorfe wußte man nur grausam mich zu reisen,
Hier sucht mich manche Hand liebkosend anzugreifen;
Man hebt mich lachend auf und setzt mich wieder hin,
Weil ich so weiß, als Schnee, am ganzen Leibe bin;
Man streichelt meine Brust, greift unter meine Schwingen,
Das muß die Art wohl seyn, mir Huldigung zu bringen.
Ein allerliebstes Thier, ein Phönix muß ich seyn;
Das unverständge Dorf sah meinen Werth nicht ein.
Bey dummen Leuten kann man nie zu Ehren kommen,
Nur in der Stadt wird noch Verdienst in Schutz genommen.

Die Gans wird eingekauft und in den Stall gethan,
Auch wohnet neben ihr ein kalekutscher Hahn.
Nun, sprach sie, seh ich ganz, wie man Verdienste schätzet,
Weil man solch einem Herrn mich an die Seite setzet.
Im Dorfe lief ich mir die müden Füße wund,
Hier steckt man mir sogar das Essen in den Mund,
Hegt auf dem Schooße mich, und gibt mir Milch zu trinken;
Auch seh ich oft die Frau mit holdem Blick mir winken,
Was denk ich mir davon? Das muß wohl Liebe seyn.

Ach, schrie die Magd, dein Fett, dein Fett nur nimmt uns ein.
Doch muß ich diesen Spaß auch meiner Fräulein sagen,
Denn hätte sie kein Geld, wer würde nach ihr fragen?

*) (Vgl. Belustigungen rc. 1743, I, S. 94.)

Wie gewonnen, so zerronnen*).

Die karge Claudia, die nur dem Wucher lebte,
Und einzig ihren Schatz zu mehren sich bestrebte,
Die sträflichen Gewinn hohnlachend sich erwarb,
Als mancher armer Mann in Noth und Hunger starb,
Dieß kluge Weib ward krank, und ließ den Arzt berufen,
Weil Gicht und Magenkrampf ihr große Schmerzen schufen.
Der Arzt erschien, doch sie, noch sicher in Gefahr,
Und weil sie selbst im Tod dem Spiel gewogen war,
Fiel ihm ins Wort und sprach: Sie müssen bey mir bleiben,
Und durch ein Kartenspiel mir Zeit und Schmerz vertreiben.
Sie spielten ziemlich hoch, der Arzt verlor sein Geld,
Und wollte weiter gehn. Doch die Verschmitzte hält
Ihn bittend auf: „Sie sehn, ich muß mein Ende fühlen,
„Wir wollen um den Werth der Leichenkosten spielen."

O schnödes Kartenglück, wie ungerecht bist du!
Was du dem Einen nimmst, wirfst du dem Andern zu.
Der unbesorgte Mann muß gegen sie verlieren,
Und für den ganzen Werth des Leichenprunks quittiren.
Nun, rief sie, sterb ich gern, mein Haus ist wohl bestellt,
Und mein Begräbniß auch; doch, um das baare Geld,
Das ich von Ihnen zog, recht wohl verwahrt zu wissen,
So solls die Armuth einst durch ein Legat genießen.

Drey Tage lebt sie noch, und bringet diese Frist
Mit stetem Lesen zu, weil sie im Schuldbuch liest.
Sie rechnet auf ein Haar die eingetragne Beute,
Das blutige Procent in Noth gestürzter Leute.

*) (In den Belustigungen ꝛc. 1744, I, S. 90 mit der Ueberschrift: Die karge Claudia.)

Sie starb. Ihr Zimmer wird mit Trauer angefüllt,
Und standesmäßig bald in schwarzes Tuch gehüllt,
Um das die kluge Frau den Eigner einst gepfändet,
Weil er den Zins ihr nicht zur rechten Zeit gesendet.
Die Lichter fackelten erhellend um den Sarg,
Als sich, ich weiß nicht wie, ein Funk im Tuche barg,
In kurzem um sich griff und eine Flamm erregte,
Die Leiche, Schuldbuch, Haus und Hof in Asche legte.
Denn Löschen war umsonst; des letzten Spiels Gewinn,
Und was im Leben sie mit Sünd erkargt, war hin.

Dank sey der Feuersbrunst, die so viel wackre Leute
Von Schuld und Wechselbrief in einer Nacht befreite.

Der Spieler*).

Jüngst kam zur Unterwelt auf Charons leichtem Kahn
Ein Meister in dem Spiel mit andern Seelen an.
Schnell ging der Ruf an ihn, sich vor dem Gott der Höllen,
Dem Richter dieses Reichs, zur Rechenschaft zu stellen.
Drauf fing der Spieler an: Was läugn ich, großer Fürst!
Mein Leben taugt nicht viel, wie du erfahren wirst.
Ich habe nichts gethan, als Karten abgezogen,
Und manchen Ehrenmann durch falsches Spiel betrogen.
Mein Glück blieb wandelbar, bald hatt ich nichts, bald viel,
Und ob ichs oft verschwur, doch ließ ich nicht vom Spiel.
Im Spielen starb ich auch, selbst mitten im Verlieren,
Im Aerger und im Fluch muß mich der Schlag berühren.
Ich habe meine Zeit nicht löblich hingebracht,

*) (Vgl. Belustigungen ꝛc. 1744, I, S. 566.)

Doch der hat große Schuld, der dieses Spiel erdacht,
Und solche Blätter schuf; den mag die Straf erwarten.

Hier griff er in den Rock und suchte seine Karten,
Und fand sie unversehrt, und mischte flink und frisch,
Lud selbst den Minos ein, und bat um Stuhl und Tisch.
Gut, sagte Minos drauf, hier sollst du ewig mischen,
Doch spielen sollst du nie an unterirdschen Tischen.

So steht denn seine Hand nicht Augenblicke still,
Stets kommt ein Geisterchor, das scheinbar setzen will;
Doch wenn der Spieler kaum versucht ein Blatt zu ziehen,
So ist die Müh umsonst, denn alle Geister fliehen.
O Unglück, ruft er aus, hat denn kein Mensch hier Geld?
Liebt Niemand hier das Spiel? Was ist doch eine Welt,
Wo kein Caffeehaus ist? Ach, Brüder bleibt auf Erden,
Da kann ein braver Mann mit Ruhm ein Spieler werden.

Montan und Lalage*).

Montan und Lalagen trieb Lieb und Noth aufs Meer;
So zärtlich liebte sich kein Paar auf Erden mehr;
Es war Ein Geist und Sinn; oft schwuren sie, ihr Leben,
Zur Probe ihrer Treu, mit Freuden hinzugeben.

Ich weis nicht, hat die See den Schwur mit angehört?
Genug, es kommt ein Sturm, der ihre Ruhe stört;
Die Wellen fangen an gleich Bergen sich zu thürmen,
Als wollten sie die Welt und nicht ein Schiff bestürmen.
Montan und Lalage, durch die Gefahr bedroht,
Gehn starr in den Tumult, erwarten ihren Tod;

*) (Vgl. Belustigungen rc. 1742, I, S. 565 f.)

Doch wollen sie umarmt hinsinken ins Verderben,
Und Eines an der Brust des Andern gerne sterben.

Indessen wächst der Sturm, es steigt und fällt das Schiff,
Und spießt zuletzt sich fest auf einen Felsenriff.
Doch da der Kiel zerfährt und sich die Planken spalten,
Muß noch ein schmales Bret das arme Paar erhalten.
Nun ruht der wilde Sturm. Sie schwimmen durch das Meer,
Doch für ein kleines Bret war diese Last zu schwer.
Ach, schrie Montan bestürzt, das Bret wird untersinken,
Und wenn nicht Eines weicht, wir beide nun ertrinken!

O Probe voller Angst! Wer opfert sich der See?
Das Leben liebt Montan, doch liebts auch Lalage.
Allein für beide nicht ist Rettung zu vermuthen,
Wenn Eines leben soll, muß Eines in die Fluthen.
Wer denkt des Schwurs nunmehr? Gewiß Montan; doch nein!
Ich, rief nun Lalage, will dich vom Tod befreyn.
Doch daß dus weißt, wer dich gerettet vom Verderben,
So stoße mich ins Meer. — Montan, nicht selbst zu sterben,
Stößt, ach, das zärtlichste, das treuste Herz hinab!
Doch edle Lalage! zu edel für dieß Grab,
Die See fühlt deinen Werth, und läßt es dir gelingen,
Und weis auch ohne Bret dich an den Strand zu bringen.

Hier trifft die Herrliche den schwurvergeßnen Mann.
Er kniet vor ihr, er fleht. O, spricht sie, geh, Montan!
Ich habe dich geliebt, dich durch das Meer begleitet,
Das Leben dir geschenkt, du mir den Tod bereitet.
Verlaß auf ewig mich, weil mich ein Herz betrübt,
Das in der Ruhe zwar, doch in Gefahr nicht liebt.
Sey stets beglückt, Montan! Dich werd ich niemals hassen,
Bestrafen will ich dich! — Drauf hat sie ihn verlassen.

Die Freunde.

Zwey Brüder wandelten durch einen dichten Wald.
Der Eine sprach: Hier ist der Bären Aufenthalt.
Der Andre sprach: Hier sind von rohen Diebeshorden
Oft Reisende beraubt, und oft getödtet worden.
Dann sprachen beide: Wohl, was uns auch treffen mag,
Als Freunde waren wir vereint bis diesen Tag.
Wir bleibens künftig auch, und werden in Gefahren
Uns durch verbundne Kraft in jeder Noth bewahren.

Kaum war dieß Wort gesagt, da zog ein großer Bär
Auf unsre Freunde schon aus dem Gebüsche her.
Der Eine flüchtete sich gleich auf eine Eiche,
Der Andre aber fiel, und lag wie eine Leiche
Am Boden hingestreckt, weil er einmal gehört,
Daß nie ein Bär vom Fleisch erschlagner Menschen zehrt.
Der Bär sprang auf ihn los, er aber hielt den Odem,
Der Bär beroch ihn rings und leckt ihn an den Boden,
Und lief zuletzt davon, weil er als todt ihn nahm.

Jetzt sprang der Freund vom Baum, und als er nahe kam,
Rief er: Was hat der Bär dir in das Ohr gesprochen,
Als er am Boden dich beschnuffelt und berochen?

Er hat, sprach jener, mich gewarnt: Nimm dich in Acht,
Vor Freunden, die die Noth dir sogleich untreu macht.

Zwey Sinngedichte von Gellert.*)

1.

Hallers Lehrgedicht vom Ursprung des Uebels.

Des Uebels Ursprung las ich jüngst in Hallers Werken
Und nahm mir vor mit einem Strich
Die besten Stellen zu bemerken.
Ich las, strich an, las fort, strich an und freute mich,
Und da ich fertig war, sieh, da war alles Strich.

2.

Ueber Richardsons Bildniß.

Dieß ist der schöpferische Geist,
Der uns durch lehrende Gedichte
Den Reiz der Tugend fühlen heißt,
Der durch den Grandison selbst einem Bösewichte
Den ersten Wunsch, auch fromm zu seyn, entreißt.
Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten,
Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bey Christen
Der Britte Richardson.

*) (Aus Haug und Weißers epigrammatischer Anthologie. Th. 3, S. 119.)

Lieder.

Leipzig,
gedruckt im 1743sten Jahre.

Den beyden

geschickten und klugen

Schwestern,

Wilhelminen

und

Christianen

übergiebt

diese Lieder

der Verfasser.

Geehrteste Freundinnen,

Ich habe Ihnen versprochen, ein Dutzend Lieder auf gewisse Menuetten und Polonaisen, die Sie vor andern lieben, zu verfertigen. Hier sehen Sie die Erfüllung meines gegebenen Worts. Es ist wahr, daß diese Texte eben nicht den Druck verdienen; allein ich habe sie auch nicht für die Welt, sondern nur etliche wenige Exemplare für Sie beyde drucken lassen, damit ich Ihnen einige Bequemlichkeiten im Singen verschaffen möchte. Von einigen dieser Lieder bin ich schon versichert, daß sie Ihnen nicht misfallen haben, und ich will den übrigen, welche Sie itzt erst zu sehen bekommen, eben das gute Schicksal wünschen. Wer diese Texte von Ihnen singen hört, dem wird die Zeit niemals dabey zu lang werden. Eine gute Musik und eine angenehme Stimme helfen der elendesten Poesie auf, und ein Poet kann seinen Versen nichts vortheilhafters wünschen, als daß sie stets von einem artigen Frauenzimmer mögen gesungen werden; denn es hört sich niemals besser zu, als wenn die Augen zugleich etwas dabey zu thun bekommen. Ich könnte Ihnen hier noch einige Lobsprüche wegen Ihrer Geschicklichkeit in der Musik ertheilen; allein es wäre etwas überflüssiges. So lange Wilhelmine nicht aufhöret, das Clavesin zu spielen und dazu zu singen, und Christianchen das letzte nicht unterläßt: So sind Sie Beyde Ihr bester Lobspruch selber. Wenn ich wiederum ein Dutzend solcher Lieder beysammen habe: So will ich sie Ihnen ebenfalls drucken lassen, denn ich weis mir kein größer Vergnügen, als Ihnen zu dienen und stets zu seyn,

Ihr ergebenster Freund

G.

I.

Vergeßt, was uns am Herzen liegt,
Und seyd mit mir vergnügt.
Die Welt soll den
Noch erstlich sehn,
Den nie ein Wunsch betrügt.
Auf, nehmt die Zeit in Acht,
Deswegen sind wir nicht gemacht,
Daß Gram und Groll
Uns martern soll,
Drum, Freunde, scherzt und lacht!

Wer wird denn stets, zu seiner Pein,
Im Kummer sinnreich seyn?
Nicht wahr, mein Herz,
Durch Gram und Schmerz
Wird doch die Welt nicht dein?
Denn lacht auch mein Geschick
Nicht einen jeden Augenblick:
So seh ich zu,
Und bleib in Ruh,
Und werde selbst mein Glück.

Dem Zehnten ist die wahre Lust
Nicht einmal recht bewußt;
Ich finde sie,
Mit leichter Müh,
In meiner eignen Brust.

Mein Wunsch sieht stets sein Ziel;
Denn was ich habe, nenn ich viel,
Und was gebricht,
Das wünsch ich nicht:
So hab ich, was ich will.

Ich komme mit Gelassenheit
Doch allemal noch weit.
Ein andrer klagt,
Und fleht und zagt,
Und mehrt doch nur sein Leid.
Drum jeder sey, wie ich,
Ich lache, wenn auch alles wich.
Und wär auch ja
Nichts anders da:
So lach ich über mich.

II.

Von allem, was ich schönes weis,
Behält die Freundschaft doch den Preis;
Und wer auf dieses Gut
Sich nichts zu gute thut,
Verdient kein ehrlich Blut.
Wär uns die Freundschaft nicht verliehn:
So würden Menschen, Menschen fliehn,
Und jeder suchte bald,
In Hölen, Fels und Wald,
Sich einen Aufenthalt.

Ein Freund, der unserm Wunsche gleicht,
Macht uns das Leben erstlich leicht.

Mein Glück sey noch so klein,
Hab ichs mit ihm gemein:
So wird mirs kostbar seyn.
Und hätt ich auch ein Königreich,
Und hätte keinen Freund zugleich:
So lies ich Kron und Land,
Und wählt aus freyer Hand
Mir eh den Schäferstand.

Ihr Großen habt es nie geschmeckt,
Wie viel in Freundschaft Wollust steckt.
Wenn euch der Schmeichler küßt:
So küßt er voller List,
Blos weil er hungrig ist.
Ein Freund hat einen edlern Sinn,
Er liebt mich, weil ich redlich bin;
Wir sind einander gut,
Blos, weil ein ehrlich Blut
In unsern Adern ruht.

Gesetzt, mich drückt der größte Schmerz:
So stillt sich doch mein banges Herz,
Wofern ich dann und wann
Dem, den ich lieb gewann,
Mein Elend klagen kann.
Bleibt mir die Zahl der Freunde treu:
So ist mir alles einerley;
So find ich jederzeit,
In ihrer Redlichkeit,
Genug Zufriedenheit.

III.

Welche Freude!
Wenn itzt zwo Seelen
Zärtlich sich wählen,
Liebreich verstehn:
Und bey dem Triebe
Der Freundschafts Liebe,
Sich zu gefallen, löblich vergehn.

Welch Entzücken!
Wenn Blick und Mienen
Zu Rednern dienen,
Da jedes schweigt;
Und wenn das Süße,
Getreuer Küße,
Den Zug des Herzens feurig bezeugt.

Welche Wollust!
Itzt machen beyde
Sich Lieb und Freude
Durch Worte kund.
Aus Liebe blöde,
Stockt bald die Rede,
Da sagt ein Seufzer mehr, als der Mund.

Blöde Herzen!
Ihr sucht vergebens
Die Ruh des Lebens
Mit kaltem Blut.
Lernt, sie zu finden,
Zärtlich empfinden:
So habt ihr erst das kostbarste Gut.

Ja gewinnet,
Gewinnt, ihr Prinzen;
Kron und Provinzen,
Mich rührts nicht sehr.
Ein Herz besitzen,
Ein Herz beschützen,
Das feurig liebet, heiß ich weit mehr.

Liebe höre!
Ich weis, das Schmerzen
Getreuer Herzen
Rühret dich noch.
Laß ihr Entbehren
Nicht lange wehren,
O Liebe, Liebe, höre mich doch!

IV.

Hügel an dem flachen Thale,
Wo die Unstrut mit der Saale
Sich vertraut zusammen schließt
Möcht ich doch zu euren Ehren,
So ein Lied erklingen hören,
Welches euer würdig ist.

Berge voller edlen Kräfte,
Höhen, voller starken Säfte,
Steht doch ewig unverletzt!
Laßt den Saft unendlich wachsen,
Der den Mund der treuen Sachsen,
Und ihr Herz zugleich ergötzt!

Dessen Hand sey ohne Leben,
Welcher eine von den Reben
Einst aus Bosheit niederreißt!
Dessen Schimpf muß nie vergehen,
Der den Wein von Naumburgshöhen
Aus Verachtung schädlich heißt!

Völker in den fernen Zeiten,
Brecht ihr einst, mit Schwerd und Streiten,
Hier in unsern Gründen ein:
O so bitt ich, habt Erbarmen,
Schont mit den verwegnen Armen
Wenigstens den lieben Wein.

Zeiten, welche fruchtbar machen,
Lasset bald ein Jahr erwachen,
Da der Most so reichlich rinnt,
Daß die Keltern und die Fäßer
Zu dem stärkenden Gewäßer
An der Zahl zu wenig sind!

O wie froh werd ich, ihr Höhen,
Dann bey euren Pfälen stehen.
Reiches Jahr, brich bald herein!
Mache, daß wir bey dem Lesen
Niemals so vergnügt gewesen,
Als wir künftig werden seyn.

V.

Trifft mein Wünschen anders ein:
So wünsch ich mir kein größer Glücke,

Als allein
Bey einer stillen Lebensart mein eigner Herr zu seyn.
Nie hab ich die Kunst gefaßt,
Daß ich mich niederträchtig bücke.
Diese Last
Bleibt mir, und jeder freyen Brust, bis in den Tod verhaßt.
Niemand will ich, als nur mir, von meinem Thun und meinem Leben,
Antwort geben.
Dieses Recht nehm ich in Acht.
Gnug Gewinn,
Wenn ich bey Freunden, Spiel und Scherze
Meine bin,
Und wenn mein eignes Herze
Mir keinen Vorwurf macht.

VI.

Freyer Sinn!
Du kannst mein Herz erquicken.
Wo ich bin,
Folgst du mir glücklich hin.
Gram und Pein
Mag meinen Feind bestricken.
Ich allein
Will ewig ruhig seyn.
Welt beneide mich,
Ich lebe königlich;
Denn sein Herz zu erquicken,
Braucht man niemand, als sich.

Meine Ruh
Wird mir nie ganz entrissen.

Seht mir zu,
Seht, ob ich kläglich thu.
Muß ich gleich
Das Glück des Großen mißen.
Ich bin reich,
Mich macht der Neid nicht bleich.
Suchet mit Verdruß
In Schätzen viel Genuß.
Froh, was man hat, genießen,
Ist mehr als Ueberfluß.

Ehr und Stand
Hat mich noch nie bethöret.
Keine Hand
Mach mich der Welt bekannt.
Ruhm genug,
Wenn mich ein Kluger ehret;
So ein Schmuck
Ist sicher für Betrug.
Schmeichler brauch ich nicht,
Ich thue meine Pflicht;
Und ohne daß mans höret,
Bin ich mein Lobgedicht.

Ernst und Scherz
Soll täglich mich besiegen.
Kömmt ein Schmerz,
Ihn stillt des Freundes Herz.
Seine Brust
Erfüllt mich mit Vergnügen;
Seine Lust
Wird mir zugleich bewußt.

Theilt den Erdkreis ein,
Bleibt nur mein Herze mein,
Mag ich davon nichts kriegen,
Und will doch ruhig seyn.

VII.

Vier Dinge nenn ich stets mein Leben:
Musik und Dichtkunst, Lieb und Wein,
Wem diese kein Vergnügen geben,
Der muß kein Mensch wie andre seyn.
Wo ich stehe,
Wo ich gehe,
Nimmt mich eins von diesen ein.

Auf! reget euch, geliebte Sayten,
Ich will den Ton, den ihr mir bringt,
Itzt durch ein muntres Lied begleiten,
Damit es desto süßer klingt;
Wenn die Freude,
Durch euch beyde,
Doppelt stark ins Herze dringt.

Erst dank ich dir, erwünschte Liebe,
Daß ich ein Herz von dir gewann,
Das nach dem Zuge sanfter Triebe
Getreu und zärtlich lieben kann.
Diese Triebe,
Deiner Liebe,
Seh ich, als mein Größtes, an.

Auch dank ich dir, du Gott der Reben,
Für deinen Saft, der mich ergötzt;
Und dessen Ruhm müß ewig leben,
Der uns den ersten Stock gesetzt.
Laßt, ihr Wetter,
Stock und Blätter
Auf den Bergen unverletzt!

VIII.

Hoffnung, du bist es auf der Welt,
Was mich stets erhält;
Und man sucht vergebens
Ohne dich, den rechten Trost des Lebens.
Mag mich doch mancher Wunsch betrügen,
Gnug durch dich kann ich mich besiegen;
Was nicht eingetroffen,
Steht mir frey, in Zukunft noch zu hoffen.

Streicht auch ein Augenblick dahin,
Daß ich traurig bin:
O so kann ich schließen,
Es wird bald ein froher folgen müßen.
In der Welt herrscht der Wechsel immer,
Auf die Nacht folgt ein froher Schimmer,
Und den Schmerz des Bösen
Weis die Zeit durch Gutes abzulösen.

Wären wir, zu all und jeder Zeit,
Von dem Gram befreyt,
Würden wir auf Erden
Selbst zuletzt der Freude müde werden.

Soll ein Trank unser Herz recht kühlen,
Muß man erst Durst und Hitze fühlen;
Und das Glück der Tage
Rührt erst recht nach einer kleinen Plage.

IX.

Ohne Leichtsinn fröhlich seyn,
Liegt mir schon *) im Blute,
Und mein Glück such ich allein
In zufriednem Muthe.
Ich bin sonder **) Reu
Mir selbst getreu.
Und ohne viel zu sorgen,
Streicht Mittag, Nacht und Morgen
Vergnügt vorbey.

Dieses thut kein weises Herz,
Selber sich zu quälen.
Sorgen, Grillen ***), Gram und Schmerz
Sind für niedre †) Seelen.
Ich bin, wie sichs fügt,
Mit mir vergnügt;
Und lach in aller Stille,
Wenn Neid und Eigenwille
Die Welt betrügt ††).

*) stets (Diese wie die folgenden Veränderungen finden sich „aus Gellerts eigener Handschrift" in dem Abdruck von 1770.)
) ohne *) Schwermuth †) kleine
††) Und — betrügt] Will mich ein Schmerz bezwingen:
So fang ich an zu singen:
Herz sey vergnügt!

Sterb ich einstens vor der Zeit,
Soll die Welt nicht sagen,
Daß mich Gram und Traurigkeit
In das Grab getragen.
Denn wenns darnach geht,
So leb ich spät.
Ihr, die wir Kluge heissen,
Lernt, daß der Stein der Weisen
In Lust besteht.

X.

Kommt, raubt mir, was mir werth geschienen,
Entzieht mir Wünsche, Lust und Ruh!
Ich sehe, mit gesetzten Mienen,
Dem Eigensinn des Schicksals zu;
Und seh, was ich nicht ändern kann,
Gelassen an.

Ich werde stets die Noth verschmerzen,
Die mich im Stillen drückt und quält;
Sie liegt allein auf meinem Herzen,
Und bleibt in meiner Brust verheelt;
Und klag ich, klag ich blos mein Leid
Der Einsamkeit.

Du Einsamkeit kennst meine Triebe,
Dir sag ich Namen, Stand und Ort;
Du weist, was ich verschwiegen liebe,
Geh Liebe, du verhaßtes Wort!
Denn zur Vertilgung deiner Pein,
Hülft fühllos seyn.

Ein ander Herz mag sich entschließen
Und sich den Zärtlichkeiten weyhn:
Ein andrer Mund mag feurig küßen,
Und trunken von der Liebe seyn;
Ich weis es doch, kein zärtlich Herz
Bleibt ohne Schmerz.

Beruhigt euch, erregte Sinne,
Ich suche blos in dir mein Glück.
Hier werd ichs alle Stunden inne,
Hier hab ichs jeden Augenblick;
Und trotze durch Gelassenheit
Dem Lauf der Zeit.

XI.*)

Zur Wachtel, welche der Gefahr,
Dem Garne kaum entronnen war,
Lies sich der stolze Hensling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder,
O sage, wie es immer gieng,
Daß du nicht flohst, und man dich fieng.

Mich lockte jene grüne Saat,
Indem ich nun in Ruhe trat:
So hört ich tiefer in dem Waitzen,
Ein süßes Tönen, süßes Reitzen;

*) (Vorher mit der Ueberschrift: Die bestrafte Unempfindlichkeit. Eine Fabel. in den Belustigungen des V. u. W. 1741, S. 183; später verändert in den Fabeln und Erzähl. f. Thl. 1, S. 250. Die Wachtel und der Hänfling.)

Ich lief, kaum war ich bey dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn,
Dir Flattergeist ist recht geschehn,
Man muß, will man der Lust genießen,
Die Freyheit zu behaupten wißen;
Und wenn ich aus mir selber wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr.

Der Hensling fliegt, die Wachtel weint,
Kurz drauf erblickt sie ihren Freund,
Verzagt und nur mit halbem Leben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Wie, rief sie, kömmt es, lieber Gast,
Daß du dich hier gefangen hast?

Die Freundinn, sprach er, gieng mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah:
Aus Freundschaft, da ich nichts vermuthe,
Setzt sich mein Fuß auf diese Ruthe;
Nun weiß ich Aermster auf der Welt,
Nicht was mich hier gefangen hält.

O, sprach die Wachtel, schweige still,
Es halte, was dich immer will.
Der Liebe reitzendes Entzücken
Kann uns auf tausend Art berücken;
Und säh es wie die Freundschaft aus,
Die Liebe macht ein Garn daraus.